Digitized by Google

Das ſchönere Geſchlecht

Digitized by Google

Es erſchien von

Georg Freiherrn von Ompteda

Romane

Die Sünde. Geſchichte eines Offiziers.
Drohnen. Moderner Roman.
Unſer Regiment. Ein Reiterbild.
Maria da Caza.
Der Zeremonienmeiſter.
Philiſter über dir!
Die Radlerin. Geſchichte zweier Menſchen.
Monte Carlo.
Traum im Süden.

Deutſcher Adel um 1900

Erſter Teil
Sylveſter von Geyer.

Zweiter Teil
Eyſen.

Dritter Teil
Cäcilie von Sarryn.

Novellen

Freilichtbilder. Skizzen und Novellen.
Vom Tode.
Unter uns Junggeſellen. Freie Geſchichten.
Weibliche Menſchen.
Die ſieben Gernopp. Eine luſtige Geſchichte.
Leidenſchaften. Männliche weibliche ſächliche Geſchichten.
Luſt und Leid.

Gedichte

Von der Lebensſtraße und andere Gedichte.

Theater

Eheliche Liebe. Schauſpiel in drei Akten.

Freie Übertragungen aus dem Franzöſiſchen

Oſſit: Ilſe.
Maupaſſant: Fräulein Fifi.
Maupaſſant: Die Schweſtern Rondoli.
Maupaſſant: Miß Harriet.
Maupaſſant: Das Haus.
Maupaſſant: Mondſchein.
Maupaſſant: Herr Parent.
Maupaſſant: Der Horla.
Maupaſſant: Die Schnepfe.
Maupaſſant: Der Liebling.
Maupaſſant: Ein Menſchenleben.
Maupaſſant: Stark wie der Tod.
Maupaſſant: Dickchen.
Maupaſſant: Hans und Peter.
Maupaſſant: Die kleine Roque.
Maupaſſant: Nutzloſe Schönheit.
Maupaſſant: Der Tugendpreis.
Maupaſſant: Schnaps-Anton.
Maupaſſant: Unſer Herz.

Digitized by Google

Das schönere Geschlecht

Novellen

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Berlin W
F. Fontane & Co.
1902

Digitized by Google

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

Digitized by Google

Inhalt:

	Seite
Der Sergeant	1
Neun Jahre	41
Mutter	61
Café Glücksfall	105
Purzl	123
Die Lebensgefährtinnen	141
Der Fund	275
Die Hochzeit	291
Ein Leben	329
Die Wand	343
Heimkehr	365

(RECAP)
3478
.23
.383

863061

Digitized by Google

Der Sergeant

Digitized by Google

Unteroffizier Mischke war Sergeant geworden.

Der Dienst war zu Ende, und um seine Knöpfe leuchten zu lassen, ging er in sein Kasernenzimmer und zog die Extrauniform an, auf die der Schwadronsschneider noch schnell das Abzeichen des neuen Dienstgrades hatte nähen müssen. Dann stellte er sich vor den kleinen Spiegel, an dem die eine Ecke fehlte, pomadisierte sich den Kopf ein, zog einen Scheitel, wichste sich den Schnurrbart in die Höhe, schnallte den Säbel um, bürstete noch einmal die Uniform ab und ging aus.

Auf dem Kasernenhof blickte er mit durchbohrenden Augen einen Rekruten an, der vorbeikam und, wie der Sergeant meinte, nicht stramm genug seine Ehrenerweisung machte.

Aber er sagte ihm nichts. Heute wollte er einmal ein Auge zudrücken, denn es war ein Ehrentag für ihn, der seiner dritten militärischen Beförderung: zuerst Gefreiter, dann Unteroffizier, heute Sergeant.

Damit war es nach Sergeant Mischkes Ansicht noch nicht zu Ende, denn er wollte Wachtmeister werden. Er war nie bestraft, nicht mit einer Stunde Nachexerzieren, er

Digitized by Google

hatte als Dragoner niemals auch nur dem Berittführer die Zäumung ein zweites Mal vorbringen müſſen, er hatte keine Ausſtellung erfahren, ſeitdem er den bunten Rock trug.

Und der Sergeant hatte ein Recht dazu, er, der den ſtrengſten Maßſtab an ſich ſelbſt legte, auch von ſeinen Untergebenen Ordnung, Pünktlichkeit, Gehorſam zu verlangen.

Die Sonne ſchien hell. Es war ein warmer Frühlingstag, ſchon dem Sommer nahe. Der Flieder duftete im kleinen Unteroffiziersvorgarten der Kaſerne, deſſen Oberaufſicht dem Sergeanten übertragen war.

Und er ſah ſich um in dem peinlich ſauber gehaltenen Gärtchen, das etwas militäriſch Strammes und Straffes hatte. Rechts und links begleitete den Pfad eine ſcharf gerichtete Reihe von Roſenſtöcken mit grünen, gelben und blauen Glaskugeln, ein Geſchenk des Rittmeiſters an die Unteroffiziere, die ſich das auf Miſchkes Antrag glühend gewünſcht.

Der Garten war ſeine Beſchäftigung außer Dienſt, denn was die Kameraden anzog: Tanz, Mädchen, ein Glas Bier, hatte für ihn keine Bedeutung. Er hatte ſich um die einfältigen Weiber nie gekümmert, wie er bärbeißig ſagte. Er rauchte nicht, ſondern ſparte das Geld dafür; er trank nicht und ſah es nicht einmal gern, wenn es andere thaten, denn — wie er zu ſagen pflegte — ein Soldat ſoll immer den Kopf frei haben. Dafür war er ein guter Sohn, und der Mutter ſchickte er von ſeinem Erſparten, ſoviel er nur konnte, mehr als irgend ein anderer.

Es war heiß. Der Sergeant ging langſam die lange

Digitized by Google

Kastanienallee hinunter, die nach Friedeberg führte, wo das Regiment in Garnison lag. Die Straße war staubig. An der einen Seite sah man den Sommerweg tief ausgehöhlt, mit Sand beschüttet, von unzähligen Hufspuren bedeckt; dort ritt das Regiment durch den Ort zum Exerzieren, denn der Exerzierplatz lag jenseits Friedebergs.

Aber dort ging der Sergeant nicht, das hätte die frischgewichsten Stiefel beschmutzt, sondern er sprang mit einem Satz, indem er den Säbel hob, über den Graben und schritt auf dem schmalen bewachsenen Rasensaum der Stadt zu.

Er pfiff Signale, denn auch außer Dienst pflegte er sich nützlich zu beschäftigen, so wie er gelernt, kein Pferd vorüber zu lassen, das er nicht auf Gebrechen und Bau angesehen, keinen Wasserlauf, ohne sich zu fragen, wie man hinüberkäme, keine Ortschaft, ohne in Gedanken festzustellen wie sie hieße.

Es dauerte eine Weile. Er machte das ganze Exerzierreglement durch mit Pfeifen, ließ die Schwadron aufmarschieren, schwenken, abbrechen — endlich wieder Aufmarsch und nun zur Attacke angesetzt, Signal Trab! Signal Galopp! Den untergelegten Text sprach er vor sich hin:

— Schenkel ran, Schenkel ran! — Laßt ihn laufen, was er kann.

Er war so beim Exerzieren, daß er beinah über jemand gestolpert wäre, der auf seinem schmalen Rasenweg im Graben saß. Und der Sergeant erschrak fast, als eine Stimme rief:

Digitized by Google

— Nu, ſehen Se ſich doch vor, Herr Unt'roff'zier!

Der Sergeant blieb ſtehen. Das kränkte ihn: Unteroffizier war er nicht, ſeit heute nicht mehr. Und er wäre bald dem Weſen im Straßengraben grob geworden, das ihn nicht bei der richtigen Charge angeredet. Doch es war ein Mädchen, das da ſaß, ein blondes, derbes, ſtarkbuſiges, rotwangiges Ding mit prachtvollen weißen Zähnen.

Sie lachte ihn an, er ärgerte ſich und machte einen Bogen.

Im Vorüberſchreiten ſah er, daß ſie Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte, die links neben ihr lagen.

Er wollte ſich von dem Weibsbild nicht anfechten laſſen und ging weiter. Kurz vor den erſten Häuſern des Ortes blieb er noch einmal ſtehen, zog ſich den Waffenrock zurecht und ſtäubte mit dem roten Sacktuch vorſichtig die Stiefel ab.

Mit dem anderen Zipfel wiſchte er ſich dann über die Stirn, denn ihm ſchien es drückend heiß zu ſein.

Dann ging er ſtramm weiter, die Augen nach allen Seiten, ob er bei einem Dragoner eine Unvorſchriftsmäßigkeit entdecke oder ein Vorgeſetzter in Sicht ſei, den er zu grüßen hatte.

‚Der Soldat muß immer die Augen überall haben!‘ pflegte der Rittmeiſter zu ſagen.

In der Thür eines winzigen Ladens, der zur Werkſtätte führte, ſtand die Frau des Klempners Hitſchold. Der hatte für die beiden Lauben des Unteroffiziergartens Wetterfahnen gemacht, und der Sergeant fühlte das Bedürfnis, von ſeiner Beförderung Kenntnis zu geben.

Die Frau redete ihn auch ſchon an:

Digitized by Google

— Nu, Herr Mischke, so fein heute!

Er strich sich den Schnurrbart und stemmte den Säbel auf:

— Ja, heute is ooch Grund.

Aber sie sah die Knöpfe nicht, und er machte sie aufmerksam:

— Ich bin Sergeant, sehen Sie, Frau Hitschold. Na, ich kann soweit zufrieden sein. 's is ganz hübsch schnell gegangen.

Die dicke Frau hielt ihren Jüngsten auf dem Arm und lag der Last wegen ganz im Kreuz. Sie drehte sich herum, bat den Sergeanten, einzutreten, und als er im Laden stand, setzte sie das Kind zu Boden, holte aus der Ecke eine Flasche mit Kornschnaps, goß ein kleines Glas voll und sagte, da sie immer bestrebt war, für ihren Mann Geschäfte zu machen:

— Nu, Herr Mischke, wollen Se nich zulangen. Und vergessen Se uns nich, wenn's wieder 'ne Arbeit giebt.

An solchem Tage meinte er es nicht abschlagen zu können. Er zog den rechten Handschuh aus, setzte das Gift an die Lippen und schüttete es in einem Zuge hinter. Dann sog er es ein und strich sich mit dem Rücken der Hand über den Mund, worauf er sofort den Handschuh wieder anlegte und mit ein paar Worten den Laden verließ.

Er ging langsam die Straße weiter. Aber drüben lag eine Materialwarenhandlung. Dort konnte er eigentlich nicht so vorüber, denn der Besitzer war der Schwager seines Wachtmeisters. Da schadete es nicht, einmal den Liebenswürdigen zu spielen, was er doch selten genug that. Es

Digitized by Google

wurde sicher dem Wachtmeister hinterbracht, und beim Wachtmeister gut zu stehen, war gewiß nicht minder wichtig als beim Schwadronschef selbst.

Die Frau beglückwünschte ihn sofort. Das gewann sein Herz, und wenn er gezweifelt hätte, ob er den Verwandten des Wachtmeisters etwas zu verdienen geben sollte, so entschied das, und er verlangte eine Flasche Bier. ‚Lager' da es ‚Einfach' nicht gab.

An der Ecke stand eine Bank mit einem kleinen Tisch davor, eine Art Probierschank. Dort setzte er sich einen Augenblick hin. Der Materialwarenhändler erschien selbst und meinte, es habe sich jeder Mensch in Friedeberg gefreut über die Beförderung, da habe es doch einmal den Richtigen getroffen. Und in Glückseligkeit hatte der Sergeant seine Flasche beinahe geleert, als ihm einfiel, der andere möchte ihm Bescheid thun. Doch er besaß nicht mehr genug, und in der peinlichen Lage bestellte er sofort eine zweite Flasche.

Aber der Händler nippte nur, ward abgerufen, und ein sparsamer Mann, wie der Sergeant war, konnte er es nicht über sich gewinnen, etwas übrig zu lassen. So leerte er auch die zweite Flasche. Der Tag kam ja nicht wieder, und einmal in seinem Leben konnte er sich wohl etwas leisten.

Aber lag es an der Hitze, oder daß er zu schnell getrunken — genug, er fühlte, wie ihm der Alkohol zu Kopf gestiegen war. Darum ging er an die frische Luft, die Straße weiter hinunter durch den Ort, immer noch die Augen umherwandern lassend, was die Menschen dazu sagten, daß er, Unteroffizier Mischke, Sergeant geworden war.

Digitized by Google

Da bog ein anderer Sergeant von der dritten Schwadron um die Ecke, und sie standen einander gegenüber:

— Donnerwetter, Mischke! Ich hab's ja geheert, du bist ooch avangciert.

Der Sergeant besah sein Gegenüber, einen bartlosen, hageren Menschen, mit dem er in Hannover auf Reitschule gewesen. Es war eigentlich sein bester Freund, den er nur etwas aus den Augen verloren, da er bei einer anderen Schwadron stand.

Sie freuten sich, am gleichen Tage befördert worden zu sein, und Sergeant Kannebier schlug vor, sie wollten zusammen einen Spaziergang machen, vor die Stadt. So bummelten die beiden langsam zum Schützenhaus hinaus.

Es lag am anderen Ende des Ortes. Täglich rückten die Dragoner daran vorbei zum Exerzierplatz.

Aber jetzt ging Sergeant Mischke mitten auf der Straße, nicht mehr sorgfältig die gewichsten Stiefel schonend, als sei der erste Flecken mit dem Staub der Straße ihm schon angeweht.

Im Schützenhaus setzten sie sich in den Garten. Irgend etwas verzehren mußten sie, so bestellte denn jeder ein Glas Bier.

Die dicke Guste brachte es, sagte, ohne gebeten zu sein:

— Ich bin so frei! — nippte an beiden Gläsern, wischte dann mit dem Tuch Rand und Boden ab und setzte sie auf den Tisch.

Es war Sonnabend und noch niemand im Lokal. Kannebier hatte bald sein Glas geleert und befand sich

Digitized by Google

ſchon beim zweiten, als Miſchke kaum noch etwas getrunken hatte.

Der von der dritten Schwadron höhnte:

— Nu, Miſchke, ſäufſt de immer noch niſcht?

Das ärgerte den Sergeanten. Sonſt war er ſtolz darauf, nichts zu trinken. Jetzt aber ſetzte er das Glas an, leerte es, klappte damit auf den Tiſch, das Mädchen erſchien, ein neues Bier kam, die beiden ſtießen an: — Die Reitſchulzeit! das Avancement! — und das zweite Glas ſtand leer da.

Der Sergeant war nichts gewöhnt und hatte längſt zu viel getrunken. Wenn man ihm auch nichts anmerkte, ſo fühlte er es doch ſelbſt. Es erwachte in ihm etwas Grundſatzloſes, etwas Empörtes und Empörendes, das Gefühl: es iſt ja alles Wurſt! Er hatte dem Dienſt und der Pflicht gelebt, er hatte ſich geſchunden wie ein Hund, der Mutter einen Notgroſchen geſchickt, nie etwas für ſich gethan, — jetzt wollte er einmal an ſeinem Ehrentage ſich verteufelt unterhalten. Und plötzlich ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch und rief:

— Kannebier! Heute wollen mer e Ding formieren!

Und zum Zeichen deſſen beſtellte er, was ſie ſich nie ſonſt boten, eine Flaſche Rotwein.

Bei der ſaßen ſie lange Zeit. Es ging nicht ſchnell — aber ſie wirkte ſicher. Es war aber auch ein mörderiſches Zeug. Und als die erſten Gäſte abends kamen, denn es ſollte Tanzmuſik ſein, wie immer Sonnabends und Sonntags, ſtand Miſchke am Eingang, drehte ſeinen Schnurrbart, qualmte wie ein Schlot, beſah mit glänzenden Augen eines

Digitized by Google

der Fabrik- oder Bauernmädchen, die zu Tanze kamen, nach dem anderen, zwinkerte sogar dem Sergeanten Kannebier zu, wenn ihm eine besonders gefallen, und ging dann in den Saal.

In der Mitte lag der Tanzboden, rundum liefen Galerieen mit einzelnen Tischen, oben spielte ein Civilorchester, fünf Mann der Stadtkapelle, die trotz der geringen Anzahl Instrumente einen ohrenbetäubenden Lärm verursachten.

Die roten Vorhänge an den hohen Fenstern wurden zugezogen, die Petroleumlampen am großen Kronleuchter angesteckt, der Tanzordner, ein Vorarbeiter aus der Anilinfabrik nebenan, stand in der Mitte mit krummen Beinen, zwischen denen die langen Schöße seines Frackes niederhingen wie der Klöppel in einer Glocke.

Er klatschte in die Hände, die Paare traten an, zahlten den „Zehnpfenger", und dann ging es los: „Ach, wie so süß," dann: „Komm, meine Hulda," endlich der Galopp: „Mädel, Mädel, willste nich."

Es echote in dem Raum, das Blech dröhnte, man hörte Scharren und Schleifen; mit andächtigen Gesichtern drehten sich die Paare in schwerer Arbeit.

Ein Elegant tanzte gegen den Strich in der Mitte einen winzigen Kreis auf dem Schatten, den die Petroleumlampen des Kronleuchters niederwarfen.

Es war nicht so voll wie Sonntags, die Dragoner fehlten. Dafür machte sich das Civil breit. Die einzigen Vertreter des Militärs, die beiden Sergeanten am Ecktisch, störten nicht.

Sie beteiligten sich auch nicht am Tanz, sondern tranken

Digitized by Google

noch eine Flasche Wein, rauchten stumm mit hochroten Gesichtern und ließen nur ab und zu einmal klirrend den Säbel fallen. Sonst waren sie sich ganz ihrer Würde bewußt. Der Wirt kam zu ihnen, die Wirtin begrüßte sie, und beide Male wollten sich die Dragoner nicht lumpen lassen und bestellten noch etwas, sei es ein paar Cigarren, sei es einen Schnaps.

Es war schon nach zehn Uhr. Um elf mußten die Chargierten in der Kaserne sein. Aber immer noch hatten sie nicht getanzt.

Sergeant Mischke legte sich mit beiden Armen auf die Brüstung, stützte sein Kinn in die Hände und blickte mit ausdruckslosen Augen auf die Schar der Tanzenden hinab. Da ward er plötzlich aufmerksam. Er hatte etwas Bekanntes gesehen. Im nächsten Augenblick riß er sich zusammen: da drüben stand das Mädchen, das heute Nachmittag im Graben gesessen. Und mit einem Male erschienen die bloßen Füße vor des Sergeanten Phantasie, und unwillkürlich lief sein Auge hinab, als müßte sie noch barfuß gehen.

Sie hatte ihn erkannt und grinste über das ganze Gesicht. Dann ging sie langsam um den Saal und blieb wie von ungefähr vor dem Sergeanten stehen, ganz dicht, daß er das dicke Mädchen atmen sah und sein eigener Hauch, den er stöhnend ausstieß wie eine Lokomotive, ihr unordentliches Haar am Ohr ins Wehen brachte.

Da drehte sie sich um und sagte, indem sie die festgefügten großen Zähne wies:

— Was blasen Se denn so, Herr Unt'roff'zier?

Digitized by Google

Er ward böſe:

— Erſchtens blaſe ich nich, und zweetens bin ich kee Unteroffizier!

Da wandte ſie ſich ganz herum und den Tanzenden den Rücken:

— Sie haben aber doch die Treſſen, das verſteh ich doch!

Er deutete auf ſeine Knöpfe:

— Nu, Mädel, 'nen Sergeanten wirſcht de doch erkennen!

Sie ſchien ſich nicht zu wundern, daß ſie geduzt ward. Und er redete nun immer weiter, nannte ſie „du“ und „Mädel“, während ſie bei ihrem „Herr Unt'roff'zier“ und in der dritten Perſon blieb.

Inzwiſchen war Kannebier vom Tiſch fortgegangen, und das Mädchen ſetzte ſich, ohne aufgefordert zu ſein, auf ſeinen Platz. Sie blieben ſtumm nebeneinander und ſahen dem Tanz zu. Er bewahrte ſeine Haltung, ſie lächelte ihn ab und zu verſtohlen an, als ſchäme ſie ſich. Da ſuchte er unter dem Tiſch ihre Hand und drückte ſie, ohne ein Wort zu ſprechen. Sie war groß, kräftig, Feldarbeit gewohnt. Er legte ſie ſich aufs Knie, ſtrich über den Handrücken — und ſie ließ es geſchehen.

Im Saal war es unerträglich heiß geworden. Dem Sergeanten ſtanden die Schweißtropfen auf der Stirn, und auch des Mädchens Finger fühlten ſich feucht an.

Der Sergeant wollte eine Einleitung finden, aber er wußte nicht, was ſagen. Endlich meinte er mit ſeiner gewohnten Anrede:

Digitized by Google

— Mädel, wo biſt de denn her?

— Nu, vom Gute!

— Was für eens denn?

— Hartmannsdorf!

Das war einer der Direktionspunkte beim Exerzieren; den „Kirchturm von Hartmannsdorf“ kannte er genau, und den Ortsausgang hatte er auf Felddienſtübungen ſchon zweimal verteidigt.

— Mußt de denn heite wieder 'naus? — fragte er.

— Nu, natierlich! Ich bin doch bloß 'reingeſchickt.

Er erinnerte ſich plötzlich der vorgeſchrittenen Zeit, er mußte ja zur Kaſerne zurück. Da ſchlug er ihr vor, weil er nicht ſagen wollte, daß er zur beſtimmten Stunde heimzukehren hätte, er, Sergeant Miſchke:

— Mädel, wenn de jetzt mitkommſt, kann ich dich e Stick hinbringen.

Sie war einverſtanden, leerte noch, ehe ſie gingen, ſein Glas, und da Sergeant Kannebier nicht wiederkehrte, ging er unter dem Vorwand, er wolle nach dem Kameraden ſehen, zuerſt allein davon. Sie folgte. Er hatte trotz der umnebelten Sinne das Gefühl: das ſchickt ſich nicht für einen königlichen Sergeanten.

Sie wählten den Weg außen herum über die Promenade, durch dunkle, ſchweigende Straßen. Er hob den Säbel, daß er keinen Lärm machen ſollte, ſtampfte ſchwer mit ſeinem Reitertritt neben ihr her in wiegendem Gang, während leiſe die Räder ſeiner Sporen klirrten.

Mit der rechten Hand hielt er die des Mädchens. In der Dunkelheit rutſchte er allmählich am Arm hinauf,

Digitized by Google

ſchlug ihn um die Schultern, preßte das dicke Ding an ſich und ging ſo, leiſe durch den Wein von der geraden Linie abweichend, den Weg zur Kaſerne hinaus, den auch ſie nehmen mußte, um Hartmannsdorf zu erreichen.

Unterwegs hatte es dreiviertel geſchlagen. Sein ſoldatiſches Ich ſagte ihm, er mußte in die Kaſerne.

Aber vorher wollte er einen Kuß haben. Doch ſie ſtemmte ihm die Ellbogen entgegen:

— Da giebt's niſcht!

Ein Kampf entſtand, aber das Mädchen hatte Kräfte, und er wollte es nicht mit ihr verderben.

Sie meinte:

— Wenn Se mich noch e Stick hinbringen, über die Kaſerne 'naus, Herr Unt'roff'zier . . . .

— Was dann?

— Nu, das werden Se ſehn. Aber ich fürcht' mich hier an der Kaſerne.

Er meinte noch Zeit zu haben und ging — ging weiter, immerfort, und immer ab und zu ſagte er zu ihr, die er an ſeiner Seite fühlte:

— Mädel, nu krieg ich 'nen Kuß!

Doch immer hielt ſie ihn hin, zog ihn weiter, und ſchließlich war er, vom Weindunſt umgaukelt, von dem Mädchen bethört, weit, weit hinausgegangen, die lange Allee nach Hartmannsdorf hinab. Immer zog ſie ihn weiter, immer verſprach ſie ihm, nie hielt ſie Wort. Er kam in Erregung, und ſchließlich rief er:

— 's is mir alles eens, wenn ich den Kuß nich kriege, da ſoll doch gleich der dreimal gottverdammte

Digitized by Google

Satan dreinfahren. Bei mir heeßt's Order parieren! Hörste!

Er hatte so drohend gesprochen, daß sie endlich in ihrem Widerstand nachließ, und er den großen Schnurrbart auf ihren Mund drückte. So blieben sie im Mondschein stehen, der ihren Schatten riesig lang, zu einer Säule vereinigt, auf die staubweiße Straße warf.

Da hörte er ganz fern eine Turmuhr schlagen — zweimal.

Das ging ihm durch Mark und Bein: halb? Was war das? Halb elf nicht — denn elf mußte es schon gewesen sein — halb zwölf. Er kam also zu spät. Nach elf Uhr konnte er nicht mehr hinein. Ein Nachtzeichen hatte er nicht: das sollte er erst morgen bekommen. Und mit einem Mal packte ihn das Entsetzen: er sah schon den Rittmeister vor sich stehen und hörte ihn sagen: Nun, Mischke, ist das der Dank fürs Avancement?

Da riß er sich los und rief:

— Mädel, kommst de morgen rein? Morgen is Sonntag.

Sie sperrte dumm den Mund auf:

— Nee. Morgen geht doch de Selma. Ich bin doch uf'm Rittergut.

Da kam ihm ein Entschluß:

— Bist de zu Haus?

— Natierlich!

— Abends?

— Nu ja.

Und er dachte, ich bleibe morgen freiwillig in der

Digitized

Kaſerne bis nach dem Abendſtall! Wenn das der Rittmeiſter erfährt, iſt er vielleicht beſänftigt, denn ſolcher Dienſteifer macht guten Eindruck. Darum ſagte er:

— Ich bin um neine gleich hinterm Gut am Weg nach Rodewig.

Sie gaben ſich noch einen Kuß, dann lief er, als gelte es ſein Leben, den Säbel unter dem Arm ſpornſtreichs der Kaſerne zu.

Unterwegs fiel er einmal hin. Er begriff ſich nicht, hatte er denn ſo viel getrunken? Er raffte ſich auf, ſein Knie ſchmerzte, er fühlte an die Hoſe, ob ſie zerriſſen wäre — nein. Dann rannte er weiter. Als er an die Kaſerne kam, ſchlug es dreiviertel.

Er ſah vor ſich eine Geſtalt, und als der Mondſchein über die Mauer fiel, glaubte er ſicher zu ſein, daß es der Wachtmeiſter war.

Nun rannte er nach. Er hoffte, mit ihm zu gleicher Zeit in die Kaſerne zu kommen. Angeſchnauzt würde er werden, aber vielleicht ließ der Gnade vor Recht ergehen, denn der Sergeant war doch jahrelang tadellos in ſeiner Führung geweſen.

Erſt kurz vor der Kaſerne erkannte er die Geſtalt, und ſchon rief ſein Rittmeiſter:

— Sergeant, wo kommen Sie denn her?

Er riß die Beine zuſammen, hob vorſchriftsmäßig das Säbelgefäß zur Hüfte, reckte ſich und ſagte ſchnell, kurz und laut:

— Ich habe mich verſpätet, Herr Rittmeiſter.

Der Rittmeiſter antwortete in gedämpftem Ton, daß es der Poſten am Kaſernenthor nicht hören ſollte:

Digitized by Google

— Mischke, das ist der Dank?

Eine Weile betrachtete er ihn, während dem Sergeanten beinahe die Sinne schwanden. Sein Ausdruck schien böse, allmählich aber hellten sich seine Züge auf, er hob den Finger, drohte und sagte wiederum leise:

— Mischke, daß mir das nicht wieder vorkommt. Sie wissen doch, wenn Sie ein Nachtzeichen haben wollen, ein Unteroffizier von Ihrer Führung bekommt es bei mir jedesmal. Na, kommen Sie her, ich nehme Sie mit rein. Aber lassen Sie es sich zur Lehre dienen.

Und die beiden gingen durchs Kasernenthor, das der Posten geöffnet, stumm nebeneinander her. Dann, ehe der Rittmeister zum Stall abbog, sagte er kurz zu seinem Sergeanten, der stehen blieb und die Beine zusammenschlug, daß es krachte und klirrte:

— Gute Nacht, Mischke!

— Gute Nacht, Herr Rittmeister!

* * *

Am Morgen konnte es dem Sergeanten Mischke keiner recht machen. Mit rollenden Augen lief er im Stall herum, und erst als die Leute hinaufgingen ins Revier, ließ er sich gehen, trat in eine Ecke und spülte sich den Kopf im Stalleimer, denn ihm war wirr und wüst zu Sinn.

Der Rittmeister erschien. Der Sergeant wagte seinen Vorgesetzten gar nicht anzublicken. Aber der Rittmeister sagte sogar ein freundliches Wort über die Ordnung, die in dem Beritt herrschte.

Digitized by Google

Doch es klang dem Sergeanten als unverdientes Lob, und er hätte in Grund und Boden ſinken mögen, wenn er an den geſtrigen Abend dachte.

Beim Appell ſtanden die Mannſchaften in zwei Gliedern da in ihrem Ausgehanzug, alles blitzte und blinkte, und Sergeant Miſchke lief noch einmal, die Kleiderbürſte in der Hand, an der Reihe ſeiner Dragoner auf und ab, um jedes Stäubchen zu entfernen, das ſich etwa auf die blanken Röcke geſetzt hätte.

Dabei ging er gemeſſen, ſtramm aufgerichtet mit fürchterlichen Blicken und drohend aufgewirbeltem Schnurrbart. Er ſchaute jeden einzelnen an, als wollte er ihn vernichten, prüfte jede Kleinigkeit des Anzugs und konnte ſich nicht genug thun in Zurechtziehen, Kehrtmachen laſſen, Unterſuchen vom Putzzuſtand des Säbels, der Knöpfe. Er ließ die Leute abwechſelnd die Beine heben, um zu ſehen, wie die Sporen geputzt, ob nicht etwa die Sohlen der Stiefel durchgelaufen wären. Und als der Rittmeiſter kam, der Wachtmeiſter „Stillgeſtanden“ rief, ſtand er in der Reihe der Unteroffiziere vor der Front, als der Schwadronschef längſt „Rührt euch“ befohlen, noch immer da, einer Erzfigur gleich, mit finſterem Dienſtausdruck, als dürfte er ſich niemals rühren.

Er begleitete den Rittmeiſter wie immer, als er an ſeinen Beritt kam und die Front abſchritt, winkte dem Rekruten Gerlach, der, wie er meinte, ein wenig den Kopf hängen ließ, wütend zu, indem er das Kinn anzog, ſich aufrichtete und mit rollenden Augen die Haltung ſelbſt annahm, wie er ſie bei dem Rekruten an Strammheit wünſchte.

Digitized by Google

Aber am Beritt des Sergeanten war nichts auszuſetzen, die Leute traten weg, und der Rittmeiſter blieb noch mit dem Wachtmeiſter ſtehen. Sergeant Miſchke hatte ſeine Extraſachen nicht angezogen. Da rief ihn plötzlich der Rittmeiſter:

— Sergeant Miſchke!

— Herr Rittmeiſter!

Trab lief er herbei, ſchlug die Abſätze zuſammen, daß die Sporen klirrten, und blieb ſtarr ſtehen. Er erwartete nichts anderes, als daß er noch einmal zur Rede geſtellt werden ſollte, wobei ihm des Wachtmeiſters Anweſenheit beſonders auf die Seele fiel.

Doch der Schwadronschef machte ein freundliches Geſicht:

— Nun, wollen Sie denn nicht ausgehen heute?

— Nein, Herr Rittmeiſter.

— Aber es iſt Sonntag. Sie müſſen doch Ihre Knöpfe zeigen!

Der Sergeant wollte antworten, er ſei geſtern ausgeweſen, aber in der Erinnerung an ſeine ſchmachvolle Heimkehr wagte er es nicht. Und der Rittmeiſter fuhr fort:

— Ich höre eben vom Wachtmeiſter, daß Sie kein Nachtzeichen erbeten haben?

— Nein, Herr Rittmeiſter.

— Warum denn nicht?

— Ich wollte nicht ausgehen, Herr Rittmeiſter.

Der Rittmeiſter lächelte und ſagte, indem er halb dabei den Wachtmeiſter anſah:

Digitized by Google

— Es hat mich gefreut, Mischke, daß Sie so haushälterisch mit Ihrer Löhnung umgehen, daß Sie sogar Ihrer Mutter noch etwas schicken können. Das ist hübsch von Ihnen, und wenn ein Sohn gut ist gegen seine Mutter, wird es ihm, denke ich, wohl einmal vergolten werden. Da scheuen Sie wohl die Ausgabe heute, denn Sie werden doch irgendwo ein Glas Bier trinken wollen?

Dem Sergeanten flimmerte es vor den Augen, als er seinen Rittmeister, den die Schwadron liebte und verehrte wie einen Vater, so reden hörte, und immer wieder brannte ihm sein Fehler von gestern auf der Seele. Da fragte ihn der Vorgesetzte noch einmal:

— Also Sparsamkeit?

Er mußte etwas antworten. ‚Nein‘ konnte er nicht sagen, dann hätte er einen Grund angeben müssen, und eher hätte er sich die Zunge abgebissen. Darum log er zum erstenmal im Dienst und sagte kurz, scharf, militärisch, fast wütend:

— Zu Befehl, Herr Rittmeister!

Der Schwadronschef drehte sich etwas zur Seite, that ein paar Schritte, suchte in der Tasche und trat dann zum Sergeanten:

— Ich freue mich, einen Mann wie Sie bei der Schwadron zu haben. Wenn Sie die Ausgabe scheuen, so macht Ihnen das alle Ehre. Hier, Mischke, machen Sie sich mal heute einen guten Tag.

Dabei drückte er ihm ein Goldstück in die Hand. Der Sergeant riß die Augen auf und sagte, indem er wie zur Betonung plötzlich einen halben Schritt seitwärts trat und noch einmal die Beine zusammenschlug:

Digitized by Google

— Danke gehorſamſt, Herr Rittmeiſter!

In dieſem Augenblick trat zum Wachtmeiſter der Schwadronsſchreiber, der etwas zur Unterſchrift brachte, und das benutzte der Rittmeiſter, dem Sergeanten zu ſagen:

— Laſſen Sie ſich über geſtern Abend keine grauen Haare wachſen. Ich will nichts geſehen haben. Sie bekommen Nachtzeichen. Viel Vergnügen.

Der Rittmeiſter grüßte kurz und wandte ſich um, die Unterſchriften zu vollziehen.

Der Sergeant aber machte Kehrt wie das Donnerwetter und ging davon, immer noch den Säbel in vorſchriftsmäßiger Haltung.

Eigentlich wollte er trotzdem nicht ausgehen. Und den ganzen Nachmittag blieb er in der That auf der Stube und las das Exerzierreglement, die Felddienſtordnung und die Schießvorſchrift. Als es Abend geworden war, ging er in den Stall, wobei der Wachtmeiſter erſtaunt fragte, ob er denn noch nicht fort ſei.

Da meinte der Sergeant, er müſſe gehen, er beleidige ſonſt ſeinen Rittmeiſter, der ihm das Geld geſchenkt und ihn am nächſten Tag fragen könnte, ob er ſich gut unterhalten. Was ſollte er dann antworten? Er konnte doch nicht ſagen, er habe das Geld eingeſteckt und ſei zu Haus geblieben. Denn der Wunſch des Rittmeiſters erſchien ihm Befehl.

So zog er denn nach dem Abendſtall ſeine Extraſachen an und ging die Kaſtanienallee hinunter zur Stadt. Er wollte auf keinen Fall nach Hartmannsdorf zu dem

Digitized by Google

Mädchen. Das war gestern sein Verderben gewesen, und es mußte ihm eine Lehre sein.

Aber sonderbar — als er an der Stelle vorüber kam, wo sie gestern im Graben gesessen, stand das Bild wieder vor seinen Augen, die bloßen Füße, die ihn erregten, er wußte nicht warum, und das ganze aufdringliche, lockende, grinsende Wesen des breiten, dicken Bauernmädchens mit den festgefügten, fast fletschenden Zähnen. Und plötzlich machte er Kehrt und war auf dem Wege zur Kaserne.

Zur Kaserne nicht — er wollte nach Hartmannsdorf. Aber die Vernunft siegte. Nein, er durfte nicht! Und er ging abermals zur Stadt. Doch wie er zum zweiten Mal an der Stelle vorbeikam, die er sich genau gemerkt, sah er das zerlegene Gras, staubgrau, niedergedrückt, als hätte eben noch jemand dort geruht. Und dieser Anblick brachte ihm das Bild des Mädchens wie eine Zwangsvorstellung ins Gehirn zurück. Es packte ihn ein solch wahnsinniges Bedürfnis, sie wiederzusehen, daß er abermals Kehrt machte und beinahe Trab der Kaserne zulief.

Es war ja lächerlich! Was konnte denn geschehen? Er war doch seiner Sache sicher; nachdem der Rittmeister gestern ein Auge zugedrückt und heute so liebenswürdig mit ihm gewesen, war er nicht der Mann, undankbar zu sein. Und er hatte es dem Mädchen versprochen. Was thaten denn die anderen? Er war der Vernünftigste, Solideste der ganzen Schwadron. Sein Versprechen wollte er halten.

Bei diesen Betrachtungen ertappte er sich dabei, daß die Kaserne längst in seinem Rücken lag und er sich

Digitized by Google

auf der Kastanienallee befand nach Hartmannsdorf. Sie ging hier in Obstbäume über, so daß weniger Schatten fiel und ihm bald warm ward, denn die untergehende Sonne brannte noch immer.

Als er an das Dorf kam, begann es schon dunkel zu werden. Er suchte die Wegegabelung, wo er das Mädchen erwarten sollte.

Die Gebäude des Rittergutes, ein langgestrecktes, rotes Dach mit einer Art Glockentürmchen darauf, schimmerten unbestimmt durch das Grün des großen Gutsgartens.

Der Sergeant schlich vorsichtig an der Mauer hin, denn er meinte Stimmen zu hören, dann blieb er stehen, lauschte — nein, es war nichts. Endlich setzte er sich ins Gras, nahm die Mütze ab, wischte den Schweiß, legte den Säbel zwischen die Kniee und blieb dort versteckt sitzen, das Nahen des Mädchens erwartend.

Doch niemand erschien. Da kam ihm die Idee, sie hielte ihn zum Narren, und er dachte daran, nach Friedeberg zurückzukehren. Doch er verschob es von Minute zu Minute.

Schließlich erhob er sich und trat eine Schleichpatrulle an, wie er es bei sich nannte. Er ging um die ganze Mauer des Gartens herum und endlich langsam in den Ort hinein, in der unbestimmten Erwartung, sie vielleicht doch irgendwo zu erblicken.

So kam er bis an den Eingang zum Gutshof. Der weite Raum mit den Scheunen und Wirtschaftsgebäuden und dem riesigen Düngerhaufen in der Mitte, um den eine hohe Holzumzäunung lief, lag verlassen da, so weit

Digitized by Google

er im matten Schein des Mondes erkennen konnte, denn die Luft war nicht klar wie gestern, sondern leichte Nebelschleier zogen ab und zu, das Nachtgestirn verdeckend, am Himmel hin.

Er war wütend: das Mädchen hatte ihn versetzt. Er fühlte sich in seiner Ehre als Sergeant gekränkt, als schände das Rock und Regiment.

Er, der im Dienst immer entschlossen gewesen, schwankte jetzt hin und her, was er thun sollte, während er wie ein Posten vor dem Gutshof auf und ab schritt.

Eine Frau kam vorüber, die einen Eimer trug, dann zwei Bauern mit einem Mädchen, langsam, schwerfällig einherschreitend, alle drei je einen Meter von einander entfernt, indem sie die ganze Dorfstraße einnahmen, daß man nicht wußte, waren es Nebenbuhler oder hatten sie nur vielleicht die Schwester besucht, mit der sie jetzt spazieren gingen.

Als er die drei kommen sah, blieb er im Schatten einer großen Linde in der Nähe des Gutseingangs stehen, und ließ sie vorüber.

Sie bemerkten ihn nicht.

Endlich riß ihm aber die Geduld, und er beschloß, das verfluchte Weibsstück, wie er es bei sich nannte, zu lassen, wo es war, und zur Kaserne zurückzukehren. Die Weiber brachten nur Unglück und Verderben über einen ehrlichen Reitersmann! Während er die Straße hinunterging, träumte er von weiterer Beförderung, von dienstlichen Freuden und Ehren, überlegte etwas, das er den Leuten seines Beritts noch zur Ermahnung sagen wollte,

Digitized by Google

kurz, war mit allen Gedanken und Sinnen so bei seinem Beruf, daß er völlig die Versuchung, die ihm gedroht, vergessen hatte, immer schneller lief und schließlich davoneilte, als würde er vom Gottseibeiuns verfolgt.

Es war jetzt ganz dunkel geworden. Der Mond hatte sich völlig hinter dichten Wolken versteckt, und man sah nur noch unbestimmt die Straße, die sich in schnurgerader Linie nach der Kaserne zog. Kein Laut war zu hören im Dorf, im Gut und auf dem Felde, nur der klirrend eilige Gang des Sergeanten und ab und zu in regelmäßigem Takt das Aufstoßen der Säbelschleppe auf dem Boden.

Da plötzlich rief eine Frauenstimme:

— Herr Unteroffizier!

Der Sergeant schrak zusammen, als sei das Kommando: Eskadron halt! erfolgt, blieb stehen, horchte hinaus, und einen Augenblick später fühlte er ein paar dicke, feste Arme, die ihn umschlangen.

— Mädel, wo warscht de denn? — rief er.

Sie überschüttete ihn mit einer Redeflut: es wäre noch in der Küche zu thun gewesen, aber jetzt warte sie schon eine ganze Weile, und warum er unpünktlich sei.

Das ging wider seine Soldatenehre. Unpünktlich? Nein, das gab es nicht. Und er setzte ihr auseinander, wie lange er gewartet. Sie bezweifelte es, er ereiferte sich — und während sie, als ob sie kämpften, miteinander redeten, überkam es ihn plötzlich, daß er sie packte und statt aller Widerrede seinen Schnauzbart auf ihren Mund drückte, sie an sich pressend, indem er breitbeinig dastand, der

Digitized by Google

Säbel sich am Koppel herumgeworfen hatte und nun hinter ihr quer vorlag, als wolle ihr die Waffe den Rückzug abschneiden.

Dann hakte er das Mädchen unter und ging mit ihr die Straße zurück dem Gutseingang zu.

Sie erzählte mit Zungenfertigkeit, was sie alles zu thun gehabt, und daß sie noch auf einen Augenblick hineinmüsse, aber gleich wiederkommen würde, er solle auf sie warten, und dann habe sie Zeit, Zeit, so lange er wolle. Im Dunkel gab er ihr noch einmal einen Kuß, breit und schmatzend, sie versprach, so schnell als möglich wieder da zu sein, dann war sie davon.

Er stellte sich in den Schatten der Linde ganz nahe an den Stamm und wartete.

Leute gingen vorüber, laut redend, zwei Betrunkene, die sich stritten, dann erschien in der Ferne ein Licht, man hörte Räderrasseln, ein Korbwagen kam, darin ein Bauernbursch im Sonntagsstaat, ein Mädchen neben sich, daß er umschlungen hielt. Als sie sich der Linde näherten, machte er den Versuch, sie an sich zu ziehen. Sie wehrte sich, er achtete nicht auf das Pferd, es lief im Zickzack, die Laternen schwankten und der Wagen wäre beinahe in den Graben gefahren.

Der Sergeant duckte sich tief in den Schatten, der Wagen tauchte wieder in die Dunkelheit, und alles war still.

Nun lauschte der Sergeant in das Dunkel hinaus mit angespannter Aufmerksamkeit, als befände er sich auf einer Patrulle. Nichts war von dem Mädchen zu hören. Endlich vernahm er Schritte, ein etwas schlürfender Gang,

Digitized by Google

und er ſah einen Bauernburſchen kommen, den Hut im Nacken, die Cigarre im Munde, die Hände in den Taſchen, über den Leib eine große ſilberne Uhrkette, wie die Kinnkette an der Kandare geſpannt.

Er gewahrte das alles jedesmal, wenn der Bauer an der Cigarre zog, dann wieder verſchwanden die Umriſſe ſeiner Geſtalt im Dunkel.

Der Burſche ging an den Gutseingang, blickte hinein, und gegen den Himmel zeichnete ſich ſein dunkler Schatten ab. Dann kehrte er zurück auf die Linde zu, ſo daß der Sergeant das Gefäß ſeines Säbels feſt packte, als nahte ſich ſeinem Späherpoſten ein Feind.

Doch der andere ging weiter, kaum drei Schritte am Baum und an Miſchke vorbei. Und wieder ſah jener, gerade als er vorüber kam, beim Ziehen an der Cigarre Geſicht und Hutrand, das Weiß der Manſchetten über den beiden Hoſentaſchen und die mächtige ſilberne Kette.

Endlich verhallten ſeine Schritte in der Finſternis.

Es ward hell, der Mond trat aus den Wolken, aber dann wieder huſchte ein Schatten über die Gebäude, das Thor, den weiten Hof — der Mond war fort. In der Ferne klang lautes Juchzen, irgendwo ganz weit ratterte ein Wagen, aus dem Gutshaus tönten ein paar Takte Klavierſpiel, dann ſchlug eine Thür zu — es war ſtill.

Der Sergeant hörte ein paarmal die Dorfuhr ſchlagen aber er hatte ja heute das Nachtzeichen. Da ſah er im Thorweg eine Geſtalt, es huſchte jemand heraus, er trat ein paar Schritte vor: ſie war es.

Sofort zog ſie ihn in das Dunkel zwiſchen Stall und

Digitized by Google

Linde und flüſterte ihm zu, ihn einmal „Herr Unt'roff'zier", dann wieder „du" nennend:

— De Kechin hat mir eben geſagt, daß der Wilhelm hier is. Er hat neingeguckt in'n Hof. Der darf's nich wiſſen, der ſagt's gleich der Herrſchaft.

Der Sergeant ärgerte ſich:

— Wer is der Wilhelm?

— Nu, der wollte was von mir — aber da wird niſcht draus!

Der Sergeant richtete ſich auf:

— Das geht mich doch niſcht an!

— O ja, der läuft uns gleich nach, wenn er dich ſieht, der is furchtbar ſchlecht.

Der Sergeant ſtampfte mit dem Fuße auf:

— Laß 'n doch kommen! Der is mir ganz pipe.

Doch ſie ſchien ängſtlich zu ſein:

— Nee, nee, der is ſo ſchlecht, der ſagt's gleich dem Herrn. Daß er uns bloß nich ſieht! Er is doch eben hier geweſen?

Der Sergeant drehte ſich den Bart:

— Wie ſieht er denn aus?

— Nu, nich ſo ſcheen wie Sie, Herr Unt'roff'zier. Das is e furchtbar eingebildeter Menſch, er thut ſich immer ſo rieſig dicke mit ſeiner dummen Kette.

Das fiel ihm auf — er dachte an die Uhrkette von vorhin. Und er beſchrieb dem Mädchen, was er geſehen. Da hörten ſie auch ſchon Schritte, ſie wußte es im Augenblick:

— Das iſt er!

Digitized by Google

Und nun flüſterte ſie ihm ins Ohr, während ſie ſich an ihn ſchmiegte und er ſie preßte, als wollte er ſie nie wieder loslaſſen:

— Ich muß jetzt fortmachen. Der darf uns nich weiſe werd'n. Sobald er weg is, komme ich naus. Ich kann hinter dem Laden gucken. Aber du wirſcht ooch ſicher hier bleiben?

Sie wartete ſeine Antwort nicht ab, ſondern huſchte hinein. Und einen Augenblick ſpäter tauchte der glühende Punkt einer Cigarre auf; der mit der Uhrkette kam vorüber, und wieder glänzte ſie, wenn er anzog.

Der Sergeant war wütend. Sein Zorn wuchs, als der Bauernjunge ſich gerade am Eingang aufpflanzte und ſtehen blieb, als wollte er den Platz nicht mehr verlaſſen.

Ein paarmal war der Sergeant nahe daran, auf ihn loszugehen und ihm zu befehlen, er ſolle ſich ſeines Weges ſcheren. Aber er meinte, der andere würde es ſchon ſatt bekommen und gehen. Doch Viertelſtunde auf Viertelſtunde verſtrich, und der Bauer wich nicht von ſeinem Platz. Ja er machte es ſich gemütlich, ſetzte ſich auf den Prellſtein am Thor, ſteckte ſich eine neue Cigarre an und gebrauchte ſogar nicht einmal die Vorſicht, im Schatten zu bleiben, denn wenn der Mond ſich auf Augenblicke zeigte, blieb er behaglich ſchmauchend im Licht ſitzen, ſo daß der Sergeant deutlich die auffällige Rieſenkette ſah, an der er jetzt ein gewaltiges ſilbernes Pferd als Anhänger erkannte.

Endlich erhob ſich plötzlich der drüben, ging am Stallgebäude entlang ein Stück in den Schatten, und der Sergeant hörte deutlich, wie er verſuchte, einen Fenſterladen zu öffnen, vielleicht um hineinzuſpähen.

Digitized by Google

Wieder ſchlug die Dorfuhr. Der Mond ſchien auf Nimmerwiederſehen verſchwunden zu ſein, ſchwarze Wolken zogen herauf, es war, als bereite ſich ein Gewitter vor, der Schwüle in der Luft ein reinigendes Ende zu bereiten.

Es war nur noch gerade hell genug, daß der Sergeant am Thor einen Schatten entdeckte, und er hörte leiſe die Stimme des Mädchens:

— Herr Unteroffizier!

Er wußte, der andere ſtand drüben am Fenſter nicht weit entfernt. Er mußte es gehört haben. Darum trat er plötzlich vor, und ging auf den Eingang zu — verbergen konnte er ſich nicht mehr. Er hätte es nie mitangeſehen, daß der protzige Civiliſt mit der ſilbernen Kinnkette, der wie ein Reiter that, nur weil er ein Pferd daran baumeln hatte, ihm zuvorgekommen wäre.

Das Mädchen fragte den Sergeanten:

— Iſt er fort?

Miſchke nahm ſie nur beim Arm, als müſſe er ſie feſthalten, wenn der andere käme. Und er kam. Er trat auf das Mädchen zu mit den Worten:

— Gleich kommſt de mit.

Dem Sergeanten ſtieg die Wut in den Kopf:

— Was wollen Sie hier?

Der andere antwortete:

— Wer ſein Sie denne?

— Das geht Sie niſcht an.

Der Bauer hielt das Mädchen feſt:

— Laſſen Se gleich los!

Der Sergeant ſtieß den Säbel auf den Boden:

Digitized by Google

— Was fällt Sie denn ein?

— Und Sie?

Der Sergeant befahl, als hätte er einen seiner Leute vor sich:

— Augenblicklich loslassen!

— Das werd'n mir erscht mal sehen.

— Los! oder ich hau zu.

Der Bauer faßte die Dicke um die Taille, zog sie mit einem Ruck an sich, daß sie den Händen des Sergeanten entglitt, und höhnte:

— Globen Se, ich fürcht mich vor so 'nem lump'gen Dragoner! Was haben Sie denn hier zu thun? Gehen Se doch in Ihre Kaserne!

Der Sergeant trat drohend auf den Bauernjungen zu:

— Willste gleich 's Maul halten!

— Sie haben mir gar nischt zu verbieten, ich werde doch reden könn'n, was ich will.

— Aber keene solchen Unverschämtheeten!

— Selber unverschämt!

Da erwachte in dem Soldaten die Würde seiner Charge, und er donnerte den anderen an:

— Was erlauben Sie Bauernlümmel sich gegen einen königlichen Sergeanten!

Doch der andere rief:

— Bilden Se sich nur nischt ein, Sie dreck'ger Soldate Sie!

Das war eine Beleidigung des Standes! Und eine plötzliche Wut überkam den Sergeanten, daß er nicht mehr wußte, was er that, daß er in einem Augenblick dunkelrot

Digitized by Google

ward, ſich ihm die Haare förmlich ſträubten und er mit einem Ruck nach dem Säbel griff. Im nächſten Augenblick hatte er dem anderen einen kurzen heftigen Schlag über den Kopf verſetzt, daß der taumelte und liegen blieb. Der Geſtürzte hatte keinen Laut von ſich gegeben, aber das Mädchen kreiſchte gellend auf und rannte davon, in den Gutshof hinein, wie irrſinnig mit den Händen in der Luft herumfuchtelnd, indem ſie rief:

— Hilfe! Se machen ſich tot, ſe machen ſich tot!

Der Sergeant war mit einem Schlage, wie er den anderen liegen ſah, zur Vernunft gekommen, als ſei ihm das Blut mit der Armbewegung aus dem Hirn zurückgetreten. Er dachte nicht daran, dem Kerl da am Boden zu helfen, er fand, ihm ſei ganz recht geſchehen; er dachte auch nicht daran, den Säbel wieder in die Scheide zu ſtecken, ſondern blieb ſtehen, als hätte er ein Richteramt vollführt. Da wurde im Gutshof Licht, ein Fenſter ging auf. Ein paar Weiber kreiſchten, es ſchrie jemand, und in rätſelhafter Schnelligkeit ſammelte ſich das ſcheinbar im Abendfrieden erſtorbene Dorf: Leute erſchienen, man wußte nicht woher, einer mit einer Laterne, ein alter Herr aus dem Gutshauſe mit brennendem Licht. Man hörte Rufen, Thürenſchlagen. Fenſter gingen auf. Ein paar Stimmen tönten:

— Aufhalten! Haltet ihn!

Aber der Sergeant dachte gar nicht daran, zu entfliehen. Das hätte er für eine Feigheit gehalten. Er blieb ruhig ſtehen, immer noch den Säbel in der Hand, eiſern und ſtarr, wie er im Dienſt war — aber auch erſtarrt in ſeiner Seele über das, was er gethan.

Digitized by Google

Der alte Mann mit dem Licht, der Gutsherr, fragte:

— Was iſt denn los? — und leuchtete auf den am Boden.

Eine Stimme gab zurück:

— Er hat ihn totgeſtochen.

Jemand fragte:

— Warum?

Ein anderer:

— Wer denn?

Und eine Frau ſchlug die Hände zuſammen und jammerte:

— Nee, is das ſchrecklich! is das ſchrecklich!

Aber ſie half nicht, ſondern ein paar Männer griffen zu und richteten den am Boden Liegenden auf. Keiner wagte ſich an den Sergeanten heran, der immer noch mit gezogenem Säbel daſtand.

— Daß er nur nicht auspietſcht! — ſagte jemand hinten, der in Sicherheit ſtand. Ein paar Leute wollten ſich auf den Sergeanten werfen, doch der machte plötzlich eine Bewegung mit ſeiner Waffe wie bei Säbelhieben zu Pferde, fuhr mit der Klinge im Kreiſe rundum und brüllte:

— Daß mir keener rankommt. Ich bin Sergeant, ich laſſe keenen mich anrühren.

Aber ein paar Knechte vom Hof wollten ihn doch packen. Da ſtreckte er ihnen drohend den Säbel entgegen und rief noch einmal mit Aufbietung aller Lungenkraft:

— Ich ſteche jeden auf dem Fleck nieder! Habt ihr's verſtanden?

Keiner wagte ſich heran. Ein paar Weiber waren

Digitized

kreiſchend zurückgefahren, und der Kreis weitete ſich allmählich, in dem nur in der Mitte der Sergeant blieb und der am Boden, um den ſich die Leute bemühten.

Der Gutsherr hob ſein Licht:

— Sie müſſen ſich ſtellen. Wer ſind Sie?

Der Sergeant antwortete kurz und bündig:

— Sergeant Miſchke — vierte Eskadron.

Und der Gutsherr, der Offizier geweſen, ſagte:

— Geben Sie mir Ihre Säbelnummer an.

Der Sergeant faßte an die Scheide, hielt ſie dem mit dem Licht entgegen, damit er leſen könnte, und antwortete, denn er wußte ſie auswendig:

— Nummer vierundſechzig. — Darauf wiederholte er:

— Sergeant Miſchke, vierte Eskadron. Ich werde es ſofort dem Herrn Rittmeiſter melden.

Der Gutsherr begnügte ſich damit, da jemand, der den Verwundeten aufgerichtet, gemeint:

— Er is bei Beſinnung, es ſcheint nich ſo ſchlimm zu ſein.

Der Gutsherr fragte:

— Iſt der Hieb flach gegangen?

— Nee, ſcharf. Aber er hat den Arm vorgehalten.

Bei der Beſtätigung, der Hieb ſei ſcharf geweſen, zuckte über das Geſicht des Sergeanten etwas wie eine kurze Befriedigung: Seine Hiebe waren immer ſcharf, pfiffen ſtets — das konnte jeder in der Schwadron bezeugen.

Dann that der Sergeant ein paar Schritte vorwärts, ſagte noch einmal zum Gutsherrn, indem er dabei die Abſätze zuſammennahm:

Digitized by Google

— Ich werde es sofort dem Herrn Rittmeister melden!

Den Leuten aber vom Dorf rief er zu:

— Bahn frei!

Und er schritt, ohne daß jemand gewagt hätte, ihn aufzuhalten, durch die Menschenmenge, die teils bereitwillig, teils fluchtartig Platz machte. Er verschwand in der Dunkelheit.

Beim Gang auf der Dorfstraße, auf dem nur matt schimmernden Weg an der Mauer hin, hielt er noch immer den gezogenen Säbel in der Hand. Er ging nicht zu schnell, als wäre das Feigheit, nicht zu langsam, denn er trat fest und militärisch auf, er ging, indem er eisern den Säbelgriff umspannt hielt, in die dunkle Nacht, als durchschritte er als einzelner ein vom Feinde besetztes Dorf.

Aber sobald er an den Ausgang kam, begann er das Tempo zu beschleunigen. Allmählich ging er in Laufschritt über, und schließlich rannte er, mit der Linken die Säbelscheide haltend, in der Rechten den Säbel, mit weit aufgerissenen Augen die Straße hinab. Die Obstbäume hatten den Kastanien Platz gemacht und keuchend raste, als sei er toll geworden, Sergeant Mischke mit gezogenem, blutbeflecktem Säbel der Kaserne zu, als müsse er eine Meldung seinem Rittmeister bringen, die Meldung: „Sergeant Mischke hat ohne Berechtigung von seiner Waffe Gebrauch gemacht!“

* * *

Auf dem Kasernenhof stand beim Morgengrauen die Schwadron zum Ausrücken bereit.

Digitized by Google

Der Rittmeiſter kam. Der Oberleutnant meldete. Der Schwadronschef ſah ſeine Eskadron durch, und während er mit dem Wachtmeiſter ſprach, befahl er:

— Trompeter an die Tete — Eskadron zu zweien rechts abbrechen.

Die Dragoner ritten an, und allmählich löſte ſich die Schwadron in eine lange Kolonne auf, die unter Trompetengeſchmetter den Weg antrat zum Kaſernenthore hinaus.

Der Wachtmeiſter meldete ſeinem Vorgeſetzten, was ihm ſeinerſeits der Sergeant gemeldet. Da ſchlug ſich der Rittmeiſter mehrmals mit dem Handſchuh auf den rechten Oberſchenkel und ſagte, indem ſein Geſicht immer finſterer wurde:

— Das iſt aber unerhört! Das iſt nun der Lohn dafür, daß ich den Mann ſo ſchnell zum Avancement eingegeben habe! — Im ſelben Augenblick erhob er die Stimme und rief laut ſchallend dem Schluß der Kolonne nach, die eben zum Kaſernenthor hinauszog:

— Sergeant Miſchke!

Von hinten ward der Ruf weitergegeben. Die beiden Worte pflanzten ſich beim Getrappel der Pferde und unter dem Klang der Trompeten an der Kolonne fort:

— Sergeant Miſchke — Sergeant Miſchke — Sergeant Miſchke!

Im Galopp kam er geſprengt. Einen Augenblick verhielt ſein Pferd, das mit den anderen hinaus wollte, doch er drückte es vorwärts mit eiſernem Schenkel, parierte in vorſchriftsmäßiger Entfernung vor dem Rittmeiſter, daß der Gaul ſich in der Nachhand bog, und blieb halten, in-

Digitized by Google

dem er seinen Eskadronchef mit großen Augen anblickte, ohne sich zu rühren, sein Urteil erwartend.

Der Rittmeister konnte mit seinem Zorn nicht zurückhalten. Er rief laut und heftig, indem er mit der rechten Hand sich immer wieder, als wollte er jedes Wort betonen, auf den Schenkel schlug:

— Sergeant, sind Sie denn ganz von Gott verlassen! Was kommt Ihnen denn nur bei, solche Schweinereien zu machen! Sie, ein alter Mann, ein Unteroffizier, einer, den man zum Sergeanten befördert hat! Das ist der Dank dafür? Ich scheine mich ja in der Person tüchtig geirrt zu haben. Das soll die Belohnung sein? Ich halte alle Hände darüber, daß in der Schwadron nichts passiert, und dann fangen noch Leute wie Sie solche verfluchten Schweinereien an. Ich weiß gar nicht — ich weiß gar nicht — ich weiß gar nicht . . .

Er rang nach Worten, ballte die Faust und schlug immer auf den Schenkel, daß sein Pferd anfing, unruhig hin und her zu treten.

Der Sergeant hielt ihm gegenüber, als wären er und sein Pferd aus Erz gegossen. Immer sah er den Vorgesetzten starr an. Und bei dessen Worten kam etwas Überwältigendes über ihn: ja, das war der Dank, das hatte er gethan, er — der sich nie etwas hatte zu schulden kommen lassen, hinter dem eine makellose vieljährige Dienstzeit lag; er, der mit allen anderen unerbittlich ins Gericht ging, der nie einen Tropfen Wein über die Lippen brachte, der nie ein Frauenzimmer angesehen; er, der nicht ausging, um zu sparen, um sich in das Exerzierreglement zu vertiefen

Digitized by Google

und in die Felddienſtordnung. Der Rittmeiſter hatte recht: es war Undank, es war eine Schweinerei — wie er es ſo oft einem Mann geſagt, der im Dienſt etwas verfehlt hatte. Eine verfluchte Schweinerei!

Und wie der Rittmeiſter redete und ſich austobte, ſeinem Ingrimm die Zügel ſchießen laſſend, ward es in der Seele des Heruntergemachten immer ſtarrer. Und als der Offizier ihm auseinanderſetzte, daß das Unteroffizierkorps gegründet ſei auf dem Ehrenpunkt, daß es fußen müſſe auf treuer Pflichterfüllung und Gehorſam, daß es ein Vorbild ſein müſſe für die Mannſchaften — Worte, die er ſelbſt ſo oft im Munde geführt, die er in der Inſtruktion gehört und weiter verbreitet, Worte, auf denen ſeine ganze Dienſtzeit auferbaut geweſen, die ihm übergegangen waren in Fleiſch und Blut —, da empfand er ſo tief ſeinen Unwert und ſeine Undankbarkeit, daß er wußte: er konnte den Rock des Königs nicht länger tragen. Er ſah Strafe vor ſich. Degradation. Er war ein ehrloſer Soldat.

Und der Rittmeiſter ſchloß:

— Sergeant, ich werde, um allem zuvorzukommen, ſofort perſönlich die Sache dem Herrn Oberſt melden. Da dürfte wohl Ihre Arretur verfügt werden. Alſo rücken Sie nicht mit aus, geben Sie Ihr Pferd ab und gehen Sie auf die Stube. Dort erwarten Sie weitere Befehle.

Dann ritt er, ohne den Sergeanten zu grüßen, davon in einem Tempo, wie der pferdeſchonende Mann es auf dem harten Boden des Kaſernenhofes nie that, daß die Hufe klapperten und es noch lange nachhallte.

Der Wachtmeiſter folgte.

Digitized by Google

Einen Augenblick blieb der Sergeant halten. Ihm ſchwindelte, er wäre beinahe vom Pferde gefallen. Endlich ſaß er ab, führte ſeinen Gaul in den Stall, wies die Stallwache, die helfen wollte, zurück, ſattelte ab, hob den Sattel vorſchriftsmäßig auf den Pflock, zäumte ab, legte die Stallhalfter an, that die Zäumung an den Nagel, ſtrich über die Sattelſtelle, deckte das Pferd zu, lüftete an den Seiten die Streu, daß der Gaul faſt bis an den Bauch hinan hoch im weichen Bett ſtand, ging dann, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, hinaus, öffnete die Bodentreppe, ſchloß ſie, ehe es irgend jemand geſehen, vorſichtig wieder, ſtieg leiſe die Stufen zum Heuboden der Schwadron, der über dem Stalle lag, hinauf, band ſeinen Säbel ab, machte ihn vom Koppel los, ſtellte ſich unter einen der großen Verſtrebungsbalken des Daches, ſchwang ſich mit einem Satz hinauf, ſchnallte das Koppel um den drei Meter über dem Boden hinlaufenden Balken feſt, machte eine Schlinge aus dem Schwungriemen, ſteckte den Kopf hinein und ſprang hinab.

Ein Ruck, ein Krachen — der Riemen ſpannte ſich — er hielt die Laſt des Körpers. Mit einem Stöhnen entfuhr dem Sergeanten die Luft — die letzte, die er geatmet.

Der Körper ſchaukelte eine Weile. Immer geringer wurden die Schwingungen, endlich hing er ganz ruhig, lang, ſtarr, ſteif, mit bläkender Zunge, die Hände an der Seite, die Beine ausgeſtreckt, die Abſätze geſchloſſen, faſt in militäriſcher Haltung, wie ſie einem Sergeanten zukam-

Digitized by Google

Neun Jahre

Digitized by Google

Seit langen Jahren schon hatte ich meinen Freunden versprochen, sie zu besuchen, aber ich war nie dazu gekommen, den Gedanken auszuführen.

Es waren liebe, gute Menschen, mit denen ich, als ich sie kennen gelernt, durch Übereinstimmung von Ansichten und Überzeugungen nach wenigen Tagen befreundet geworden war, die ich aber dann nicht wiedergesehen hatte, da ich auf Reisen und sie in einem kleinen deutschen Provinzorte lebten. Er lag an der Eisenbahnlinie, die ich jährlich zweimal benutzte; aber wenn man im Nord-Süd-Expreß sitzt, steigt man nicht gern aus, und so fuhr ich immer vorbei.

Das ging jahrelang, so daß ich die Familie schließlich beinah aus den Augen verlor. Aber ich wußte, wenn ich sie wiedersah, würde es mir bei diesen trefflichen Menschen genau so gehen wie einst, und ich würde, trotz der Trennung der Zeit, sofort das Bewußtsein haben, ich befände mich im Hause eines Freundes.

Und es kam noch etwas hinzu, ein Plan, eine unbestimmte Idee nur: ich hatte mein Wanderleben satt. Ich war lange Witwer geworden, auch kein Jüngling mehr, und

Digitized by Google

mir ſchwebte plötzlich der Gedanke vor, ſeßhaft zu werden, daß man eine Heimat beſäße, Beziehungen, Freunde, einen Kreis, der fürs Leben vorhielte und vielleicht noch darüber hinaus. Da dachte ich an die Tochter, mit der ich mich einſt verſtanden wie mit dem beſten Freunde. Vielleicht war ſie noch zu Haus — jünger war ſie nicht geworden, aber ich auch nicht. Und wer weiß, es konnte vielleicht etwas aus uns werden.

So entſchloß ich mich denn eines Tages und nahm einen Bummelzug, der richtig in Frohdorf hielt. Es gelang mir, die Station nicht zu verpaſſen, und ich ſtand auf dem Bahnſteig des kleinen Ortes.

Ich hatte meine Ankunft nicht angekündigt. Ich haſſe es, erwartet zu werden, habe geradezu eine Furcht davor, daß mich jemand abholen könnte.

Mein Beſuch ſollte eine richtige Überraſchung werden.

Wo die Freunde wohnten, wußte ich nicht, aber da der Ort nur zehntauſend Einwohner zählte, meinte ich, müßte ſie jedes Kind auf der Straße kennen.

Ich fragte, als ich, meine winzige Reiſetaſche mit dem Nachtzeug ſelbſt tragend, die Bahnhofſtraße hinabging, einen Jungen:

— Sag' mal, Kleiner, wo wohnt denn der Juſtizrat Keller?

Der Bengel blickte mich dumm an, er ſchien es nicht zu wiſſen.

Ich ging alſo weiter. Einen Bahnarbeiter redete ich an, der an ſeiner Dienſtmütze kenntlich war:

— Wo wohnt Juſtizrat Keller?

Digitized by Google

Er wußte es auch nicht. Endlich trat ich in die erste Villa, ein kleines, bescheidenes Gebäude, das städtisch scheinen wollte und doch recht kleinstädtisch war.

Eine alte, dicke Frau, deren gewaltiger Umfang durch keinen Schnürleib gebändigt ward, saß auf einer Bank, eine blaue Schürze umgebunden, die Kniee breit aus einander und schälte Kartoffeln.

— Gute Frau, können Sie mir nicht sagen, wo Justizrat Keller wohnt?

Sie blickte mich erstaunt an. Endlich sagte sie:

— Hören Sie mal, hier giebt es keinen Justizrat Keller.

— Na aber, der muß doch bekannt sein! Justizrat Keller mit Frau, Tochter und zwei Söhnen.

Doch sie schüttelte den Kopf:

— Nee, da irren Sie sich. In Frohdorf giebt's nun mal keinen Justizrat Keller . . . hier giebt's überhaupt keinen Justizrat.

Ich war so ärgerlich, daß ich vor mich hinbrummte:

— Na, das ist aber doch stark! — und den kleinen Vorgarten verließ, aus dem mir die Frau halb bissig, halb dumm nachglotzte.

Nun überlegte ich mir die Sache. Allerdings waren jetzt wohl sechs — sieben — neun Jahre vorüber, daß ich von der Familie nichts mehr gehört hatte. Aber wir hatten ja früher intim mit einander verkehrt: die Justizrätin war mit mir und meiner Frau, die vor acht Jahren gestorben, wochenlang in Norderney täglich zusammen gewesen, die Familie hatte uns aufgesucht in Berlin . . . Ja, ja —

Digitized by Google

neun Jahre her! Aber der Mann beſaß ja keinen Ehrgeiz, er haßte die große Stadt. Er hatte uns immer erzählt, wie glückſelig er ſich in dem winzigen Neſte fühlte. Seine Praxis dort war gut, wenn auch klein; aber er liebte nicht, ſich groß anzuſtrengen und war von Haus aus ein vermögender Mann, der es nicht brauchte.

Kurzum, mochte dem ſein wie ihm wollte, ich beſchloß, ins Hotel zu gehen, mir ein Zimmer zu nehmen und dort das Nähere zu erkunden.

Am Markt lag das Wirtshaus zum Elefanten. Ein rieſiger, abſcheulicher, grauer Elefant ſtreckte ſeinen Rüſſel über der Thür aus. Ich ſah mir das Ungetüm an. Der eine Stoßzahn war abgebrochen, ein Hinterfuß fehlte, ohne daß offenbar jemand daran gedacht, den Schaden zu reparieren.

Mein Zimmer war nett, mit roten Plüſchmöbeln ausgeſtattet. Die Rückwand des Sofas hing zwar als Fahne herab, und eine herausgeſprungene Feder mahnte mich daran, daß hier nicht ſüß ruhen ſei — aber das Bett war ſauber. Und ſchließlich würde ich doch den Tag bei meinen Freunden zubringen.

Ich wollte ihnen aber nicht in die Suppe fallen und ging infolgedeſſen ins Wirtszimmer hinab, um zu eſſen. Dabei würde ich ja auch Näheres erfahren.

Eine ſchläfrige Kellnerin, die etwas Herausgeputztes hatte, wie eine Dorfſchönheit, fragte, ob ich Pilſener oder Bairiſch tränke? Ich ſagte, ich wolle zuerſt eſſen, worauf ſie meinte, es wäre noch nicht ſo weit. Ich beſtellte mir alſo meine Mahlzeit auf etwas ſpäter und fragte:

Digitized by Google

— Wissen Sie vielleicht, wo der Justizrat Keller wohnt?

Ich sah ihrem Gesicht an, daß sie es nicht wußte. Nun erschien der Wirt, ein ganz junger, aber schon vom Bier aufgedunsener Mann, dessen spärlicher Schnurrbart über den wulstigen Lippen abstand wie eine verbrauchte Zahnbürste.

Er trat an meinen Tisch, stemmte beide fleischigen Hände auf die Lehne eines Stuhles und fragte mich mit kleinstädtischer Neugierde aus: woher ich käme, wohin ich reisen wolle, wie lange ich mich aufzuhalten wünsche? Ich hatte das Gefühl, daß er am liebsten Paß, Photographie und Einkommensteuerzettel auch noch gesehen hätte. Ich sagte also:

— Herr Wirt, ich muß zum Justizrat Keller. Die Leute sind alte Freunde von mir, die ich besuchen will.

Er machte mit dem Munde einen Fluntsch, daß die Bürste noch struppiger ward, zog die Augenbrauen in die Höhe und antwortete, als hätte ich etwas zu essen bestellt:

— Damit kann ich nicht dienen.

— Nein, ich meine, wo der Justizrat Keller wohnt?

— Damit kann ich nicht dienen.

— Sie wissen es nicht?

Er zuckte die Achseln, meinte, es gäbe keinen Justizrat Keller, er wolle sich aber noch einmal erkundigen.

Und da in diesem Augenblick zwei Herren eintraten, beide mit Kneifern, in enganliegenden Jackettanzügen, mit weißen, mageren Händen, denen man die Schreibarbeit anzusehen schien, und beide den Schnurrbart in die Höhe

Digitized by Google

gebürſtet, befragte er ſie ſofort, kehrte dann an meinen Tiſch zurück und ſagte, indem er wieder die dicke Hand aufſtemmte:

— Die Herren ſind vom Amtsgericht, die müßten es doch wiſſen. Einen Juſtizrat Keller giebt's hier nicht.

Das konnte ich einfach nicht glauben. Und ich erzählte dem Wirt, Juſtizrat Keller hätte viele Jahre hier gewohnt, ſei ein ſehr angeſehener, vermögender Mann geweſen, worauf der Dicke nur antwortete:

— Darf ich fragen, wie lange das her iſt?

— Nun, etwa neun Jahre.

Er warf mit einer Bewegung wie ‚Aha!' den Kopf hintenüber und machte ein überlegenes Geſicht:

— Na ja, wenn's ſo lange her iſt! — Und es klang, als hätte ich mindeſtens ‚neunzig Jahre' geſagt.

Während ich aß, überlegte ich, was denn das nur bedeuten könne? Lebte der Juſtizrat wirklich nicht mehr in Frohdorf? Wir waren ja allerdings lange Jahre derartig auseinander gekommen, daß ich ihm ſeinerzeit nicht einmal den Tod meiner Frau angezeigt hatte. Oder war er geſtorben? Nun, dann war mir das gleichfalls nicht mitgeteilt worden.

Nach dem Eſſen beſchloß ich, ſelbſt auf Nachforſchungen auszugehen. Ich ſchritt alſo quer über den Markt, auf dem ein gutgemeintes Kriegerdenkmal ſtand: auf einem gewaltigen Granitwürfel ein ganz kleiner Helm, der ſo ausſah, als hätte ihn beim Einzug 1870 einer der zurückgekehrten Krieger in der Siegesfreude dort vergeſſen.

Ich blieb ſtehen, las die Namen, die mir nichts ſagten.

Digitized by Google

Dabei gesellte sich ein junger Mann zu mir, der mit offenem Munde bald mich, bald das Denkmal anstarrte.

Ich lüftete höflich den Hut und fragte:

— Können Sie mir vielleicht sagen, ob hier ein Justizrat Keller wohnt?

Ich wagte schon nicht mehr, von ‚dem Justizrat Keller' zu sprechen, sondern ließ es unbestimmt.

Der junge Mann vergaß den Gegengruß, setzte einen Fuß auf eine Spitze des wie eine Raseneinfassung niedrigen Gitters, wobei ich bemerkte, daß diese samt und sonders umgebogen waren rings um das Denkmal herum, so daß diese Stellung also wohl die Nationalpose der Frohdorfer sein mußte, und dann sagte er:

— Wie soll er heißen?

— Keller — Justizrat Keller.

— Den kenne ich Sie nicht.

— Aber er hat doch 'mal hier gewohnt.

— Der kann nicht hier gewohnt haben!

— Erlauben Sie, sind Sie aus Frohdorf?

— Nu, ich bin doch aus der Rhänitzgasse. Ich bin doch hier geboren, ich werd's doch wissen.

Aber dann hielt er inne:

— Hören Sie 'mal, das könnte doch sein. Wie sagen Sie? Böller?

— Nein, Keller.

Nun war es aber aus. Er schüttelte den Kopf und rief mit Bestimmtheit:

— Nee, Kellern hat's hier nie gegeben!

Ich dankte und ging weiter.

Digitized by Google

Der Menſchen auf den Straßen waren nicht gar viele. Ich folgte den vertikalen Windungen der Hauptgaſſe, deren Pflaſter in horizontaler Richtung ſich ebenſo krümmte. Hier und da ſtand ein behäbiger Mann hinter der Glasthür ſeines Ladens und ſtarrte hinaus. In einer Hausflur lehnte ein Mädchen, aus einer Wohnung zu ebener Erde ſah ein altes Ehepaar, die Ellbogen auf ein Fenſterkiſſen geſtützt, Schulter an Schulter, der Mann ein Käppchen auf dem Kopf. Ein nettes Bild ehelicher Eintracht und ſtillen Provinzfriedens.

Plötzlich kam mir ein Gedanke: dieſe alten Leute wußten beſtimmt etwas von meinen Freunden.

Ich blieb alſo vor dem Fenſter ſtehen, grüßte und ſagte höflich:

— Erlauben Sie vielleicht eine Frage? Können Sie mir nicht ſagen, ob hier ein gewiſſer Juſtizrat Keller gewohnt hat?

Zuerſt waren die beiden erſchrocken über die plötzliche Anrede, dann lächelten ſie freundlich, der Alte lüftete ſein Käppchen und flüſterte dem Ehegeſpons zu, deſſen graue Löckchen wie kleine Glocken hin und her ſchwangen, weil die alte Frau dermaßen das Zittern im Genick hatte, daß ſie den Kopf, wie ich nun bemerkte, nicht einen Augenblick ſtill hielt:

— Was meint der Herr, Mutter?

Er hielt ihr das Ohr hin, ſie legte den Mund ganz nahe daran und ſchrie, daß es in der ſtillen Gaſſe erſchreckend laut klang:

— Der Herr fragt nach jemand.

Digitized by Google

Er war also taub. Darum rief ich nun den Namen mit solcher Lungenkraft, daß ich fürchtete, der angelehnte Fensterflügel möchte springen:

— Justizrat Keller!

Die Alte wiederholte es ihm und erzählte, was ich wollte. Aber es ging ohne Eindruck an ihm vorüber. Ich setzte der Frau auseinander, vor neun Jahren habe hier der Justizrat Keller gewohnt. Da lächelte sie freundlich und sagte, vor neun Jahren erst, gerade ausgerechnet neun Jahren, hätten sie sich nach dem Geburtsort ihres Mannes, nach Frohdorf, zurückgezogen, nachdem er den Abschied aus dem Staatsdienst genommen.

Aber eines erschien mir doch sonderbar. Die Familie Keller war, wie ich bestimmt glaubte, in dem Ort sehr angesehen gewesen; es waren wohlhabende Leute, sie hatten sicher für die Stadt etwas gethan, ein hübsches Haus besessen, von dem, des erinnerte ich mich genau, die Tochter mir erzählt auf den Bootfahrten, bei denen meine Frau nicht mit war, da sie immer seekrank wurde — und da sollten die beiden Alten gar nichts von ihnen gehört haben? Und wenn Kellers auch wirklich im selben Jahr fortgezogen wären, blieb denn von einem Menschen, der in einem Ort mit Frau, Tochter und zwei Söhnen lebte, eine Stellung hatte, einen Titel, Geld besaß und Einfluß und Ansehen — blieb denn von solchem Mann, von solcher Familie ein Jahr darauf nichts mehr zurück, keine Spur, kein Gedächtnis? Das erschien mir doch fast unmöglich.

Die laute Unterhaltung hatte aber schon Neugierige

Digitized by Google

herbeigezogen, ich brach infolgedessen das Gespräch ab und ging weiter.

Mir kam das Ganze jetzt vor, als wäre ich in eine verwunschene Stadt geraten. Ich sollte offenbar meine Freunde nicht finden. Aber ich begann mich nun ganz gut in Frohdorf zu unterhalten.

Ich ging weiter, kam ans Rathaus, das sehr stattlich aussah, zu stattlich fast für den kleinen Ort, denn es machte den Eindruck, als hätten im Notfall, wenn Frohdorf etwa eingeäschert worden wäre, alle zehntausend Einwohner darin Platz gehabt.

Bald that sich vor meinem erstaunten Blick ein zweites Gebäude auf: groß und luftig, ein Zwillingswürfel, auf dem rechts „Mädchenschule", links „Knabenschule" stand. Auf beiden ruhte, wie die ordnende Hand des Lehrers, ein gemeinsames, rotes Dach, aus dessen Luken fingergleich fünf riesige Fahnenstangen ragten.

Ich bedauerte, daß kein Festtag zu sein schien, vielleicht hätte ich sonst unter anderen Wimpeln und Flaggen auch Frohdorfs Stadtfarben kennen gelernt. Ein bebrillter Herr mit einer Krawatte, die ihm beinahe über den Kragenrand emporrutschte, trat aus der Mädchenschule. Er hatte einen Stoß blauer Hefte unter dem linken Arm, zog infolgedessen die Schulter in die Höhe und lief eilfertig, die Fußspitzen nach innen, gerade auf mich zu.

Der war meine letzte Hoffnung. Der Mann mußte etwas von meinen Freunden wissen. Ich grüßte also:

— Darf ich Sie um eine Auskunft bitten? Hat etwa hier einmal ein Justizrat Keller gewohnt?

Digitized by Google

Er wiederholte den Satz, als wolle er die Antwort einer Schülerin auf die grammatikalische Richtigkeit prüfen:

— Hat etwa hier einmal ein Justizrat Keller gewohnt? Und ich antworte: Nescimus — wir wissen es nicht.

Ich war baff über diese kurze Erledigung. Aber obgleich er sich anschickte, seinen Weg fortzusetzen, war ich nicht gewillt, ihn so leichten Kaufs davon zu lassen.

Ich erklärte ihm den Zusammenhang. Ich suche einen Justizrat Keller mit Familie, der, wie ich bestimmt wisse, vor neun Jahren in Frohdorf gelebt hätte.

Er begann zu wiederholen, machte sich meine paar Worte aufs äußerste klar und sagte dann, nachdem er über die Brillengläser in den Himmel hinauf gesehen hatte:

— Ich antworte: Nescimus — wir wissen es nicht.

Da dachte ich, mit diesem Herrn muß man entschieden sein, sonst bekommt man keine Antwort. Und ich fragte einfach:

— Wie lange sind Sie hier?

Er war zuerst fast erschrocken, antwortete aber dann augenblicklich:

— Es werden zu Michaeli vierzehn Jahr.

— Aber dann müssen Sie ihn gekannt haben, das ist gar nicht anders möglich.

Der Lehrer dachte scharf nach, nahm die Hefte unter seinem Arme hervor, blätterte darin und sagte plötzlich sehr hastig:

— Erlauben Sie, erlauben Sie einen Augenblick, ich glaube, ich habe etwas vergessen!

Digitized by Google

Dann klappte er die Hefte wieder zu und fuhr fort:

— Nein, es ſtimmt, es ſtimmt. Kann ich Ihnen noch dienen?

— Ja, allerdings. Wenn Sie vierzehn Jahre hier ſind, müſſen Sie den Juſtizrat gekannt haben.

Der Lehrer blickte mich durch die Brillengläſer ſcharf an:

— Ich frage, hat der Herr ſchulpflichtige Kinder — Mädchen — gehabt?

— Nein, die waren älter.

Nun ſtrahlte er über das ganze Geſicht:

— Sehen Sie, dann antworte ich: wir kennen ihn nicht.

Nun gab ich es auf. Er ſchien auch nicht mehr Rede und Antwort ſtehen zu wollen, grüßte kurz und eilte in ſeinem merkwürdig ſtrickenden Gang über den Platz davon.

Am liebſten hätte ich laut aufgelacht. Aber ich konnte mir die Sache nicht erklären. Gewiß, der Mann war zerſtreut, ſehr zerſtreut wahrſcheinlich, mochte auch zurückgezogen gelebt haben. Aber, daß er gar nichts gewußt hätte vom Daſein meiner Freunde, begriff ich doch nicht. Und ich ging etwas verſtimmt weiter.

Ich kam an der Apotheke vorüber. Im Schaufenſter ſtanden ein paar Glasgefäße mit verſchiedenen Bonbons und Zuckerplätzchen, darüber ſah mich in kleinem Rahmen ein Kupferſtich an, unter dem „Hahnemann“ ſtand, wohl um anzudeuten, daß die Allopathie hier nicht Alleinherrſcherin ſei.

Da kam ich auf einen Gedanken. Vielleicht war der

Digitized by Google

Justizrat gestorben, mußte in den letzten Jahren krank gewesen sein, am Ende bettlägerig, und die Apotheke mochte ihm die letzten Dosen zu seinem Abscheiden vom Dasein bereitet haben.

Ich trat also ein mit dem Entschluß, irgend etwas zu verlangen und dabei ein Gespräch anzuknüpfen. Ich ließ mir, als hätte ich Halsschmerzen, Alaun zum Gurgeln geben. Ein netter, freundlicher, alter Herr reichte mir die kleine Tüte über den sauberen Marmortisch.

Dabei fragte ich, indem ich nun schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, zu meinem Ziele zu gelangen:

— Würden Sie mir wohl eine Auskunft geben?

— Bitte, sehr gern.

— Es soll hier in Frohdorf einmal vor langen langen Jahren eine Familie gelebt haben, die ich heute aufsuchen wollte, — vor langen Jahren.

Der alte Herr kratzte sich den weißen Bart und sagte lächelnd:

— Nun, was nennen Sie denn vor langen Jahren?

— Vor neun Jahren.

Der Apotheker lachte laut auf:

— Aber, aber, mein lieber Herr, das ist doch gar keine Zeit! Was ist denn das — neun Jahre! Denken Sie einmal, ich bin jetzt zweiundsiebzig, das habe ich also schon achtmal durchgemacht und will's noch . . . na, meine neun Jährchen, die will ich doch noch haben . . . bin gesund . . . Was die Menschheit jetzt denkt! Neun Jahre, was ist denn das? Aber erlauben Sie, mein lieber Herr, Sie wollten doch etwas fragen. Eine Familie, sagen Sie,

Digitized by Google

soll vor neun Jahren hier gewesen sein? Ich bin ja seit ... warten Sie mal ... sieben — achtunddreißig Jahren, seit achtunddreißig Jahren bin ich Apotheker in Frohdorf.

Gott sei Dank! Jetzt war ich am Ziel. Und ich sagte schnell und freudig:

— O, dann haben Sie gewiß den Justizrat Keller gekannt?

Er trat einen Schritt zurück, runzelte die Stirn, faltete die Hände, drehte die Handflächen ringend nach außen und sagte:

— Ach! Der arme Mann!

Ich war erschrocken:

— Was fehlt ihm denn, ist er krank?

Jetzt lächelte der alte Herr:

— Morbus nicht zu heilen. Denken Sie, der Justizrat ist tot, längst, längst tot. Das ist lange, lange schon her — das sind nun beiläufig ... das sind schon fast neun Jahre!

Ich mußte trotz der traurigen Nachricht lächeln und sagte:

— Aber Sie haben doch eben gemeint, neun Jahre seien keine Zeit.

Er gab fein zurück:

— Zu durchleben. Aber vor neun Jahren, das ist lange her.

Und ich begann nun weiter nach meinen Freunden zu fragen, nach ihren Schicksalen, was aus der Familie geworden sei. Der alte Herr wurde immer mitteilsamer und freundlicher, lud mich ein, in sein Privatzimmer neben der

Digitized by Google

Apotheke zu treten, das den Blick hatte über den Platz mit Kriegerdenkmal, Rathaus und Schule. Dort saßen wir einander gegenüber, und er erzählte, der Justizrat habe seit dem Tode seiner Tochter sich nie recht erholen können und wäre endlich gestorben. An keiner Krankheit — an Kummer und Herzeleid.

Dann sei die Familie fortgezogen, er wisse nicht wohin, bald darauf wäre die Justizrätin gestorben, von den Söhnen sei auch schon einer tot, wie er gehört hätte, der andere wäre Ingenieur in Südamerika. Von der Familie wäre nichts, nichts mehr übrig.

Er schwieg. Auch ich fand kein Wort. Aber ich dachte nach über das Schicksal der Menschen, die da fortgeblasen werden wie Spreu vor dem Wind, die da vergehen wie das welke Gras von gestern. Ich überlegte: eine Familie war angesehen, wohlthätig, gut, trefflich, ja vorzüglich gewesen, und es blieb nichts von ihr im Gedenken der Menschen zurück. Es war von den Leuten, die oft die Eisenbahn benutzten, am Bahnhof nicht gesprochen worden; in den umliegenden Häusern wußte man nichts; am Wirtstisch hatte von all den Gutthaten dieses Mannes, von allem, was mit dem Wesen und Sein von fünf Menschen zusammenhing, kein einziger gewußt; ein Lehrer hatte zu gleicher Zeit mit ihnen, wenn auch nur ein paar Jahre, in der Stadt gewirkt — keiner ahnte etwas — sie waren vergessen, versunken, verweht, gestorben. Und alles das in einer engen Spanne Zeit, in neun armen, kurzen Jahren! Da überfiel mich eine unendliche Traurigkeit im Gedanken daran, daß das Sein eines guten Menschen, der den anderen

Digitized by Google

wohlthut, ſie aufrichtet, ſie ſtützt, vorbei ſein ſolle und vergeſſen nach armen, armen neun Jahren. Und ich ward die Traurigkeit nicht los. Als ich von dem alten Herrn Abſchied nahm, bekannte ich ihm mein Gefühl. Er gab lächelnd zur Antwort, zufrieden mit ſeinem Schickſal, als müſſe es ſo ſein, als könne der Menſch nichts anderes verlangen:

— Und, mein lieber, lieber Herr, wenn ich nun heute ſterbe, wer weiß noch nach neun Jahren, daß ich achtunddreißig Jahre lang dieſe Apotheke geführt habe, daß ich Tauſenden von Kranken Labſal und Rettung miſchte? Wer weiß das noch, mein lieber Herr?

Schon wollte ich gehen, da kam mir wieder der Gedanke an den Tod des jungen Mädchens, den der alte Mann nur flüchtig erwähnt. Ich begriff auch jetzt nicht, daß ich ohne eine Frage einfach ſo die Thatſache hingenommen. Das kräftige, geſunde Ding ſtand mir wieder vor Augen, das ausſah wie das leibhaftige Leben ſelbſt, während meine arme Frau ſchon damals immer krank geweſen war.

Ich drehte mich noch einmal um und fragte:

— Sie ſagen, der Juſtizrat hätte ſich ſeit dem Tode ſeiner Tochter nie wieder recht erholen können? Aber um Gotteswillen was hat denn dieſem ſtarken, blühenden Mädchen gefehlt?

Der alte Herr blickte mich erſtaunt an:

— Ach, ich habe angenommen, Sie wüßten die traurige Geſchichte, da Sie doch die Familie kannten . . .

— Traurige Geſchichte . . .?

Digitized by Google

— Nun ja, ſie hat ſich doch das Leben genommen! Man erzählte, ſie hätte ſich in Norderney verliebt. Aber er ſoll ſchon verheiratet geweſen ſein . . . . . Ach mein lieber Herr, es iſt nicht alles heiter auf der Welt . . . . . .

Mir war es plötzlich, als ſetzte der Herzſchlag aus. Ich weiß nicht, wie ich das Hotel erreicht habe. Mit dem nächſten Zuge fuhr ich davon.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Mutter

Digitized by Google

1.

Frau Lingens war solange Witwe, daß kein Mensch sich ihres verstorbenen Mannes erinnerte. Man wußte es nicht anders, als daß sie allein lebte. Bekannt war den Leuten nur, daß sie einen Sohn hatte, den sie über alles liebte.

Ihr Sohn, ihr großer Sohn, bedeutete für sie Anfang und Ende ihrer Gedanken. Alles, was mit ihr in Berührung kam, von ihr ausging, endete, begann mit dem Sohn, wie ein Thalkessel im Gebirge, in dem alle Straßen eines Gebiets zusammentreffen, und der so oder so durchschritten werden muß, ob der Weg nun auf- oder abwärts führt.

Abwärts ging die Lebensbahn, die ihr Sohn bisher durchmessen. Man ahnte es in Heiligenwerda, doch wußte man nichts Bestimmtes, denn seit dreiundzwanzig Jahren schon hatte ihn kein Mensch gesehn. Aus den Worten der Mutter hätte man entnehmen müssen, daß aus ihm nach Irrtümern der Jugend ein tüchtiger, ja ein hervorragender Mensch geworden sei.

Digitized by Google

Frau Lingens erzählte, welche Stellung er sich geschaffen, wie er vorwärtskäme und zum Wohlstand gelangte.

Je weniger günstige Nachrichten sie von ihm erhielt, desto mehr war ihr blutendes Mutterherz bemüht, es den Leuten zu verbergen. Sie dichtete ihm Erfolge und glückliche Lebenswendungen an. Sie, die in ihrer eigenen Daseinsführung die Geradheit selbst war, griff zur Lüge, sobald es sich um den Sohn handelte.

Ein ganzes Gewebe von Schönfärberei, Glorienschein und Tugendspiegelei hatte sie um das Schicksal ihres Sohnes gesponnen, ihres Sohnes, der ihr alles war, für den allein sie lebte und darbte. Denn sie darbte seinetwegen, seitdem er im Lauf der Jahre ihr kleines Vermögen aufgefressen, so daß sie nichts mehr besaß als ihre Witwenpension und was sie durch ihr Hirn, ihrer Hände Fleiß dazu erwarb — kümmerlich und wenig genug: durch Übersetzen aus dem Englischen, durch Sticken, durch Brandmalerei.

Doch das brachte immer weniger. Es übersetzten, brannten und malten so viele!

Das hätte sie nicht weiter gekümmert, denn durch Jahre der größten Sparsamkeit hatte sie sich an eine derartige Beschränkung in ihren Bedürfnissen gewöhnt, daß sie mit einer Summe auskam, die anderen unmöglich erschienen wäre.

Aber sie brauchte Geld für ihren Sohn, ihren Sohn, ihren lieben, lieben Sohn. Und es schmerzte sie, daß sie nicht im stande war, mehr zu erwerben, um es ihm zu senden, wenn er Not litt.

Digitized by Google

Er litt Not, oft bittere Not. Das ſah ſie aus ſeinen Briefen, die in den letzten Jahren unfrankiert einliefen, weil er, wie er ſchrieb, nicht im ſtande ſei, auch nur die Briefmarke aufzubringen.

Jeder ſeiner Briefe war ein Schrei um Geld. Wenn er einmal lange ſchwieg — es war vorgekommen, daß er ein halbes Jahr nichts hatte von ſich hören laſſen — ſo wußte ſie, es geht ihm beſſer. Und ein gräßlicher Zwieſpalt that ſich auf in ihrem Mutterherzen: ſie mußte alſo wünſchen, er ſchwiege, denn jede Zeile von ſeiner Hand war, ſobald ſie nur die Adreſſe las, ſchon die ſchlimme Botſchaft, daß er litt.

Aber ſie jubelte trotzdem ſobald ſie ſeine Handſchrift ſah in ihrem Herzen laut auf und weinte doch wieder, wenn ſie las, daß abermals all ſeine Pläne und Hoffnungen geſcheitert, daß er Hungers ſterben müſſe, wenn ſie nicht etwas ſchicke, denn zum Betteln ſei er zu ſtolz.

Darüber war ſie glückſelig: ſtolz wollte ſie ihren Sohn. Betteln? O Gott, o Gott! Sie hätte ſich nicht geſchämt für ihn zu betteln — aber er!

Er, der ſchöne, junge Menſch mit der Haltung eines Fürſten, mit dem ſcharfgeſchnittenen, edlen Geſicht, mit dem ſo eigen gelockten Haar, blond, buſchig, dem Haar, das kein Mann ſo beſaß wie er, das keiner ſo hätte tragen können.

So wie er damals fortgegangen war mit ſeinen neunzehn Jahren, ſo ſtand er noch vor den Augen der Mutter, die ihn ſeitdem nicht wiedergeſehen. Wenn ſie daran dachte, daß er jetzt ſchon zweiundvierzig Jahre zählte, ſo machte

Digitized by Google

sie sich zwar klar, daß er älter geworden sei, aber sie dachte sich ihn dann bloß männlicher — schöner.

In solchen Augenblicken kam eine unendliche Sehnsucht über die alte Frau, ihn zu streicheln, zu herzen, zu pflegen, für ihn zu sorgen und sich zu opfern.

Doch es war vergebens. Er konnte nicht kommen. Die Reise war zu teuer, wie er immer schrieb, wenn sie ihm ihren Herzenswunsch entdeckte, endlich einmal ihren Sohn in die Arme zu schließen.

Oft schon hatte sie ihm den Vorschlag gemacht, sie wolle zu ihm kommen. Und im stillen hegte sie die leise Hoffnung, dann könne sie vielleicht ganz bei ihm bleiben. Sie würden zusammen wohnen und wirtschaften.

Doch nach solcher Andeutung kam jedesmal sofort eine Antwort: um Gottes willen, das koste zu viel Geld, und er könne sie nicht unterbringen, sie müsse in ein teures Hotel. Dann sei auch sein Leben viel zu unstät. Er bliebe nicht lange an einem Fleck, denn wenn es ihm einmal gelänge, Arbeit zu bekommen, müsse er sofort zugreifen. Aber mit einem Schlag könne sich all das ändern, wenn er Glück hätte und einen großen, lohnenden Auftrag erhielte. Über Nacht fiel er ihm vielleicht in den Schoß.

Nach solchem Brief weinte dann die Mutter herzbrechend. Doch wenn der Ansturm vorüber war, sah sie ein, daß ihr Sohn recht hatte. Er war wieder einmal der Vernünftige. Er war stark und sie schwach.

Ihr Trost blieb dann die Aussicht auf einen solchen großen Auftrag. Vielleicht fand sich ein Kunstfreund, der den Künstler in ihm erkannte, den Künstler, der, wie ihr

Digitized by Google

Sohn oft ſchrieb, jetzt nur ruhte, wenn er einfache Anſtreicherarbeit verrichtete.

Davon verriet ſie allerdings in Heiligenverda nichts. Dort blieb er der Maler, der große Werke ſchuf. Das konnte ſie ruhig erzählen. Ihre Nachbarn und Bekannten wußten nichts von der Kunſt, und es war ja auch ſo weit fort, denn ihr Sohn lebte in der Schweiz, in Zürich oder Baſel, Bern oder Genf.

Aber die Flurnachbarin von Frau Lingens, Frau Gebhardt, deren Mann Betriebsſekretär war an der Staatsbahn, hatte einen Vetter in Zürich. Dem ſchrieb ſie, um ſich nach dem jungen Lingens zu erkundigen. Er antwortete, den Namen habe er nie gehört, keiner ſeiner Bekannten wiſſe etwas von ihm.

Dabei hatte Frau Lingens doch geſagt, ihr Sohn habe ſogar ein Bild auf der großen Ausſtellung in Zürich.

Frau Gebhardt teilte das dem Vetter mit. Doch der ſchickte einen Katalog der Eidgenöſſiſchen Kunſtausſtellung, und der Name Hans Lingens kam darin überhaupt nicht vor.

Die Mutter wußte nicht, wie das zugehen ſollte, und las noch einmal den letzten Brief ihres Sohnes, in dem er bat, ſie möchte ihm Geld ſchicken, damit er Farben und Leinwand kaufen könne, um ein Bild für die Eidgenöſſiſche Kunſtausſtellung zu malen, denn es gehe ihm ſo ſchlecht, daß er nicht einmal Geld zu ſeinem Handwerkzeug beſäße.

Da hatte ſie denn das Letzte zuſammengekratzt, das für ſie reichen ſollte auf die nächſten vier Wochen, und hatte es ihm geſchickt. Vielleicht machte es ihn berühmt. Dann kam ſein Erfolg von der Mutter.

Digitized by Google

Sie zitterte vor Erregung bei dem Gedanken. Und nun hatte er doch nicht ausgestellt! Da schämte sie sich für ihr Kind, und als Frau Gebhardt noch einmal auf die Ausstellung zurückkam, antwortete die Mutter und log wieder für die Ehre ihres Sohnes:

— Ich habe eben den Brief noch einmal nachgelesen. Ich habe mich ja geirrt, er hat gar nicht in Zürich ausgestellt, sondern in Genf.

Dann ging sie mit brennenden Wangen auf ihr Zimmer, besah im Spiegel ihr gerötetes altes Gesicht mit dem weißen Scheitel, den Runzeln und Sorgenfalten, die Kummer und Erwartung, Enttäuschung und Leid gegraben, setzte sich an ihr Bett und schluchzte, daß die Tropfen zwischen den langen, schmalen Fingern hindurchperlten, als würden sie aus einem Schwamm gepreßt. Sie beugte sich zur Seite auf das Kopfkissen, und bleierne Müdigkeit überfiel sie, daß sie der Versuchung nicht widerstand, einen Augenblick zu ruhen.

Und doch that sie es nur mit schlechtem Gewissen: sie mußte ja arbeiten, arbeiten für ihren Sohn. Und sie war ja auch noch frisch und kräftig. Nur die Augen wurden ihr manchmal müde. Aber sie war ja alt und brauchte sie nicht mehr lange — wenn nur die Augen ihres Hans gesund und scharf blieben. Diese Augen, diese großen, strahlenden Augen, mit denen er um sich blicken konnte, siegreich wie ein junger Gott.

Sie sah ihren Sohn vor sich, ganz deutlich, mit dem schönen blonden Lockenkopf, genau so wie damals, als er vor nun dreiundzwanzig Jahren in die Fremde

Digitized by Google

ging. Er war kaum verändert, ganz ihr Hänschen, ihr Liebling.

Da fuhr sie empor. Herrgott, sie mußte ja arbeiten. Der Rücken that ihr weh, ihr linkes Bein war eingeschlafen, es prickelte, sie konnte nicht auftreten. Aber da hörte sie klopfen an der Thür. Darum also war sie aufgewacht.

— Wer ist da? — fragte sie noch vom Bett.

Eine Stimme, kehlig, fett, gab zurück:

— Ist Frau Lingens zu Haus?

— Was ist denn?

— Na, ich muß eben Frau Lingens sprechen!

Die alte Frau, die in ihrem Zimmer mit der anstoßenden Küche allein hauste, schloß immer die Thür ab, sobald sie ihre Wohnung betreten hatte.

Sie fragte nochmals:

— Was wünschen Sie denn?

— Na, das habe ich doch schon gesagt.

Nun erst merkte sie, daß es bereits dunkel geworden war; sie mußte lange geschlafen haben. Und sie rief noch halb verstört, nicht sicher, hatte sie an ihren Sohn gedacht im Wachen oder nur von ihm geträumt:

— Ich will erst Licht machen.

Doch der draußen klopfte polternd:

— Zum Donnerwetter nochmal, das dauert aber lange!

— Komme schon! Komme schon! — sagte sie, als die Lampe endlich brannte. Doch ihr wurde unheimlich zu Mute. Sie wußte ja gar nicht, wer so rücksichtslos Ein-

Digitized by Google

laß begehrte. Darum fragte ſie, ehe ſie öffnete, ſchon an der Thür:

— Wer ſind Sie denn?

Draußen brummte jemand und rüttelte. Das verwies ſie:

— So halten Sie doch Ruhe! Es iſt ſchon neun, zu ſo ſpäter Zeit kommt man doch nicht. Erſt will ich wiſſen, was Sie wollen, und wer Sie ſind!

Sie näherte ihr Ohr der Thür und hörte ſchwer ſchnaufen, wie jemand, der nach Atem ringt, weil er die Treppe heraufgeſtürmt iſt. Dann rief draußen die Stimme:

— Mutter! So mach doch auf.

Frau Lingens fuhr zuſammen bei dieſem Klang. Ein Schauer überlief ſie, halb Schreck, halb Glückſeligkeit. Sie mochte es nicht glauben, ſie hatte die Stimme nicht erkannt. Und doch war es ihr, als müſſe es der Sohn ſein, ihr Sohn, ihr lieber Sohn, ihr Einziges auf Erden.

Und als nun unmittelbar darauf noch ein „Mutter!“ klang, etwas trotzig, ärgerlich, kurz, war es ihr, als hätten dieſe beiden Silben, die ſie nicht vernommen ſeit ſo unglaublich langer Zeit, die ſie nur mit ſtrahlenden Blicken immer in ſeinen Briefen geleſen, nach deren Schall ſie ſich geſehnt und die Augen rot geweint, einen Klang, wie Muſik der Sphären, einen Klang voll Weichheit und Zärtlichkeit, einen Klang, der alles Wünſchen und Sehnen ihres Herzens ſtillte, die Sprache der zwei Menſchen, die ſich am nächſten ſtehen auf dieſer Erde: Mutter und Sohn.

Digitized by Google

Ihr Herz jubelte, ihre Pulse klopften, das Blut stieg ihr ins Gesicht, die Thränen drohten ihr aus den Augen zu brechen, Thränen irdischer Glückseligkeit, wie sie den Menschen nur fließen im Hochgefühl des Daseins, in seltensten Momenten, wenn sich entladet, was aufgespeichert ward jahrelang, wenn sich die Sehnsucht eines ganzen, langen, mühseligen Lebens in einem gipfelnden Augenblick dem Ziel gegenübersieht.

Und mit leisem Ruf der Freude, der sich der krampfend zugeschnürten Kehle kaum entrang, mit zitternd ungeschickten Händen schloß sie auf und öffnete ihrem Sohne die Thür.

2.

Sie breitete beide Arme aus, ihn an ihre Brust zu ziehen. In dem Halbdunkel des Ganges sah sie nur eine kleine Gestalt, kleiner, als in ihrer Erinnerung ihr Sohn gewesen, der ihr niemals in den langen Jahren ein Bild geschickt. Ein Selbstporträt, wovon er schrieb, hatte er immer zu verkaufen gehofft; photographieren lassen wäre zu teuer.

Aber eins erkannte sie auf den ersten Blick: die großen, blauen Augen und seltsames, prachtvolles, blondes Haar, das an den Seiten unter dem Hut hervorquoll.

Doch schon umschloß sie ihn, als fürchte sie, er könne sie wieder verlassen, und zog ihn ins Zimmer. Dann blieb sie schluchzend, an seine Schulter gelehnt, stehen. Sie

Digitized by Google

zitterte, zuckte. Sie wußte sich nicht zu fassen. Sie fühlte ab und zu ihre Sinne erlöschen, während dann wieder die Lebensgeister aufflammten und sie laut Atem holte an der Brust ihres Sohnes, ihres lieben Sohnes, des Einzigen, das sie besaß.

Er hielt sie umklammert, klopfte ihr mit der Hand auf den Rücken und sagte, im Kampf mit seiner Rührung, wodurch seine Stimme heiser und rauh klang:

— Mutter, liebe Mutter, so weine doch nicht! Du mußt nicht weinen.

Aber sie weinte trotzdem, weinte herzbrechend, daß es klang, wie eines Sterbenden letztes Ringen nach Luft.

Endlich nahm er ihre Arme, schob sie von sich, indem er streichelnd daran herabfuhr, und stammelte in halb verlegenem Lächeln:

— Aber Mutter, was hast du denn nur! Was hast du denn nur!

Nun blickte sie ihn an. Ja, er war es! Sie erkannte ihn trotz des blonden Spitzbartes, in dem sich schon einzelne graue Fäden zeigten. Der Ton seiner Stimme knüpfte an den Klang an, den sie noch im Ohre trug, ein Sinkenlassen der letzten Silben, wie sein Vater, nur war der Ton, mit dem ihr Sohn eben gesprochen, fett und doch rauh, als stecke ihm etwas in der Kehle.

Er war erkältet, wohl von der Reise. Und sie strich ihm über die Wange und sagte:

— Mein Hans, ich mache dir gleich etwas Warmes und auch einen Prießnitzumschlag die Nacht.

Doch er blickte sie starr an:

Digitized by Google

— Wozu denn?

— Du biſt ja ſo erkältet, mein armer Liebling du.

Dabei traten ihr wieder die Thränen in die Augen in Sorge um ihn. Doch Hans ſchob ihre Hände von ſeinem Hals und ſagte mürriſch:

— Keine Spur, Mutter. Ich erkälte mich nie —

— Aber du biſt doch heiſer.

Jetzt wurde er faſt unangenehm:

— Ich rede doch immer ſo, darüber hat ſich noch nie jemand aufgeregt.

Sie ſchwieg betroffen.

Aber es war ſchnell vergeſſen, und beim matten Schein der billigen, kleinen Lampe, der es nicht vergönnt war, viel Licht zu ſpenden, die dafür aber auch ſparſam brannte, betrachtete ſie ihren Sohn von oben bis unten mit der Neugierde eines Kindes, der Aufmerkſamkeit einer Frau, der Beſorgnis einer Mutter.

Als ſie ſeinen Anzug ſah, entfuhr ihr ein leiſer Seufzer. Er war abgetragen, voller Flecke, ein Rockknopf fehlte, das Hemd ſchien nicht ſauber, eine wild umgebundene, an den Enden ausgefranſte Krawatte würgte den Kragen eng zuſammen.

Der arme Hans! Die ſorgſame Frauenhand fehlte, und man ſah — er war arm; man ſah — er litt Not.

Nun muſterte ſie ihn genau: ſeine Augen war eingefallen, dunkel umrändert.

Da überlief die Mutter plötzlich ein entſetzlicher Schreck. Um Gottes willen, was fehlte ihm? Sie griff nach ſeiner Hand, die ſchien feucht, und mit ängſtlicher Stimme fragte ſie:

Digitized by Google

— Biſt du krank, mein geliebtes Kind, biſt du krank?

Er lächelte und wehrte ab mit kurzer, ſchroffer Handbewegung. Dabei ſchwankte er. Sie faßte zu, ihn zu halten, denn ſie meinte, ihm ſei ſchwindlig.

Doch als ſie ſich um ihn mühte, grinſte er mit einem Mal über das ganze Geſicht und brummte:

— Die Krankheit — hähä — nette Krankheit. Morgen bin ich wieder geſund, Mutter! Hähä!

Und wie er ſo breitbeinig daſtand und ſich leiſe wiegte gleich dem gedrungenen Schornſtein eines Schiffes, das auf bewegter See vor Anker liegt, ſchlug ihr aus ſeinem Mund Weindunſt entgegen.

Da fuhr ſie zurück, blickte ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an, aus denen die Erkenntnis der Wahrheit ſprach und jammervolles Entſetzen, während er lächelnd, mit trübem Blick und grinſendem Ausdruck, halb frech, halb verlegen ſeine Mutter anſah.

Sie wich zurück Schritt um Schritt vor ihrem Sohn, der nach beinahe einem Menſchenalter Trennung von der, die ihn geboren, zurückkehrte, ſeiner Mutter den erſten Kuß aufzudrücken mit alkoholdunſtenden Lippen.

Sie wich zurück vor dem Menſchen, der in der bangſten, ſüßeſten, dreiundzwanzig Jahre entbehrten Stunde des Wiederſehens es übers Herz brachte, vor ſeine Mutter zu treten mit umnebelten Sinnen.

Er grinſte weiter, ſchob den aufgeſchwemmten Leib nach vorn, das Gleichgewicht zu erlangen, dabei fiel der Hut herab, und an Stelle des blonden Lockengewirrs, das wie ein Heiligenſchein den Kopf des Jünglings umſtanden,

Digitized by Google

glänzte ein kahler Schädel, in der Mitte von einer einsamen Locke nur spärlich bewachsen, während an den Seiten wirr und wüst das gewellte Haar abstand wie eine Wulst, auf der der Hut geruht.

Die Mutter griff mit beiden Händen an ihre weißen Schläfen. Sie starrte unausgesetzt auf diesen schmutzigen, zerlumpten Menschen vor ihr, auf dessen Angesicht Leidenschaften und Zügellosigkeit mit ätzendem Finger geschrieben, der blöde lächelnd, leise taumelnd mit den roten Händen vergeblich nach den Seitentaschen suchte, um Haltung und Stellung zu finden.

Sie starrte hin, und ein wahnsinniges Entsetzen packte die alte Frau, ein übermenschlicher Kummer, der nach Ausdruck und Befreiung rang und sich schließlich in den Worten löste, die sie mühsam ächzend hervorstieß:

— Hans! Hans! Mein Gott, mein Gott, du hast ja — getrunken!

3.

Ihr erstes Gefühl war: er muß fort. Aber nur einen Augenblick. Er war doch ihr Sohn, ihr lieber Sohn. Er war doch endlich gekommen nach dreiundzwanzig Jahren. Und sofort verwischten sich wieder diese Gedanken.

Hans hatte sich an den Tisch gesetzt, an dem die Mutter arbeitete, ihren Lebensunterhalt verdienend und noch das dazu, was sie ihrem Sohn schickte. Er stützte die Ellbogen auf die Platte, versenkte das buschige Seiten-

Digitized by Google

haar in die Hände, ſtierte vor ſich hin, während die Mutter in ſchweigender Emſigkeit, ohne ihn zu fragen, ob er in einem Gaſthaus abgeſtiegen ſei, ein Nachtlager für ihn herrichtete.

Und wenn auch ſein Koffer im Hotel lag, fortgelaſſen hätte ſie ihn doch nicht. Ihr Sohn durfte in dem Zuſtand ſich nicht zeigen, ſie wollte ſeine Schmach verbergen vor den Menſchen.

Ihr eigenes Bett überzog ſie für ihn friſch und trug nur eine Decke in die Küche hinüber für ſich ſelbſt. Dort ſtand ein zerlegenes, altes Sofa, das im Wohnzimmer nicht Platz gefunden. Darauf machte ſie ſich ein Lager.

Als ſie wieder eintrat, hatte Hans die Waſſerflaſche vom Tiſch genommen und ſchenkte ſich ein Glas ein, das er gierig hinunterſchüttete, indem er vor ſich hinbrummte, mit der Abſicht, die Mutter ſollte es hören:

— Geld zum Eſſen hat man nicht, da ſteigt einem beim leeren Magen ſchon ein einziges Glas zu Kopfe.

Das ſchnitt ihr ins Herz. Er hatte nichts zu eſſen gehabt! Und ſie verſchwand lautlos wieder in der Küche, holte ein Stück Käſe, Wurſt und trockenes Brot, denn Butter hatte ſie nicht im Haus, ſetzte es vor ihren Sohn, ging bis an die Küchenthür zurück und ſagte von dort aus leiſe:

— Gute Nacht, Hans!

Er rührte ſich nicht. Sie wiederholte:

— Gute Nacht, Hans!

Da rückte er plötzlich den Stuhl zurück, ſeine Füße ſchurrten ſchwer auf dem Boden hin. Sein Kopf ſank

Digitized by Google

auf die Tiſchplatte nieder in die verſchränkten Arme, eine weiche Stimmung überkam ihn jäh, und er begann zu ſchluchzen.

Einen Augenblick kämpfte die Mutter mit ſich, aber ſie konnte nicht anders, ſie näherte ſich langſam ihrem Sohn. Ein paarmal hielt ſie inne. Er war ja — nein, nein, eins war er — ihr Sohn!

Sie ging nahe an ihn heran, immer näher, blickte auf ſeinen Scheitel nieder, auf dem die Jahre ihre Spur zurückgelaſſen, in ſtändig freſſender Arbeit das Haar lichtend, Runzeln eingrabend in das Geſicht. Sie ſah die wirren, ungepflegten Locken an der Seite, hob langſam die Hand, ſtrich darüber, erſt zaghaft, dann liebkoſend mit einer Weichheit, als berühre ſie das empfindlichſte, zarteſte Gebilde.

Dann glitten ihre Finger herab auf den verſchoſſenen Anzug mit ſeinen Flicken, und ſtreichelten den mürben, alten Stoff — es war der ihres Sohnes. Auf ſeine Stiefel warf ſie einen Blick, auf die ſchiefgetretenen Abſätze, die klaffende Sohle, und unendliches Mitleid zog in ihr Herz. Er war ſo arm und armſelig wie ein unglücklicher Landſtreicher, der von Ort zu Ort zieht.

Und das war ihr Sohn, für den ihr nichts ſchön und ſtolz genug geweſen, der alle Sterne vom Himmel ſich herabholen ſollte und alle Kränze!

Da vergaß die Mutter, daß er roh und trunken war, daß er vielleicht nur weinte im heulenden Elend des Alkohols, mit dem er ſein Blut vergiftet. Und ſie legte die Arme um ſeinen fetten Hals, ſie ſchmiegte die eingefallene Wange an ſein wüſtes Haar, ſie küßte ihn, ſtreichelte ihn,

Digitized by Google

ſuchte ihn aufzurichten und ſtammelte nur immer, als wollte ſie einen Toten zum Leben erwecken, in flehendem Ton:

— Mein Hans! Mein geliebter, lieber Hans!

Aber er hatte in der Trunkenheit ſein eingebildetes Leid längſt vergeſſen. Sein Kopf lag ſchwer auf dem Tiſch — er ſchlief.

Sanft hob ſie ihn, ſtrengte ſich an mit aller Greiſenkraft, ſtellte ihn aufrecht und führte ihn zum Bett. Er ſank darauf. Die Mutter zog ihm den Rock aus, die Weſte, die Stiefel. Dann ſchob ſie ſeine Füße unter die Decke, die ſie einſtopfte im Rücken, wie ſie es wohl gethan, als Hans noch Kind geweſen.

Darauf küßte ſie ihren Sohn leiſe auf die Stirn, ihn nicht zu wecken, ſchlich zur Küche, ſchloß geräuſchlos die Thür, bettete ſich auf ihr hartes Lager, deſſen Unbequemlichkeit ſie vergaß, denn ihr Sohn, ihr lieber, lieber Sohn konnte ja ruhen weich und warm.

Darauf löſchte ſie das Licht und ſchlief ein mit einem Lächeln auf den Lippen: ſie hatte ja ihren Sohn, ihren Sohn wieder!

4.

Am andern Morgen war ſie zeitig auf, um das Frühſtück zu bereiten.

Vorſichtig ſchlich ſie an die Wohnzimmerthür und horchte. Drinnen klang lautes Schnarchen.

Da ging ſie wieder zurück an den Herd, ſetzte ſich und begann zu warten.

Digitized by Google

Sie hätte ſich gern wieder hingelegt, aber ſie wollte den Augenblick nicht verpaſſen, wenn er erwachte.

Stunden und Stunden vergingen.

Endlich klang aus dem Nebenzimmer lautes Rufen. Sie fuhr auf und öffnete die Thür.

Da ſaß er auf dem Bett in den ſchmutzigen, zerlegenen Hoſen, einen Träger über der Schulter, den andern herabgeſtreift, die Hände aufgeſtützt, den Kopf mit dem Lockenkranz und der weißleuchtenden Platte vornübergebeugt.

Er ſah nicht auf, als die Mutter eintrat, und beim Anblick dieſes herabgekommenen Mannes, der alt geworden war vor der Zeit, krampfte ſich ihr das Herz zuſammen. Sie glitt an ſeine Seite, nahm ſeine beiden Hände in die ihren, ſenkte den Kopf und begann plötzlich ſtürmiſch zu weinen.

Der Sohn rührte ſich nicht, nur einmal hob er die Hand, die er losgemacht, und ſtrich ihr über den Scheitel. Dann aber plötzlich ward es ihm zuviel, und er ſagte mit kehliger Stimme:

— Mutter, nu iſt's ja gut! Nu laß doch gut ſein. Da giebt's doch nichts zu weinen.

Sie ſtand auf, wiſchte mit der Schürze die letzte Thränenſpur fort und fragte, ob er frühſtücken wolle. Er brummte etwas, man wußte nicht, war es ihm recht oder nicht. Sie aber goß Waſſer in das Waſchbecken, legte ein friſches Handtuch bereit, ſah nach, ob die Seife nicht fehlte, kam plötzlich auf den Gedanken, er müßte warmes Waſſer haben, und eilte in die Küche.

Doch als ſie zurückkehrte, war er ſchon angezogen, und faſt beſchämt ſchlich ſie wieder hinaus an den Herd.

Digitized by Google

Dann brachte sie den Kaffee. Sie deckte eine Serviette auf, ein Wäscheverbrauch, wie sie ihn nie für sich gewagt — aber ihr Sohn war da, ihr lieber, einziger Sohn.

Er begann stumm sein Frühstück zu verzehren. Mit seinem altersblinden Taschenmesser schnitt er das Brot entzwei. Da fiel es der Mutter schmerzlich ein, daß ja keine Butter da sei.

— Wart mal einen Augenblick, mein Hans, ich komme gleich wieder!

Damit war sie auch schon davon, die Butter zu holen.

Doch als sie zurückkehrte, fand sie das Zimmer leer.

Sie suchte in der Küche, überall — er war fort. Aber sie tröstete sich, er war gewiß nur fortgegangen, um seine Reisetasche zu holen. Sie hatte Fleisch gekauft, Kartoffeln und Blumenkohl: er sollte essen und sich entschädigen für die langen Jahre der Entbehrung.

Endlich klopfte es, und er trat ein. Stumpf setzte er sich in eine Ecke.

— Hast du deine Sachen nicht mitgebracht? — fragte die Mutter.

Er brummte:

— Was für Sachen?

— Deine Tasche.

Er zuckte die Achseln:

— Ich habe dir doch gesagt, ich habe nichts. Wo soll ich denn 'ne Tasche herhaben. Zu so was habe ich kein Geld.

Sie kauerte sich nieder an seiner Seite und begann ihn auszufragen, ob er denn keinen einzigen Gegenstand

Digitized by Go

mithätte. Und es kam heraus, daß er nichts beſaß, als das was er trug.

Und es waren ſo zerlumpte Sachen! Und nicht einmal ein Hemd zum Wechſeln hatte er. Aber ſie tröſtete ihn, ſie würde nachmittags alles Nötige mitbringen.

In der Freude, für ihren Liebling ſorgen zu dürfen, vergaß ſie alles: daß ein Strolch, ein herabgekommener, zerlumpter Menſch hier ſaß, der nichts ſein eigen nannte, der ſtumpfſinnig vor ſich hinbrütete, der ſeiner Mutter kaum eine Antwort gab und ihre Liebe durch nichts vergalt, als durch Brummen und Knurren, dem alles, was ſie für ihn thun wollte, nur als ſelbſtverſtändlich erſchien, der keinen Dank für ſie hatte und jetzt faſt befehlshaberiſch bei ihr beſtellte, was er zum Abend eſſen wollte, was für Sachen ſie ihm mitbringen müßte, beſtellte, ohne zu fragen, woher das Geld käme, ſo viel zu bezahlen.

Und als ſie nun beim Eſſen ſaßen, die Mutter ohne etwas anzurühren, immer nur die Hand an der Schüſſel, mehr auf ſeinen Teller zu legen, da blickte ſich der Mann plötzlich um, ſuchte etwas auf dem Tiſch und machte ein unzufriedenes Geſicht.

Betroffen fragte ſie:

— Was ſuchſt du denn, Hans? Iſt dir das Brot nicht recht?

Er antwortete nicht gleich, es kam doch etwas wie Scham über ihn, aber ſchließlich ſagte er mit geſenkten Augen:

— Mutter, haſt du nicht was zu trinken?

Sie fuhr auf; wie konnte ſie das nur vergeſſen haben! Ihr armer Sohn ſollte entbehren.

Digitized by Google

Und sie überlegte. Durfte sie Bier holen? Mußte es nicht Wein sein? Wein war so teuer. Aber es war ihr Sohn, dessen durch Not und Armut geschwächter Körper gestärkt werden mußte. Da huschte sie hinaus mit gebeugtem Rücken, eilte die hohen Treppen hinab, so schnell sie ihre greisen Füße trugen.

Als sie mit einer Flasche zurückkehrte, sie mühsam entkorkte und auf den Tisch stellte, sagte der kauende, gedunsene Mensch, ohne sie anzusehen, nur kurz:

— Danke, Mutter!

Das that ihr wohl, als wäre es ein Wort der Liebe. Er aber schüttete das erste Glas in einem Zuge hinab und goß sich ein zweites ein, das sofort dem ersten folgte.

Währenddessen legte die Mutter mit strahlenden Augen ein Stück Käse auf den Teller, das sie eben noch mitgebracht.

Dann eilte sie zur Kommode, holte den Schlüsselbund aus der Tasche, schloß auf, griff links im obersten Fach unter die Wäsche, wo ein Paket lag, mehrmals umschnürt: ihr Geld.

Den Bindfaden wickelte sie eilig ab und entnahm dem Papier zwei Goldstücke. Den Rest steckte sie, nachdem sie abermals die Schnur darumgewickelt, wieder unter die Wäsche.

Der Sohn hatte zu essen aufgehört. Das Glas in der Hand, auf der Stuhlkante sitzend, die Beine ausgestreckt, verfolgte er die Bewegungen seiner Mutter.

Dann trank er abermals und starrte auf den leeren Teller.

Digitized by Google

— Ich komme gleich wieder, mein Hans! Nicht wahr, du bleibſt da? — ſagte die Mutter und ſtreichelte ſein Haar. Er fühlte wie die dünnen Lippen der alten Frau ſeine Wange berührten, dann war ſie ſchon mit vor Erregung und Glück gerötetem Geſicht davon.

5.

Als die Mutter ſich entfernt hatte, ging er im Zimmer auf und ab, neugierig alles beſehend, ſchenkte ſich wieder ein, leerte zwei Glas in Windeseile, wiſchte ſich mit dem Rücken der dicken Hand die Lippen und dann die feuchtgewordenen Finger an der Hoſe, während er ſeinen Rundgang durchs Zimmer fortſetzte.

An der Kommode blieb er ſtehen, klemmte den Zeigefinger in das Schlüſſelloch und verſuchte aufzuziehen, aber ſie war verſchloſſen.

Dann trank er nochmals ein paar Glas, dem er Rieſenmengen Brot nachfolgen ließ.

Bald hatte er die Flaſche geleert. Nun ging er in die Küche, unterſuchte alles, öffnete den Schrank, in dem aber beinahe nichts ſtand, kehrte brummend ins Wohnzimmer zurück, horchte an der Thür und warf ſich ſchließlich aufs Bett. Nach ein paar Minuten ſchnarchte er laut.

Als die Mutter heimkehrte, ſchlief er noch immer. Sie trug ein Paket unter dem Arm und war ſo glücklich über ihre Einkäufe, daß ſie mit ſich kämpfte, ob ſie ihn nicht wecken ſollte.

Digitized by Google

Doch das brachte sie nicht übers Herz. Und nun packte sie die Sachen drüben in der Küche aus: einen einfachen, dunkelbraunen Anzug, eine Unterhose, ein Paar Strümpfe, zwei Wollhemden, Kragen und Manschetten, und als letztes einen blauen Schlips, den sie mit Stolz betrachtete, Stäubchen von ihm strich und dann erschrocken davon den Preis abriß, der noch an einer Ecke hing.

Darauf räumte sie leise das Essen ab und trug es in die Küche.

Als sie sah, daß Fleisch übrig war und Kartoffeln, machte sie ein trauriges Gesicht. Hatte ihm die erste Mahlzeit bei der Mutter nicht geschmeckt?

Doch das Brot war aufgegessen. Der Arme! Brot war wohl seine gewohnte Nahrung, Fleisch kannte er vielleicht nicht mehr. Als sie aber die Flasche hob, den Rest beiseite zu stellen, und sie leicht und leer fühlte, zuckte sie zurück: er hatte wieder getrunken.

— Mein Gott, mein Gott, eine ganze Flasche!

Aber sie vergaß es bald. Das wollte sie ihm schon abgewöhnen. Ja, sie freute sich darauf, als übernähme sie die Erziehung eines Kindes.

Während die Mutter das Geschirr aufwusch, leise, daß nur ja durch die angelehnte Thür kein Laut hinüberdränge, den Schlummer ihres Sohnes zu stören, durchlebte sie bei sich die Jahre, da er heranwuchs, mit ihren heiteren und ernsten Erinnerungen, die ihr ganzes Leben ausfüllten.

Endlich hörte sie Lärm, ein Husten, ein Räuspern. Er hatte sich erhoben, dehnte sich, rieb sich die Augen. Nun konnte sie es nicht mehr aushalten und fragte:

Digitized by Google

— Hans, willſt du ſehen, was ich dir mitgebracht habe?

Er machte ein freundlicheres Geſicht, noch halb verſchlafen:

— Was denn, Mutter?

Nun legte ſie ſorgfältig auf dem Tiſch Kleider und Wäſche nebeneinander und rief:

— So, Hans, nun ſieh her.

Er faßte den Stoff an, unterſuchte die Wäſche, und ein freudiges Lächeln lief über ſeine Züge. Er war doch etwas gerührt und neigte ſich zur Mutter, ſie zu küſſen.

Sie empfand den Kuß ihres Sohnes, der leicht ihre Stirn traf, wie eine Segnung, als den weihevollſten, glücklichſten Augenblick.

Er ſuchte der Scene möglichſt ſchnell ein Ende zu bereiten, und ſagte:

— Mutter, ich werde mich gleich anziehen.

Sie hätte aber noch gern etwas über die Krawatte gehört, die eine ganze Mark gekoſtet, auf die ſie ſehr ſtolz war, und ſie fragte nun faſt demütig:

— Haſt du dich denn über die Krawatte gefreut?

Er ſchien ſie gar nicht bemerkt zu haben, ſah jetzt hin und antwortete nur:

— Schlipſe trage ich überhaupt nicht!

Sie duckte ſich wie ein Hund, der einen Streich empfangen ſoll. Ganz kleinlaut meinte ſie:

— Aber du mußt doch eine Krawatte umbinden.

Aus ihrem Ton fühlte er ſein Unrecht und ward etwas weicher:

Digitized by Google

— Na, Mutter, ich habe mich ja gefreut. Aber weißt du, solche Selbstbinder kann ich nicht brauchen, weil ich den Knoten nicht machen kann. Ich muß fertige haben.

Da hatte sie die Krawatte schon ergriffen und eilte damit hinunter, sie umzutauschen.

Er rief noch:

— Mutter, laß nur gut sein, laß gut sein!

Aber er hielt sie nicht zurück, sondern warf eilig seine Lumpen ab, kleidete sich neu von Kopf zu Fuß, wenn auch noch kein Tropfen Wasser sein Gesicht und keine Bürste sein wirres Lockenhaar berührt hatte.

6.

Die Mutter band ihm die neue Krawatte selbst um. Er ließ es ruhig geschehen, wenn er auch ungeduldig dabei ward, weil es nicht schnell genug ging. Dann trat sie ein paar Schritt zurück, besah ihn mit zärtlichen Mutteraugen von oben bis unten, zog ihn aufs Sofa, setzte ihn sorgsam hin, schob ihm noch ein Kissen in den Rücken, nahm dann an seiner Seite Platz, strich seine dicke, feuchte Hand, schmiegte sich eng an ihren Sohn an und sprach:

— So, mein Hans, nun mußt du mir aber erzählen, wie es dir die langen Jahre ergangen ist!

Er ließ sich alles ruhig gefallen, wenn ihm die ganze Zärtlichkeit auch beinahe lästig vorkam. Und daß er erzählen sollte, ärgerte ihn. Er brummte:

Digitized by Google

— Ich habe dir doch alles geschrieben.

Sie streichelte wieder seine Hand:

— Ja, geschrieben. Aber du schriebst so selten, und ich weiß doch beinahe nichts von dir, wie dir's ergangen ist in all den Jahren.

Er zuckte die Achseln:

— Mir ist's immer gleichmäßig ergangen, schlecht, immer schlecht.

— Hast du dich denn nicht gefreut, wenn deine alte Mutter dir etwas geschickt hat?

Er versuchte ein freundliches Gesicht zu machen, doch bald brach seine üble Laune wieder durch:

— Das hat immer bloß gereicht, um ein Loch zuzumachen, während das nächste schon offenstand.

Fast beschämt senkte sie die Augen:

— Ich habe für dich gethan, was ich konnte.

Da wurde er nervös:

— Das glaube ich ja, Mutter. Herrgott ja, das glaube ich ja! Aber das verbessert's nur nicht. Ich habe eben Pech gehabt mein ganzes Leben lang. Da laufen Tausende von Muttersöhnchen rum, die nie was gethan haben und denen es immer gut geht. Ich habe nie verstanden, warum ich nicht auch so einer sein kann.

Die Mutter wagte noch immer nicht, die Augen aufzuschlagen:

— Ich habe für dich gearbeitet, soviel ich nur konnte.

Er wurde wieder erregt:

— Ja, ich glaube es ja, glaube es ja! Laß doch

Digitized by Google

nur das endlich ſein, Mutter. Ich weiß doch, du haſt alles gethan, und du kannſt auch nichts dafür, daß der Vater ein Hungerleider war.

Da raffte ſie alle Kraft zuſammen, blickte ihn ernſt an und ſagte verweiſend:

— Von deinem Vater darfſt du nicht ſo ſprechen!

— Ach was, ich weiß gar nichts von ihm.

— Das iſt gleich, Hans, aber ich will nicht, daß du über deinen Vater ſo ſprichſt.

Er machte ein böſes Geſicht. Sie ward weich und fügte langſam hinzu:

— Von deiner armen Mutter kannſt du ſagen, was du willſt.

Er lenkte ein:

— Ich ſage ja gar nichts über dich, du biſt ja ſehr gut. Aber ich kann doch einmal den Wunſch äußern, daß mir's hätte beſſer gehen ſollen. Der Künſtler braucht nun einmal Geld, immer Geld, ſonſt kann nichts aus ihm werden. Er braucht Ruhe, um zu arbeiten. Wenn man immer nur für den nächſten Tag ſorgen ſoll, ſo lähmt das. Das wollte ich nur damit ſagen.

Jetzt fragte ſie nach ſeinen Arbeiten.

Aber er wurde bei der Erwähnung der Malerei immer nervöſer: er meinte, er habe doch nicht arbeiten können, da er Hunger gelitten, buchſtäblich Hunger gelitten. Er erging ſich in Anklagen über ſein Schickſal, über die Welt. Er habe es überhaupt nicht nötig gehabt, auf die Erde zu kommen, er habe ſich ſein Leben nicht ausgeſucht, es ſei ſo nichts daran. Und bald ſchimpfte und fluchte er, ſo

Digitized by Google

daß die Mutter wieder die Augen zu Boden ſchlug, als es wie Vorwürfe klang, daß ſie ihn geboren.

Und während ſeine Betrachtungen immer damit ſchloſſen, er habe kein Geld, wer aber kein Geld beſitze, werde nie ein Künſtler werden, begannen plötzlich der alten Frau die Thränen über die Wangen zu laufen. Sie fragte leiſe und demütig:

— Wieviel Geld brauchſt du denn?

Das griff er auf, bemüht, freundlicher zu ſein:

— Ja, kannſt du mir denn etwas verſchaffen?

— Wieviel?

Er kniff die Augen zu, blickte halb forſchend, halb ſcheu auf den weißen Scheitel der Mutter und ſagte ſchließlich:

— Wenn du mir etwas geben könnteſt, das wäre ſchön.

Sie überlegte, woher Geld ſchaffen. Sie beſaß ja ſelbſt nicht einmal mehr zwanzig Mark in der Kommode.

Aber vielleicht borgte ihr jemand? Sie wollte gern arbeiten die Nächte hindurch, um es wieder einzubringen. Aber zu wem konnte ſie gehen? Vielleicht zum Kaufmann, vielleicht zur Rechnungsrätin. Es mußte doch jemand geben, irgend jemand, der ihr etwas vorſchoß. Und ſie fragte noch einmal in Angſt, die Höhe der Summe zu vernehmen:

— Wieviel müßteſt du denn haben, mein Hans?

Er blickte auf den armſeligen Hausrat rundum, auf das einfache, abgetragene Kleid ſeiner alten Mutter, und ſchließlich glitt auch ſein flüchtiger Blick hinüber zur Kommode, aus der ſie vorhin das Geld genommen.

Digitized by Google

Endlich ſagte er zögernd, vorſichtig taſtend:

— Ein paar hundert Mark müßten's ſchon ſein.

Sie ſtöhnte laut:

— O du mein Gott!

Das ärgerte ihn wieder. Er ſtand auf und rief:

— Na, das iſt doch lächerlich, ſo viel wirſt du doch noch haben!

Sie richtete ſich auf:

— Hans, woher denn?

Er blieb ſtehen, indem er in den Taſchen der neuen Hoſe wühlte, um ihnen die rechte Form für die verſenkten Hände zu geben, und ſagte halb voll Staunen, halb mit wegwerfender Roheit:

— Na, ein paar armſelige hundert Mark wirſt du doch haben!

Sie trat auf ihn zu mit zitternden Händen, Thränen in den Angen:

— Aber mein Hans, mein lieber Hans, ich habe dir doch immer alles geſchickt, was ich hatte. Wo ſoll ich's denn noch haben?

— Auf der Sparkaſſe.

— Ich habe nichts mehr.

Jetzt beugte er ſich vornüber, als wollte er ihr prüfend in die Augen ſehen:

— Auf der Sparkaſſe haſt du nichts?

— Nein!

— Ja, wo iſt denn das Geld alles hin?

Sie ſah ihn groß an:

— Du haſt es bekommen, für dich iſt's ausgegeben!

Digitized by Google

— Ich?

— Ja, du.

— Das war alles Geld, was ich bekommen habe?

Sie richtete ſich gerade auf:

— Alles Geld, was deine alte Mutter hatte.

Da warf er etwas hin wie:

— Nun möchte ich doch bloß wiſſen, was du mit dem übrigen Geld angefangen haſt!

Er wollte gleichgiltig ſeinen Spaziergang fortſetzen, als ihn plötzlich die Mutter bei den Armen packte und rief, indem ſie ihm durchbohrend in die Augen ſchaute, ſo daß er doch ſcheu ihrem Blick auswich:

— Weißt du, wo das Geld alles hin iſt? Für dich iſt's ausgegeben, für dich! Ich habe gelebt wie ein Hund, ich habe mir alles verſagt! Und nun ſagſt du das deiner Mutter? Hans, pfui, ſchäme dich!

Er ſuchte ſich loszumachen, doch ihre Willenskraft war mit einem Mal erwacht. Sie krallte ſich an ihm feſt und rief:

— Du biſt undankbar, Hans! Das laſſe ich mir nicht ſagen. Ich habe mir den Biſſen am Munde abgeſpart, um dir alles zu ſchicken. Und nun antworteſt du mir das?

Er machte ein wutverzerrtes Geſicht, und die alte Frau bekam bei dieſem faſt tieriſchen Ausdruck Reue, daß ſie zuviel geſagt hätte, und flehte:

— Ich habe es ja gern gethan, ich wollte ja nichts für mich haben, es ſollte ja alles für dich ſein, für dich, mein lieber, lieber Hans.

Digitized by Google

Er aber nahm die dünnen, alten Arme ſeiner Mutter, drückte ſie, daß ſie im Schmerz das Geſicht verzog, und brüllte:

— Willſt du ruhig ſein!

Sie war ganz ſtarr geworden:

— Hans, um Gottes willen!

In ihm aber tobte der Zorn:

— Ich verbitte mir ſowas, ich will das nicht hören.

Sie barmte:

— Ich habe doch gar nichts geſagt, ich habe dir doch nichts gethan, Hans, mein lieber Hans!

Doch er packte wieder ihre Arme und ſchrie ſie an:

— Ich muß Geld haben! Hörſt du! Die Redensarten nützen mir gar nichts. Und wenn du nichts haſt, wirſt du doch Kredit bekommen. Aber du wirſt ſchon was haben. Dort drüben in der Kommode hab ich's ja geſehen. Jetzt gieb mir was. Ich bin nicht daran ſchuld, ich hätte mich nicht in dieſes ekelhafte Daſein geſetzt. Ich habe mich nicht gemacht, hörſt du!

Dabei gab er ihr einen Stoß, den er nur beabſichtigte, um die Bahn frei zu machen für ſeinen Marſch durch das Zimmer, der aber die alte, ſchwache Frau ſo hart zur Seite warf, daß ſie das Gleichgewicht verlor und über die ärmliche, abgetretene Bettvorlage ſtolpernd, hinſchlug.

Mit ſchreckerfüllten Augen ſtarrte ſie ihren Sohn an und fand nur die Worte des Entſetzens:

— Hans, was thuſt du! Ich bin deine Mutter.

Er aber blieb ruhig ſtehen, ohne der alten Frau aufzuhelfen. Und die beiden ſahen ſich ein paar Augenblicke

Digitized by Google

an, die Mutter in ſtarrer Verzweiflung, als könne ſie nicht faſſen, was eben geſchehen war, er in verächtlicher Wut, in die ſich nur ganz langſam die Scham miſchte. Aber nur ſoviel, daß ihm der Blick der Mutter peinlich ward; er nahm ſeinen Hut vom Nagel und ging zur Thür.

Dort wendete er ſich zur Seite, ohne die Mutter anzublicken, und ſagte in befehlendem Ton:

— Ich muß ausgehen, ich habe keinen Pfennig, gieb mir wenigſtens ein paar Groſchen. Das wirſt du doch für deinen Sohn noch thun können.

Die alte Frau erhob ſich mühſelig, ging zur Kommode, klapperte zitternd eine Weile am Schlüſſelloch, bis es ihr gelang, zu öffnen, fuhr unter die Wäſche, riß den Faden um das kleine Paket ab und nahm alles heraus, was ſie beſaß: ſechzehn Mark.

Dann ſchob ſie das Fach zu. Und gewöhnt, über ihr bißchen Hab und Gut ängſtlich zu wachen, ſchloß ſie mit zitternden Fingern ab, ſteckte den Schlüſſel ein, ſchwankte ihrem Sohn entgegen, hielt ihm das Geld hin und ſagte:

— Hier! Und nun geh, geh. Möge dir's nie vergolten werden!

Er nahm es, betrachtete es wie einer, der zu wenig Trinkgeld empfangen hat, ließ es verächtlich in die Taſche gleiten, und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

7.

Nachdem der Sohn ſie verlaſſen, riegelte die Mutter hinter ihm ab, dann ging ſie bis ans Sofa, hatte gerade

Digitized by Google

noch die Kraft ſich zu ſetzen und verfiel in einen Zuſtand halber Ohnmacht. Es war die Stunde der bitterſten Enttäuſchung ihres Lebens. Der Rücken that ihr weh vom Anſchlagen gegen die Bettſtelle. Sie fühlte ſich, als hätte ſie einen Schlag vor den Kopf bekommen, als wäre ſie tief herabgeſtürzt aus dem Glück der Erde in ein Grab, in dem alles, was ſie ans Daſein feſſelte, begraben lag, und darauf wie der Deckel des Sarges das Bild ihres Sohnes, ihres einzigen Sohnes.

Sie konnte keinen Gedanken faſſen. Er ſtand nur immer noch vor ihr, wie er ſie von ſich geſtoßen, daß ſie hinſchlug, hilflos, von dem mißhandelt, deſſen Liebe doch nur ihr ganzes Leben gegolten.

Es war dunkel. Doch ſie blieb in der Ecke ſitzen, wie ein geſchlagenes Tier, das nicht mehr wagt, aus dem Winkel hervorzukommen, weil es fürchtet, wiederum mißhandelt zu werden.

Ab und zu lauſchte ſie nach der Thür, in der Angſt, er käme wieder, und doch auch in der Hoffnung, er kehre zurück als ihr Sohn, ihr lieber Sohn.

Ein einziges Wort der Liebe hätte ſie verſöhnt. Vielleicht hatte ſie etwas geſagt, ihn zu reizen, ſie begriff es ſonſt nicht. Aber er würde wiederkehren, ſie um Verzeihung zu bitten. Und nun freute ſie ſich auf den Augenblick, daß ſich die Thür öffnete und ſie wieder in ſeine blauen Augen ſähe. Ihr Herz ſchlug bei dem Gedanken. Es krampfte ſich nur zuſammen, wenn ſie daran dachte, wie ſie Geld beſchaffen ſollte.

Sie horchte wieder hinaus, nun, wo es völlig finſter

Digitized by Google

geworden war. Warum kam er nicht? Plötzlich packte sie eine entsetzliche Angst: wenn er nun nicht wiederkam! Nein, nein, er mußte kommen, sie konnte doch nicht leben ohne ihren Sohn.

War sie zu hart gegen ihn gewesen? Hatte sie ihn vertrieben?

Und wieder horchte sie zur Treppe hinaus. Aber alles schwieg. Und ein anderer Gedanke stieg in ihr auf. Wenn er nun wiederkehrte, trunken wie gestern? Vielleicht hatte er seinen Zorn und auch seine Scham ersäufen wollen im Wein, gleich dem ersten Abend, als er nach zwanzig Jahren vor seine Mutter trat.

Wie sie auf dem Sofa in der Dunkelheit saß und nach der Thür horchte, wechselten unausgesetzt die Bilder. Immer ihr Sohn. Er kam wieder, er bat um Verzeihung. Er kam wieder, er forderte Geld. Er kam wieder, er war still und voll Scham, er wollte schlafen gehen, am andern Morgen ein neues Leben zu beginnen. Er kam wieder, trunken wie gestern, schwankend, mit verglasten Augen. Aber zuletzt behielt der eine Gedanke die Oberhand: er kam wieder als gemachter Mann, er hatte das Glück gefunden, irgendwie, irgendwo, er blieb im Ort, er wohnte bei der Mutter, er ging still seinem Berufe nach, und sie führten ein glückseliges Leben, wie sie es immer geträumt.

Da hörte sie Schritte im Haus, schwer, schlürfend; es polterte auf den Holzstufen, es kam der Thür näher, es fiel etwas dagegen, in der Dunkelheit, draußen tastete jemand nach dem Schloß. Und eine grauenvolle Angst schnürte die Kehle der alten Frau zusammen, als die gleiche heisere

Digitized by Google

kehlige Stimme wie gestern, leise lallend, daß man die Worte nicht recht verstand, fragte:

— Mutter, bist du da?

Alle Träume, alles Glück, alle Zukunft zerronnen: er war betrunken!

Aber sie wollte ihn fremden Augen verbergen, die Nachbarin sollte nicht aufmerksam werden. Und sie erhob sich, wenn auch ihr Rücken schmerzte, daß sie sich krumm halten mußte, lief ängstlich zur Thür, in der Dunkelheit sich hintastend, legte die Stirn an das Holz und fragte:

— Bist du es, Hans?

— Wer denn sonst! — sagte der draußen. Sie schob den Riegel zurück, und ein nach Tabak und Fusel riechender, trunkener Mann taumelte herein — ihr Sohn, ihr lieber Sohn, ihr einziger Sohn.

8.

Sie hatte das Licht angesteckt. Er stand in der Nähe der Thür, an die Wand gelehnt, leise schwankend, den Hut auf dem Kopf, die Hände in den Taschen, blickte vor sich hin und schimpfte:

— So eine dumme Gesellschaft hier! So eine dumme Gesellschaft!

Sie wagte nicht zu fragen, sie ging nur leise daran, das Bett zu machen. Und während sie die Decke zurückschlug und die Kissen glättete, tropften ihre Thränen in stürzender Flut auf das Tuch.

Digitized by Google

Der drüben knurrte vor sich hin:

— Eine dumme Gesellschaft hier.

Dann wendete er sich plötzlich lallend zur Mutter:

— Mutter, ich will gleich wieder abreisen.

Sie fuhr erschrocken herum, aber sie wagte nicht, sich ihm zu nähern, sondern sagte, indem sie am Bett stehen blieb:

— Um Gottes willen, Hans, fort?

— Ja, ich reise ab.

Da packte sie das Entsetzen. Ihr Sohn wollte sie wieder verlassen? Aber im selben Augenblick war sie beruhigt, es war nur der Wein, der aus ihm sprach. Und sie sagte darum, indem sie zur Seite trat:

— Schlaf dich erst mal aus, mein Hans.

Doch der Trunkene wurde wütend:

— Weshalb denn ausschlafen?

Sie antwortete ängstlich:

— Nun, ich meine bloß so.

Doch er verlangte eine Erklärung:

— Ich will wissen, weshalb überhaupt schlafen. Du denkst wohl — ich weiß schon, was du denkst.

Und er erhob dabei lauter die Stimme.

Die Mutter bat:

— Laß doch gut sein, laß gut sein.

Doch eigensinnig blieb er dabei:

— Nein, nicht laß gut sein! Ich weiß, was du denkst, du denkst, ich bin betrunken. So eine dumme Gesellschaft hier. Ich bin nicht betrunken, ich will nicht schlafen. Fällt mir gar nicht ein. Ich will abreisen. In dem Nest bleibe ich nicht. Eine dumme Gesellschaft hier.

Digitized by Google

Schüchtern meinte sie, indem sie sich an einen Stuhl hielt, denn es ward ihr schwer zu stehn:

— Nun, mein Hans, du ruhst dich erst etwas aus!

— Ausruhen! Ich sage dir, ich mag nicht schlafen, und du sollst nicht wieder davon anfangen. Ich will abreisen. Aber ich muß Geld haben, sofort Reisegeld, hörst du! Und nun mach keine Geschichten, sondern rück's raus. Vorwärts, her mit den Moneten. Die krieg ich überhaupt noch. Der Vater wird doch wohl noch was hinterlassen haben. Ich habe nie was zu sehen gekriegt, drum jetzt, Mutter, raus mit dem Geld. Ich gehe fort.

Sie antwortete mit fast versagender Stimme:

— Ich habe kein Geld.

— Kein Geld?

— Nein, Hans, nein, gewiß nicht.

— Was? Du willst behaupten, du hast kein Geld?

— Nein, Hans, ich habe dir das letzte gegeben.

Er suchte mit den Blicken die Kommode:

— Da, dort in dem Kasten, da ist's ja drin. Stell dich nicht so an, Mutter, 's hilft dir nichts, vorwärts, gieb mir das Geld.

Sie wollte seine Hand nehmen, mit der flehenden Versicherung, sie habe kein Geld. Doch als sie ihn berührte, stieß er sie von sich:

— Keine Schmeicheleien, das zieht nicht. Das Geld raus und keine Worte machen. Vorwärts!

Da sank sie ihm fast zu Füßen:

— Um Gottes willen, mein Hans, ich habe nichts mehr. Glaube mir doch, glaube doch deiner Mutter! Ich

Digitized by Google

habe doch alles für dich gethan, und wenn ich etwas hätte, würde ich alles geben. Habe nur noch Geduld bis morgen, ich will etwas holen. Hörſt du — mir borgen ſie vielleicht?

Doch er verſtand nicht den Sinn der Worte und rief:

— Borgen willſt du mir nur, das kenne ich. Was, eine Mutter borgen? Sei doch nicht ſo geizig, gieb's her. Vorwärts! Hörſt du.

Jetzt weinte ſie und flehte, aber er beſann ſich plötzlich eines andern und ſagte:

— Gieb den Schlüſſel her.

— Welchen Schlüſſel?

— Den Schlüſſel zur Kommode. Hergeben, oder ich brech ſie auf.

Zitternd gab ſie ihm den Schlüſſel. Und da es ihm nicht gelang, ihn ins Schlüſſelloch zu ſtecken, öffnete ſie ſelbſt.

Schwankend trat er heran, ſchob durch die Laſt ſeines Körpers das Fach wieder zu, riß es auf, wühlte unter der Wäſche, nahm das Paket heraus, warf den Bindfaden ins Zimmer, zerrte die paar armſeligen Wäſcheſtücke der alten Frau auseinander, ſchleuderte ſie von ſich, zog den ganzen Kaſten heraus, daß er krachend hinfiel, ſchimpfte und fluchte, verlangte Geld und immer wieder Geld. Und die alte Frau ſtand da mit ſchlagenden Gliedern, Thränen in den Augen und ſuchte ihn zu beruhigen, während ihre Worte doch ſeinen Zorn nur noch mehr reizten.

Er packte ſie wieder bei den Armen, ſchüttelte ſie und rief:

Digitized by Google

— Jetzt vorwärts, wo haſt du das Geld verſteckt? Her damit! Ich will wiſſen, wo das Geld iſt!

Er hörte nicht auf ihre Antwort, er raſte im Zimmer umher, wühlte in der Bettſtelle, ging in die Küche, ſuchte am Herd, in dem kleinen, armſeligen Vorratsſchrank mit der zerbrochenen Thür, taumelte ans Sofa, ließ die Hände in die Polſterung hineingleiten, zog Schmutz und Roßhaare heraus, blieb an dem Überzug hängen, daß er ratſchend aufriß, vergrößerte den Spalt, fuhr überall ſuchend mit der Hand hinein, die ſich plötzlich zu röten anfing, weil er ſich an einer Sprungfeder geriſſen.

Er achtete nicht darauf, wie das Blut ihm über den Anzug lief, über das friſche Hemd, die Manſchetten. Er ſuchte weiter und weiter, alles beſchmutzend, denn eine Ader ſchien getroffen zu ſein, und warm und rot perlte es über ſeine Finger. Bald waren Spuren am Boden, auf dem Tiſch, an den Wänden, an den Möbeln, am Bett, wo er nur angefaßt.

Die alte Frau ſchluchzte laut und ſchrie nur immer:

— Um Gottes willen, Hans, was haſt du denn, was haſt du denn? Haſt du den Verſtand verloren? Was fehlt dir denn, mein armer Hans? Biſt du krank?

Das eine kümmerlich brennende, kleine Licht beleuchtete den Raum, die wie im Entſetzen verſteinert an der Wand lehnende Mutter, den dicken, wüſten Kerl mit dem Lockenbuſch und der weißleuchtenden Platte, dem taumelnden Gang, den blutbeſchmutzten Kleidern, der herumraſte und tobte, ſuchte, alles umwarf und immer nur rief in trunkener, viehiſcher Gier:

Digitized by Google

— Wo iſt das Geld? Wo haſt du das Geld verſteckt?

Als er einſah, daß er nichts finden würde, packte ihn mit einem Mal eine furchtbare Wut. Er ſtürzte ſich auf die Mutter, legte ihr die blutbeſchmutzten, ſchmierigen Finger auf das Genick, beugte ſie nieder mit einem Druck, als wollte er im Bade einen untertauchen, und ſchrie ihr ins Ohr:

— Geld! Das Geld raus! Gieb mein Geld her, es gehört mir.

Die Mutter ſank in die Kniee, bat, flehte, verſicherte, ſie habe nichts, ſie wiſſe von nichts, ſie könne nichts ſchaffen. Er aber würgte ſie nur noch mehr, ſchüttelte ſie, fragte ſie aus, ſchleppte ſie in alle Ecken, verlangte zu wiſſen, wo das Geld ſtecke, ob hinter der Tapete, in der Mauer, im Ofen, in den Möbeln, unter der Diele. Er holte das Küchenbeil, ein kleines, ſtumpfes, altes Inſtrument, verſuchte den Fußboden aufzubrechen an einer Stelle, wo er behauptete, es klänge hohl, hackte in das Holz, daß es ſplitterte, ſchimpfte, riß die Mutter hin und her, während ihm unausgeſetzt, alles beſudelnd und beſchmutzend, das Blut über die Finger lief. Seine Raſerei wuchs. Er geriet in die Tobſucht des Säufers, warf alles um, ſchlug mit dem Beil kurz und klein, was ihm in die Nähe kam. Dann packte er wieder die Mutter und brüllte ſie an:

— Gieb das Geld her! Gieb das Geld her!

Und wie er ſie ſo bedrohte, überkam ſie eine entſetzensvolle Angſt. Sie ſah das Beil in ſeiner Hand, alles war zerſchlagen und zertrümmert, herumgeworfen und beſchmutzt. Sie meinte, es mit einem Irrſinnigen zu thun zu haben,

Digitized by Google

der nun auch ihr Leben fordere, und laut und durchdringend, in ihrer letzten Not, begann sie um Hilfe zu rufen.

Auf dem Korridor war es schon lebendig geworden. Man klopfte, die Nachbarn wollten herein. Stimmen klangen von draußen, jetzt auch auf der Straße, ein Lichtschein fiel durch das Schlüsselloch, an der Thür wurde geschlagen und gehämmert, die Stöße wurden kräftiger, als renne jemand mit einem Instrument dagegen, Hammerschläge klangen, an dem Schloß draußen brach die Klinke ab. Und drinnen raste und tobte der Trunkene, heulte und schrie laut jammernd die Mutter.

Er hörte die Stimmen und den Lärm von draußen, stellte sich an die Thür, hob das Beil und brüllte:

— Jeden schlag ich tot, der reinkommt! Verfluchte Gesellschaft hier. Jeden schlag ich tot. Kommt nur rein, ihr Hunde!

Dazwischen tönte wieder sein Rufen nach Geld. Er schwankte hin und her und begann nun selbst mit dem Beil an die Thür zu donnern von innen, wie jene von außen, daß sich auf dem Holz die Schläge zu treffen schienen, und die Splitter flogen.

Die Mutter aber rief, je mehr der Lärm wuchs, immer lauter und verzweifelter, kreischte in Todesangst um Hilfe.

Sie wußte nicht, was sie that, sie wollte nur hinaus und sich retten. Und sie rannte zur Thür, sie durch ihre Anstrengung einzudrücken.

Der Trunkene aber meinte, sie käme ihm in den Weg, sie wolle ihn hindern, die Thür aufzubrechen. Und wie

Digitized by Google

er das Beil hob, um gegen das Holz zu ſchlagen, traf die alte Frau das Eiſen. Sie brach lautlos zuſammen.

Er aber trat mit letzter Anſtrengung die Thürfüllung hinaus. Zu gleicher Zeit kamen die von außen. Man ſah durch die Öffnung Lichter und Menſchen. Weiber kreiſchten, Männer brüllten, als ginge es zum Angriff. Das ganze Haus ſchien in Empörung. Auf der Stiege ſtanden ſie draußen und lauerten auf den, der da herausbrechen ſollte, bis mit einem Mal, in dem Augenblick, als die ganze Thür zuſammenpraſſelte und die von außen dem innen gegenüberſtanden, alles ſchwieg auf einen Schlag. Stumm ſtarrten ſich Belagerer und Angegriffener an. Doch nur einen Augenblick. Dann plötzlich, ehe die draußen ſich des Trunkenen verſichern konnten, war er zum Fenſter geſtürzt, die Scheiben klirrten und barſten — durch das Glas hinaus war er ins Leere geſprungen.

Totenſtille trat ein. In dem zerbrochenen Rahmen hingen noch pendelnd, nur oben durch den Kitt gehalten, ein paar Splitter und zitterten leiſe hin und her. Sonſt war nichts zu erblicken, als die entſetzliche Verwüſtung in dem kleinen Raum. Sie waren ſo ſtarr, daß niemand daran dachte, hinunterzulaufen, irgend etwas zu unternehmen.

Nur die Flurnachbarin, Frau Gebhardt, trat auf die Mutter zu, die ſtöhnend an der Thür lag, richtete ſie auf, ſchob ihr den Arm unter den Hals, ſah nun das weiße Haar, mit einer Wunde am Kopf die arme, alte Frau, über deren gelben, eingefallenen, runzligen Hals langſam Blut niedertropfte, und fragte mit vor Schreck aufgeriſſenen Augen:

Digitized by Google

— Um Gottes willen, leben Sie noch?

Die Mutter blickte ſie an in ſprachloſem Entſetzen.

Die andere fragte wieder:

— Um Gottes willen, Frau Lingens, was iſt denn? Was iſt denn nur geſchehen?

Die Mutter aber ſtarrte mit irrſinnigem Ausdruck ihrer Nachbarin in die Augen und antwortete, als ſei ihr von den entſetzlichen Vorgängen dieſer Stunde nur ein Wunſch übriggeblieben, nur ein Gedanke, an dem ſie feſthalten müßte, den ſie auszuſagen hatte, und ſie rief unausgeſetzt wohl zehnmal hintereinander, als habe ſie den Verſtand verloren:

— Es iſt nicht mein Sohn geweſen! Nicht mein Sohn!

Digitized by Google

Café Glücksfall

Digitized by Google

Das Haus stand ganz verlassen in einer Senkung mitten in dem Hügellande. Es war von Waldparzellen umgeben, die sich über die sanftgerundeten, kleinen Berge hinzogen in Schachbrettform abwechselnd mit Feldern.

Von weitem konnte man das Haus nicht sehen, es lag versteckt. Eine Straße führte nicht daran vorbei. Die beiden Hauptchausseen, die den Verkehr vermittelten, liefen rechts und links etwa zehn Minuten entfernt hin, und machten einen Bogen, als wären sie geradezu bestrebt, dem Hause auszuweichen.

So konnte eigentlich niemand etwas davon ahnen, daß es hier in der Senkung lag.

Ich kam durch Zufall nur hin und war ganz erstaunt, als es vor mir auftauchte: ein Kasten, mit nach allen Seiten gleichmäßig viel, nämlich nur drei Fenstern, und einem ganz regelmäßigen Schieferdach.

Hätte wenigstens eine hohe Fahnenstange darauf gestanden, so hätte man sie möglicherweise von der Straße aus über die Hügel sehen können.

Aber es schien dem Besitzer nichts daran zu liegen, daß man auf ihn aufmerksam ward. Um so mehr war

Digitized by Google

ich erſtaunt, an dem beſcheidenen Häuschen die Inſchrift zu leſen: „Café Glücksfall“.

Das hemmte unwillkürlich meinen Schritt. Seltſamer Name! War er eine Anſpielung, daß nur durch Glücksfall ſich ein Gaſt hierher verirrte?

Kurz, die Bezeichnung brachte mich dazu, obgleich ich weder Durſt noch Hunger hatte, einzutreten.

So mochte es manchem Vorüberkommenden auch gegangen ſein.

Die Wirtsſtube links zu ebener Erde war ein kleiner einfacher Raum. An der Wand ſtand ein Schrank mit wenigem groben Porzellan, gegenüber hing ein Brett mit Stäben beſpickt wie ein Igel, der die Borſten ſträubt, worauf eine Reihe von Biergläſern ſteckte.

Ich ſetzte mich an einen ſauberen, mit Wachstuchdecke überſpannten Tiſch und wartete. Ich blieb allein. Ich wollte mit dem Stock aufklopfen und das übliche „Wirtſchaft!“ rufen, aber ich weiß nicht, warum ich es unterließ. Es war ſo ſtill und einſam im Haus, daß ich keinen Lärm machen mochte.

Ich ſtand alſo auf und öffnete eine Thür. Eine ſaubere Küche mit winzigem Herd lag nebenan. Niemand da. Nur die Wanduhr tickte in der Stille, und weißer Sand knirſchte unter meinen Füßen. Da ich keinen Menſchen fand, verließ ich das Häuschen wieder und ſchritt um das kleine Gebäude herum.

An der Seite lag ein Hühnerſtall; ohne Leben: die Tiere ſchienen ihren Nachmittagsſchlaf zu halten. Ein kleiner Garten ſtieß hinten an das Haus, ganz regelmäßig,

Digitized by Google

ein Weg in der Mitte, rechts und links Beete mit Blumenkohl, Kohlrabi, ein wenig Kartoffeln, Sellerie, Spinat — kurz, von allem etwas und von allem sehr wenig.

In der Ecke stand eine kleine Laube. Links rankte sich Wein empor, Geißblatt rechts. Das wuchs oben ineinander und bildete ein dichtes Blätterdach. Dort saß niemand. Und nachdem ich meinen Rundgang um das Häuschen beendet, das wie schlafend in der Sonnenhitze dalag, wollte ich schon weitergehen, als abermals mein Auge auf der dürftigen, in ungeschickten Buchstaben hingesetzten Inschrift haften blieb: Café Glücksfall. Und da entdeckte ich hinter einem der kleinen Fenster des ersten Stockes ein Gesicht. Ich rief also:

— Ist jemand hier?

Das Gesicht verschwand, ich hörte auf der Treppe gehen, und eine schlanke, blonde, junge Frau erschien, sauber gekleidet, eine weiße Schürze umgebunden. Ich trat in die Wirtsstube, und da Café die Überschrift war, bestellte ich mir eine Tasse. Doch die Wirtin machte ein verlegenes Gesicht:

— Es wird wohl eine Weile dauern. Das Feuer ist ausgegangen.

Ich fragte also nach einem Glas Kapwein, Madeira, Sherry oder ähnlichem.

Die junge Frau wurde verlegen und bot mir schließlich einen Schnaps an oder ein Glas Bier. Ich ließ mir einen Kornbranntwein geben, denn auch die Auswahl schien nicht groß zu sein.

Während ich am Tisch saß, blieb die Wirtin stehen,

Digitized by Google

holte aus einem Fach einen angefangenen Strumpf und begann zu ſtricken. Die Nadeln klapperten. Kein Laut war ſonſt in der tiefen Nachmittagsſtille in der abgelegenen Einſamkeit des Café Glücksfall zu hören. Der Name erſchien mir immer eigentümlicher, und ich begann zu fragen:

— Hat das Haus immer ſo geheißen?

— Wie denn?

— Nun . . . Café Glücksfall.

Die Frau hörte auf zu ſtricken und meinte lächelnd:

— Nein, das hat mein Mann erſt ſo genannt.

— So. Erſt neuerdings?

— Vor ſechs Jahren.

Ich ſagte, daß der Name eigentümlich wäre. Aber mein Ton war nicht ſpöttiſch. Da trat die Frau an den Tiſch heran, blieb auf der andern Seite ſtehen und erzählte:

— Mein Mann hat gemeint, das paßt in jeder Beziehung. Es wär' ein Glücksfall, daß wir dieſes Haus gefunden hätten. Es iſt ein Glücksfall, wenn ſich mal ein Gaſt zu uns verirrt. Wiſſen Sie, ich wollte zuerſt, wie wir heirateten, es ſollte Hotel heißen. So im Anfang da hat man noch große Roſinen im Kopf, wie man ſagt. Aber mein Mann war dagegen, denn er meinte, wir nähmen doch gar keine Gäſte auf über Nacht. Und Reſtaurant hätte auch nicht gepaßt, denn warme Speiſen giebt's bei uns nicht, Vorräte an Fleiſch oder dergleichen können wir nicht halten. Da hat mein Mann gemeint, wir nennen es einfach Café Glücksfall.

Die Frau hatte immer lächelnd, mit leiſer Stimme geſprochen, und in ihrer Art klang etwas wie getäuſchte

Digitized by Google

Erwartung und doch Ergebung in das Schickſal, ſo daß ich unwillkürlich Intereſſe gewann. Ich ließ alſo die Wirtin den ſchon begonnenen Rückweg nicht weiter zurücklegen, ſondern ſetzte meine Unterhaltung fort.

Und die Frau gab ſo nett Auskunft, zierte ſich nicht im geringſten, daß ich ſchließlich fragte, wirklich nicht aus Neugierde: ob das Geſchäft denn ginge, da doch, wie geſagt, es nur ein Glücksfall wäre, wenn ſie einen Gaſt bekämen.

Sie faltete die Hände:

— Du mein Gott, mein Mann iſt zufrieden. Wiſſen Sie, bei der Lage iſt doch gar nicht zu erwarten, daß man große Geſchäfte macht. Ich glaube, die meiſten Menſchen ahnen gar nicht, daß wir hier ſind.

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Ich zahlte und ging vor das Haus. Der kleine einſame Fleck gefiel mir. Er lag ſo weltabgeſchieden da — ein Idyll. Rundum Wieſe, Wald und Feld, und Feld und Wald und Wieſe, kein Haus, kein Hof, kein Dorf ſchien weit und breit zu ſein: eigentlich mehr ein Ort für einen Einſiedler denn für ein Wirtshaus.

Und indem ich den Tannenduft einſog, ſagte ich:

— Schön iſt's bei Ihnen. Aber mehr Menſchen müßten das wiſſen.

Sie ſchüttelte den Kopf.

— Was, Sie wollen es nicht? Dann ginge aber doch das Geſchäft gut.

— Daran liegt meinem Mann nichts, und hier iſt doch nichts zu machen!

Digitized by Google

— Aber reden Sie doch nicht ſo. Ich wüßte ſchon ein Mittel. Sie müßten an der Chauſſee einen Wegweiſer anbringen, das koſtet nicht viel, und da ſchreiben Sie darauf: ‚Café Glücksfall zehn Minuten‘. Und an der andern Chauſſee drüben ein Zeiger nach der andern Seite: ‚Café Glücksfall zehn Minuten‘. Denn Sie liegen doch etwa in der Mitte.

Sie hob abwehrend die Hand mit dem Strumpf:

— Um Gottes willen! Das iſt nur weggeworfenes Geld. Das lieſt ja doch niemand, da auf der Landſtraße!

Mir machte die Geſchichte Spaß. Es war mir, als müſſe ich förmlich das Geſchäft gründen und in Gang bringen. So ſchlug ich denn vor:

— Sie legen ſich mehr Vorräte hin, ein paar gute Fäſſer in den Keller, dann ſtellen Sie rundherum an hübſchen Stellen im Wald, ganz billig für den Anfang, ein paar Bänke auf. Sehen Sie mal dort drüben unter der großen Kieferngruppe, — Herrgott! da ſcheint mir ja ein kleiner Teich zu ſein — da 'ne Bank hin, dann oben auf die Höhe, wo man doch gewiß bis auf die Chauſſee ſehen kann, eine Stange und eine Fahne. Und dann den einzelnen Punkten hübſche Namen geben: ‚Eliſensruhe‘ — ‚Marienraſt‘ — ‚Waldfrieden‘. Na, wenn Sie Rat brauchen, ich ſage Ihnen, ich habe genug Phantaſie, ich nenne Ihnen für jeden Baum einen Namen.

Die Frau hatte nur gelacht, wie ich ihr das alles erzählte. Aber ſie ward jetzt mitteilſamer, und ich erfuhr ihre Geſchichte.

Sie hatte dem Mann, als ſie heirateten, ein kleines

Digitized by Google

Kapital mitgebracht, und er, der vom Land war, wollte sich irgendwo ankaufen. Da war ihnen dies einsame Haus angeboten worden mit etwas Wald und ein paar Wiesen dabei. Ein winziges Häuschen, aber für sie gerade gut. Und der lächerlich billige Preis hatte ihn verlockt, es zu erwerben.

Der Erbauer des Hauses mochte ein Sonderling gewesen sein. Er hatte es absichtlich in diese Einsamkeit gesetzt, aber es schließlich doch satt bekommen. Nun lag es hier für jeden, der es angesehen, zu einsam, für eine Wirtschaft zu klein, denn Stall und Nebengebäude fehlten, für einen, den Beruf und Beschäftigung nach der Stadt führten, zu unbequem.

Der erste Besitzer hatte es nicht los werden können und war schließlich froh, als es die Leute für ein Butterbrot kauften.

Nun ging die Frau mit mir um das Haus, zeigte, welche Wiesenstücke ihnen gehörten, ein paar kleine Waldparzellen zufällig an dem Wasser, wo ich die Bank hatte hinsetzen wollen, und gerade die Höhe, wo die Fahnenstange stehen sollte.

Ihr Mann war bei der Holzarbeit im Wald, aber wie sie sagte, so weit nur entfernt, daß sie ihn hätte anrufen können. Und jetzt klang auch irgendwo aus dem Dickicht Axtschlag.

Die Frau, die keine Kinder hatte, erzählte, ab und zu nur kämen Leute vorüber, aber das Café wäre immerhin eine Nebeneinnahme, die bei ihrem geringen Einkommen mitspräche. Der Verkehr wäre gerade so stark nur, daß

Digitized by Google

sie Haus und Hof allein vorstehen und sie, die beiden Menschen, das „Café Glücksfall“ nebenbei bewirtschaften könnten.

Sie sprach von ihrem kleinen Besitz, während sie mir jetzt den Hühnerstall zeigte und darunter einen Verschlag mit drei Gänsen und ein paar Enten, in einem Ton, als könne es eben für Leute wie sie nichts andres geben, aber als würde es ihr schwer sich zu bescheiden.

Als der Mann nun kam, groß und kräftig, vielleicht zehn Jahre älter als seine Frau, eine blaue Schürze umgebunden, die Säge übergehängt, ein Beil in der Hand, blieben wir vor dem Häuschen stehen. Sie unterrichtete ihn mit ein paar Worten, und bald schüttete er mir sein Herz aus, über das stille Glück, das sie hier genössen.

Er hatte etwas Ruhiges und Behagliches, ihn schien die ganze übrige Welt nicht zu interessieren, als er mir sagte:

— Wissen Sie, mein guter Herr, hier haben wir mal das gefunden, was wir brauchen. Einen hübschen, kleinen Besitz, gerade genug zum Leben. Wir machen ja weiter keine Ansprüche. Eben genug Arbeit, denn der Mensch muß arbeiten, um glücklich zu sein, aber nicht zu viel, so daß wir es beide gut bewältigen können. Und Sie sollten mal bloß herkommen an so 'nem Sonnabend abend, wenn wir mit der Arbeit fertig sind und dann im Garten sitzen. Und wissen Sie, rundum alles, was man so selbst gebaut hat, und alles, wenn's auch nicht viel ist, in der Nähe gehört einem. Das Dach ist fest, keine Reparaturen, die Mauern sind gut, da kann nichts passieren. Und dann sitze ich da mit meiner Alten, das sollten Sie bloß mal

Digitized by Google

ſehen, und wir ſagen uns, wenn ſo die Sonne untergeht und 's iſt immer noch badewarm: was wollen wir nun eigentlich mehr! Wenn wir nun viel Geld hätten, wenn wir nun was Andres, was Weitläufigeres beſäßen, würden wir vielleicht totunglücklich ſein.

Der Mann klopfte dabei ſeiner blonden Ehefrau auf die Schulter und fuhr fort:

— Na, und ſehen Sie mal, dann ſage ich immer meiner Alten: Du biſt aus der Stadt, biſt Menſchen und Leben und Trubel gewohnt, aber iſt's denn nun nicht ſchön auf dem Lande? Was hätten wir jetzt in dem Häuſermeer da drin! Und da iſt ſie ſchließlich einverſtanden. Nur meint ſie, wenn ſich an dem ganzen Tag niemand hat blicken laſſen: ‚Ein Gaſt oder zwei ſchadeten am Ende nichts, daß ich ein bißchen Hühnergeld hätte!' Denn wiſſen Sie, mein guter Herr, von dem, was bei der Gaſtwirtſchaft eingeht, hält ſie die Hühner. Ich aber ſage ihr: Um Gottes willen ſei doch froh, daß keiner kommt. Wenn nun heute abend Gäſte wären, könnten wir doch nicht in der Laube ſitzen.

Wieder klopfte er ihr auf die Schulter, derb und feſt, daß es klatſchte, und rief:

— Na, Alte, hab' ich nicht recht?

Sie nickte zwar, ſah aber nachdenklich vor ſich hin.

Es war Zeit, aufzubrechen. Ich nahm Abſchied.

Der Mann ging, um ſein Handwerkszeug wegzulegen, die Frau ſtrich ſich ihre weiße Schürze und ſah mir nach, wie ich den ſchmalen, wenig betretenen Weg zur großen Chauſſee verfolgte.

Digitized by Google

Plötzlich hörte ich eine Stimme hinter mir. Sie folgte mir ein paar Schritte und fragte:

— Entschuldigen Sie, wie war doch der Name?

— Was für ein Name?

— Nun, Sie sagten doch vorhin, wissen Sie, wie die Bank heißen sollte und der Punkt dort oben.

Ich mußte lachen. Aber die Namen hatte ich längst vergessen. Und ich erfand schnell ein paar andre:

— Ich habe ja nur Spaß gemacht. Zum Beispiel: ‚Schöne Aussicht‘ — ‚Monrepos‘ — ‚Zum Fernblick‘ — ‚Glückshöhe‘ . . . was Sie wollen.

Ich lachte abermals und ging weiter, während mir die Frau gedankenvoll nachsah.

Als ich wieder auf der Chaussee stand und die kleine Bodensenkung wie ein Zauberland hinter mir verschwunden war, hatte ich das „Café Glücksfall“ beinahe schon vergessen.

Auf dem Heimweg dachte ich an den Hühnerstall, den sich die Frau hielt von dem, was die kleine Wirtschaft einbrachte. Ich wollte irgend einem Bekannten empfehlen, er sollte einmal an einem schönen Tage dorthin gehen und einkehren, daß die Leute ein paar Groschen verdienten.

Aber dann kam anderes dazwischen. Ich vergaß es.

Ein paar Jahre gingen darüber ins Land. Ich kam nicht wieder in die Gegend und hatte das „Café Glücksfall“ längst vergessen.

Da hatte ich in der kleinen Nachbarstadt wieder einmal zu thun. Meine Geschäfte waren früher beendigt, als

Digitized by Google

ich es geglaubt, ein paar Stunden lagen vor mir, bis der Kurierzug ging, der mich nach Berlin zurückbringen sollte. Ich saß in meinem Hotel und las aus Verzweiflung das Kreisblatt.

Da fiel mir auf der letzten Seite eine Annonce in die Augen. Und mein Blick blieb darauf haften. Ich wußte zuerst nicht, warum. Aber die Erinnerung half mir durch die Worte, großgedruckt in der Mitte: „Grand Café Glücksfall".

Als wäre mit diesen Silben in meinem Gedächtnis der Nachmittag ausgelöst, an dem ich den Spaziergang zu dem einsamen, kleinen Hause gemacht, stand es mit einem Male wieder vor mir in seiner Abgelegenheit und Stille, in seiner dürftigen Bescheidenheit und doch mit all dem Glück, das unter diesem kleinen Dach wohnte, mit zwei Menschen, um die die Welt sich nicht kümmerte, die aber auch nichts von ihr begehrten. Eine liebe Erinnerung an die sich bescheidende Frau, die gern ein paar arme, karge Groschen verdiente für ihre Hühner, den zufriedenen, arbeitsamen Mann, Menschen, die trotz junger Jahre wie aus einer fernen Zeit gekommen schienen, die ein Café hielten und dabei ihr Glück bedroht sahen von einem Gast am Sonnabend.

Sofort kam mir der Gedanke, ich wollte die paar übrigen Stunden benutzen — ich kannte ja so genau den Weg — die Straße hinausgehen, abzweigen von der großen Chaussee in das kleine Traumgebiet, in das Hügelland, in die winzige Mulde mit Waldparzellen und Wiesen und dem Café Glücksfall in lauschiger Mitte.

Digitized by Google

Ich wollte den beiden Einsiedlern dort einen Besuch machen, einmal sehen, ob sie mich wiedererkennten.

Ich las weiter:

„Grand Café Glücksfall. Idyllischer Sommeraufenthalt. ff. gepflegte Biere. Gedeckte Kegelbahn. Französisches Billard. Berühmt schöne Aussicht. Herrliche Ruhepunkte im Walde. Glasveranda. Pension für Sommergäste. Heute Sonnabend: Erstes großes Sommerfest. Konzert und Ball im neuerbauten Saal mit zweihundertundfünfzig Quadratmeter Parkettfläche."

Ich war so unangenehm berührt, daß mir jeder Gedanke verging, hinauszupilgern nach dem idyllischen Ort.

Ich sah es vor mir, das vergrößerte Haus — denn in den kleinen Räumen hätte ein Billard nicht stehen können — mit dem angebauten Saal. Ich sah den Sommergarten, kiesbestreut, mit den gußeisernen, bambusbemalten Gartenmöbeln, sah in Gedanken dort eine sonntäglich angeheiterte Menge sitzen, Familien mit dem Kinderwagen und der kleinen Gesellschaft wie die Orgelpfeifen. An dem winzigen Wassertümpel, der zum Teich erweitert worden, stand richtig eine Bank mit irgend einem der Namen, die ich ihnen vorgeschlagen. Am Pfad, der dorthin führte, erhob sich ein Wegweiser, auf dem zu lesen stand: „Zum Schwanensee". Oben auf der Höhe wehte eine riesige Flagge. Wege durchzogen das ganze Gebiet durch den gelichteten Wald nach allen Seiten. Wurst- und Frühstückspapiere lagen zwischen den Stämmen, wo die Leute auf Rasen und Nadelbett in der freien Natur ihre Mahlzeit eingenommen. Und ich sah schon — entsetzlicher

Digitized by Google

Gedanke — auf den Wiesen rund herum überall Hasen Männchen machen, Rehe äsen, Hirsche äugen, Heinzelmännchen mit Pilzen als Regenschirm — Hasen, Hirsche und Gnomen aus Gußeisen oder Thon, fürchterliche Karikaturen der Natur.

Ich sah alles verändert, verzierlicht, versimpelt und verdorben. Ich hörte die Tanzmusik aus dem Saal. Hinten im Garten stand ein Paar, ein Mädchen mit roten Händen in einem roten Kleid, das nasse Haar mit Wasser und Pomade an den Kopf geklext, ein Mann mit gerötetem Gesicht umfaßte sie und gab ihr schmatzend einen Kuß.

Auf der anderen Seite lehnte ein Trunkener an der Wand, und ein abgezehrtes Weib, älter wie er, den Ehering am Finger, wollte ihm zureden, nach Haus zu gehen. Kellnerinnen ließen sich von den Gästen in die Wangen kneifen. In dem Vorgärtchen waren die Wege mit Muscheln eingefaßt, ein trauriger, kleiner Springbrunnen stieg aus blaubemaltem gußeisernem Becken, in dem drei Goldfische schwammen, und warf farbige Kugeln hoch empor, die sich jedesmal wieder in einem Netztrichter sammelten, um abermals in die Höhe zu steigen.

Die Wirtin, die gleiche blonde Frau, die ich in ihrem stillen, beschaulichen Glück gesehen, stand hinter dem großen, erweiterten Büffett, schickte die Mädchen hin und her, begutachtete die Speisen, die aus der Küche kamen. Eine schwarze Geldtasche hing ihr an der Seite, ein Bleistift steckte ihr im Haar. Ein Gast saß rittlings auf einem Stuhl in der Nähe, rauchte stumm und zwinkerte ihr zu mit einem widerlichen Blick, den sie lächelnd zurückgab.

Digitized by Google

Nun ſah ich auch den Wirt vor mir. Kein Handwerkszeug, keine blaue Schürze. Er war dick und fett geworden, trug einen ſchwarzen Rock, eine mächtige, goldene Uhrkette ſpannte ſich über dem gewaltigen Leib. Er lief zwiſchen den Tiſchen herum, bediente ſeine Gäſte, begann ein Geſpräch, rieb ſich ſchmunzelnd die Hände, und als ein paar junge Gecken aus der Stadt, die mit einem aufgeputzten Mädchen auf der Galerie ſaßen, eine Flaſche Sekt beſtellten, ſtrahlte er über das ganze Geſicht und eilte davon, die guten Kunden zu bedienen.

Auf allen Seiten aber, in der Nähe und Weite, ſchon von der Vorſtadt beginnend, an der Straße hin, an beiden Chauſſeen, an jeder Mauer, an jeder Ecke ſtanden groß die Worte auf Plakaten, Wegweiſern, an Bäumen, an kleinen und großen Schildern: „Grand Café Glücksfall“.

In allen Zeitungen, wie in der, die ich in der Hand hielt, auf der letzten Seite lange teure Annoncen: „Grand Café Glücksfall“ — „Grand Café Glücksfall“.

Nun wußte ich — nein, ich ging nicht hinaus. Ich hatte genug geleſen, ich ahnte alles, ich wußte es. Und mich beſchlich ein peinliches Gefühl, das mir die Kehle zuſammenpreßte. Ich war daran ſchuld. Ich hatte die Frau darauf gebracht, deren nochmalige Frage nach den von mir vorgeſchlagenen Namen mir ins Gedächtnis zurückkam, jetzt, wo ſo viele Jahre dazwiſchen lagen.

Es war mir, als hätte ich an dem Tage in thöricht frevelndem Scherz das Idyll zerſtört, das Glück aus dieſem Hauſe verbannt. Als hätte ich die Einfachheit vertrieben durch ein paar unbedachte alberne Worte.

Digitized by Google

Ich kam mir wie ein Schuldiger vor. Mir brannte der Boden unter den Füßen. Und als ich endlich auf dem Bahnhof ſtand und in den Eilzug ſtieg, war es mir ein Gefühl wie geknickte Hoffnung, getäuſchte Erwartung. Und als der Zug, immer die eine der beiden Chauſſeen begleitend, an dem Hügelland hinglitt, in deſſen Mitte einſt das kleine Haus gelegen, wagte ich nicht aus dem Fenſter zu blicken, in der Furcht, den Sitzplatz auf der Höhe zu ſehen mit der rieſigen Reklameſahne und den Namen an einem Felſen in gewaltigen Buchſtaben zu leſen, mit dem ich einſt in thörichtem Scherze den Punkt getauft.

Digitized by Google

Purzl

Digitized by Google

Am 27. Mai wurde Purzl geboren, namenlos wie Menschenkinder, denn die Taufe stand noch bevor.

Vor der Taufe fand jedoch unter seinen Geschwistern die erste Auslese im Kampfe ums Dasein statt, indem der Vater eine Schwester erwürgte und der Pflegevater, Bäckermeister Zieschang, zwei weitere Schwestern rücksichtslos in den Fluß warf.

Nun empfing auch der Kleine seinen Namen: er wurde „Purzl" getauft, seine beiden Brüder „Scholly" und „Meff".

Zu Purzls großem Leidwesen ward jedoch auch er manchmal verächtlich „Meff", zu seiner inneren Genugthuung „Scholly" genannt, denn die drei Brüder sahen sich so ähnlich, daß man sie nicht auseinander halten konnte. Aber als ihnen erst die Augen aufgegangen waren, schien kaum mehr eine Verwechslung möglich, denn Purzl blickte so treuherzig, wenn auch schon verschmitzt drein, daß man ihn nicht mehr für einen seiner Brüder, den bösen Meff oder den guten Scholly, halten konnte.

Er blieb so in der Mitte, nicht viel versprechend, aber er verdarb auch nichts, wie der Bäckermeister meinte. Man mußte abwarten, wie er wurde.

Und die Frau Mama leckte ihn genau so ab, wie die beiden anderen — Mütter sind eben blind.

Seine Mutter war ein Pinscher, der Vater etwas ähnliches, doch stand seine Art nicht ganz fest.

So verriet sich denn sehr bald bei Purzl ein Schwanz, der eigentlich nichts Pinscherartiges hatte. Infolge dessen hackte ihn der Bäckermeister kurzerhand ab.

Purzl heulte über die erste Verkürzung, die ihm das Dasein bescherte. Aber da er im Gegensatze zu den beiden Brüdern, die immer herumtobten und den Milchnapf umwarfen, schon in früher Kindheit etwas Nachdenkliches besaß, so kam er bald zur Erkenntnis, daß ihm der fehlende Schwanz wahrscheinlich noch bei etwaiger schneller Flucht aus offenstehenden Thüren, in die er nicht eingeklemmt werden konnte, zum Segen gereichen würde.

Am schwersten wurde Purzl das Sitzen. Er hatte es bei der Mutter gesehen und bei Hunde-Damen und -Herren ihrer Bekanntschaft, aber er vermochte es nicht nachzumachen und fiel immer um.

Vielleicht war das die erste Betrübnis seines Lebens, doch auch ein Ansporn zu Thätigkeit und Leistung. Und er erreichte es in der That früher, regelrecht sitzen zu können, als seine Brüder.

Die Mutter schien oft traurig zu sein, sie winselte und heulte. Vielleicht war es die Sorge um den fernen Gatten, der treuloserweise überhaupt nicht wieder erschien.

So wuchs denn Purzl nur unter weiblicher Aufsicht auf, und zu einer gewissen Weichheit seines Charakters wurde dadurch der Grund gelegt.

Digitized by Google

Der erste tiefe Schmerz seines Lebens war eines Tages das Verschwinden seiner Brüder.

Der Bäckermeister hatte Scholly verkauft und Meff verschenkt. Scholly war hübsch und gut, daran wollte er ein Geschäft machen, Meff schon frühzeitig ein böser Köter, und damit hoffte er dem Tischlermeister Seifert, dessen Frau mit seiner Frau verfeindet war, eine Sorge auf den Hals zu laden.

Da Purzl den Hof nicht verließ, so sah er die Brüder nicht wieder, und auch sein Kummer legte sich bald. Als nun der Winter kam und er ins Haus genommen ward, weil es draußen zu kalt wurde, freute er sich im Grunde genommen, allein zu sein, denn es war wenig Platz in der Kiste, die der Mutter und ihm angewiesen war.

Und die Mutter war selbstsüchtig, sie legte sich immer so, daß Purzl entweder mit dem Kopf oder mit dem Hinterteil über den Rand hängen mußte. Wenn dann auch er seinen Platz beanspruchte, knurrte sie und biß ihn ein paarmal derartig, daß er schließlich das Elternhaus verließ und in einer Ecke eine Junggesellenwohnung bezog.

Das legte den ersten Grund zu seiner Selbständigkeit, denn nun fing er an, auf Entdeckungsreisen zu gehen, und da sich kein Mensch um ihn kümmerte, verbummelte er bald vollkommen.

Als er einmal eine Nacht nicht zu Hause gewesen — er war einer Bauersfrau aus dem Nachbardorfe nachgelaufen — fand er Gefallen an dem ungebundenen Leben und beschloß, zum Bäckermeister überhaupt nicht mehr zurückzukehren. Bei den Bauersleuten hatte er es gut, sie

Digitized by Google

nannten ihn zwar Moppi, aber angesichts der Milch und der Knochen, die er hier und da bekam, drückte er ein Auge zu.

Es waren auch bei dem Bäcker zu viel Schwaben im Haus; reinlicher, das mußte man sagen, war es beim Bauer.

Aber Purzl hatte von Reinlichkeit doch noch keinen rechten Begriff. Das zeigte sich, als die undankbare Bauersfrau ihn aufs Gut verkaufte und er nun auf dem Schloß, wie das Herrenhaus genannt ward, in lächerlicher Kleinlichkeit daran gewöhnt werden sollte.

Ungebunden, wie Purzl war, wollte ihm das gar nicht in den Sinn, aber da er immerfort Prügel bekam, so beugte er sich schließlich unter das Joch und lernte kratzen an der Thür, wenn er ins Freie wollte. Er sah ein, daß er sich so, indem er sich den dummen Begriffen der Menschen fügte, doch freieren Geistes zeigte, als sie.

Denn er machte mit seiner Herrin, was er wollte. Sie gewann ihn so lieb, daß sie ihm sogar an seinem Geburtstage ein Würstchen schenkte mit rosa Schleife. Nur kränkte es Purzl, wie er jetzt wieder genannt wurde, daß sie sich in menschlicher Anmaßung einbildete, er müsse am vierten Juli geboren sein.

Doch in Anbetracht der Wurst schwieg Purzl. Er lebte so den Sommer hin, ein faules Dasein mit viel Schlaf und viel Fressen und meinte eine Zeitlang in jugendlichem Unverstand, auf diese Art sein Leben beschließen zu können. Aber wie er genauer darüber nachdachte, war ihm der Gedanke schrecklich, dazu war er doch eigentlich

Digitized by Google

Die Lebensgefährtinnen

Digitized by Google

1.

— Es sieht nach Regen aus! — sagte Fräulein Henriette Lenz und richtete ihre hagere, hohe Gestalt auf. Sie trug schon den Schirm in der Hand.

Fräulein Ida Kirsch, die gleichfalls fertig zum Ausgehen neben der anderen stand, äußerlich das genaue Gegenteil, klein und rund, zögerte einen Augenblick. Aber weil Henriette es gesagt, fügte sie sich und tauschte ihren grauen Sonnenschirm gegen das Regendach ein.

Dann gingen die beiden alten Jungfern aus.

Als sie aus der Hausthür traten, blickte Fräulein Ida zum Himmel empor, der in ungetrübter Bläue auf sie niederlachte. Doch sie verlor kein Wort darüber. Und in gleichmäßiger Haltung, den Regenschirm wie ein Gewehr im Arm, mit ihren Handschuhen beschäftigt, schritten die beiden zusammenwohnenden Damen die Straße hinab.

Wenn sie auch körperlich verschieden waren, so schien doch eine Übereinstimmung im Geschmack vorhanden zu sein. Beider Anzug hatte etwas Neutrales: stumpfe, unauffällige Farben, so daß sie die Augen der Vorübergehenden nicht auf sich zogen.

Digitized by Google

Fräulein Henriette, die nur zwei Jahr älter war wie die andere, gab die Stelle an, wo sie die Straße überschreiten wollten, genau so, wie sie das Tempo zu regeln pflegte.

Die beiden Damen waren Geschwisterkinder. Ihr Schicksal hatte von Jugend auf einen ähnlichen Gang genommen. Beide Väter waren Geheimräte gewesen, beide wurden Witwer, als ihre Kinder eben anfingen in das Leben zu treten. Beide Töchter hatten so in jungen Jahren dem Vater die Wirtschaft führen müssen, waren vor der Zeit zur Selbständigkeit gekommen und damit an dem Gedanken vorbeigegangen, eine eigene Familie zu gründen.

Darüber hatten sie die Mitte der Dreißiger erreicht. Und als beide Geheimräte im Zeitraum eines einzigen Jahres starben, war es nur selbstverständlich, daß die allein im Leben zurückgebliebenen reiferen Mädchen ihr Schicksal zusammenthaten.

Einer im Haus mußte unter solchen Umständen der Herr sein. Wer? darüber gab es keinen Zweifel. Einmal war Fräulein Henriette um zwei Jahr älter, und dann verlieh ihr ein entschiedenes, oft galliges Temperament gegenüber dem weicheren, anschmiegsameren Wesen ihrer Base die unbedingte Vorherrschaft.

Der Charakter drückte sich schon im Äußeren aus: Henriette war knochig, mager, und die schwarzen Härchen auf der Oberlippe, die sich auch wie ein Schatten vom Ohr die Wange herab zeigten, gaben ihr etwas, das gegenüber den aufgelösten Linien des Fräulein Ida einen fast männlichen Eindruck machte.

Digitized by Google

immer, ob's da oben auch Menſchen giebt, und ob die wohl auch da heruntergucken zu mir. Und da fühle ich mich ſo glücklich, daß ich Gott jeden Abend dafür danke, daß er mich auf die Erde geſetzt hat.

Die beiden Damen waren bei dem ſentimentalen Ton, in dem er ſeine nicht ganz neuen Gedanken ausdrückte, weich geworden.

Und als Herr Richter ſie nach einiger Zeit verließ, nachdem er eine zweite Taſſe, jetzt aber ſchon tintenſchwarzen Thee, getrunken und drei Stück Streuſelkuchen gegeſſen, wirkte ſeine Anweſenheit noch lange nach.

Henriette meinte, er wäre doch kein gewöhnlicher Menſch: ſoviel Poeſie habe ſie in ihm nicht vermutet. Und da er mit ſo großer Liebenswürdigkeit ihre kleine Einladung angenommen, könnte es nichts ſchaden, ſie bei Gelegenheit zu wiederholen.

Ida ſagte nur, als ſie das Theebrett in die Küche hinausbrachte zum Mädchen:

— Es hat Herrn Richter ſehr gut geſchmeckt.

Sie ſprach das in einem Tone, aus dem innere Befriedigung und beſcheidene Glückſeligkeit klang.

5.

An dem Abend thaten ſich leiſe die Jalouſieen in beiden Schlafzimmern der Damen auf. Beide wollten die beſchauliche Herrlichkeit des ſternenbeſäten Nachthimmels auch auf ſich wirken laſſen. Aber die gegenüberliegenden

Digitized by Google

Häuser behinderten zu sehr den Blick. Oben im ersten Stock war die Aussicht freier.

Ida dachte daran, daß er wohl nun über ihr bei offenem Fenster saß, vielleicht das Haupt in der Hand, und hinaufblickte zu den Sternen.

Und sie beugte sich weit vor, halb scheu, halb neugierig. Aber da gewahrte sie plötzlich drei Fenster weiter, mit langgestrecktem Hals das hagere Gesicht ihrer Lebensgefährtin. Erschrocken fuhr sie zurück.

Auch Henriette hatte sie gesehen, prallte zurück, und wie auf Kommando schlossen sich der beiden Damen Fenster. Dann gingen die Jalousieen herab: bei Henriette in einem Ruck, rasselnd, und mit einem Klappen wurden die Stäbe zugestellt gegen jeden fremden Beobachter.

Idas Jalousie aber sank leise, mild hernieder, und lautlos legten sich die Stäbe um.

Die Damen sprachen miteinander nicht darüber. Aber im Konversationslexikon, das sie auf Abzahlung gekauft, schlugen sie die Sternenkarte auf, und mit einem Mal erwachte in ihnen ein eifriges Interesse für den Himmel, der über ihnen lag, den Himmel des Herrn Richter.

Sie wollten beide gern wieder einen Thee vorschlagen, aber sie schämten sich voreinander.

Und mehr denn je ward der Name vermieden und „Er" war immer er. —

Der Sommer verging. Eines Tages kam ein Körbchen mit Weintrauben und seiner Karte mit den Worten: „Emil Richter erlaubt sich, seinen verehrten Hausgenossinnen einen Gruß aus dem Süden zu schicken."

Digitized by Google

Nun erſt wurden ſie darauf aufmerkſam, daß ja die Sendung aus Bozen ſtammte. Sie waren ganz erregt bei dem Gedanken, daß er eine Reiſe gemacht hatte, von der ſie nichts wußten; als beſtünde eine Verpflichtung, ſie von ſolchen Plänen in Kenntnis zu ſetzen.

— Ich habe es mir gedacht — ſagte Ida.

Henriette fuhr herum:

— Warum gedacht?

— Weil ich abends nicht mehr gehen hörte.

Henriette warf ihr einen böſen Blick zu. Die hörte mehr wie ſie? Und ſie begann eiferſüchtig zu werden über die Lage der Schlafzimmer.

Am 30. September abends, als die Damen ſich gute Nacht geſagt hatten, blieb Ida länger auf wie gewöhnlich. Sie hatte aus der Leihbibliothek wieder eine Herzensgeſchichte von Paul Heyſe.

Da hörte ſie oben Tritte. Sie kannte genau das etwas ſchleppende Hin- und Hergehen. Und ſie legte das Buch fort und lauſchte angeſpannt hinauf. Sie vernahm wieder das Rücken eines Kruges, es wurde Waſſer eingegoſſen, dann ging eine quietſchende Schrankthür, ein Fach ward zugeſchoben — alles war ſtill.

Er war zurückgekehrt.

Sie freute ſich, als habe ihr etwas gefehlt. Sie löſchte das Licht und legte ſich auf die andere Seite. Und als könne ſie nun, wo er da war, beruhigt ſchlafen, klangen bald ihre regelmäßigen, tiefen Atemzüge.

Am anderen Morgen war Henriette zeitiger auf als gewöhnlich. Sie lief unruhig hin und her, als quälte es

Digitized by Google

ſie, der Lebensgefährtin etwas mitzuteilen. Endlich ſagte ſie ſo nebenbei:

— Er iſt ja geſtern wiedergekommen.

Ida that ganz erſtaunt:

— Er iſt geſtern wiedergekommen?

— Ja. Ich glaube wenigſtens. Ich habe nämlich ... Ich habe ... ja, ich ſah zufällig aus dem Fenſter, und es war Licht.

Und Henriette machte ſich zum Ausgehen fertig, ohne wie ſonſt ihre Lebensgefährtin zu benachrichtigen. Als Henriette ſchon den Regenſchirm in der Hand hielt und die Hutbänder gebunden hatte, ſagte ſie:

— Ich habe noch etwas zu beſorgen. Ich komme gleich wieder.

Ida erhob ſich, um, wie es ſonſt nicht anders möglich war in ihrer Lebensgemeinſchaft, auch Hut und Schirm zu nehmen. Doch Henriette drängte fort:

— Ach mach' dir doch nicht die Mühe!

Damit war ſie hinaus.

Auf Henriettens magerem, gelblichem Geſicht hatten ſich rote Bäckchen gezeigt, ſie war ganz aufgeregt. Sie eilte die Straße hinab, und blieb vor einem Blumenladen ſtehen. Aber die Blumen fand ſie nicht ſchön genug, um ſie bei der Rückkehr von der Reiſe hinaufzuſchicken, als Dank für die Weintrauben, als Gruß von ihr, mit ihrer Karte. Mit ihrer Karte allein. Ida konnte ja dasſelbe thun. Sie waren doch wirklich nicht aneinander gebunden. Und wenn Ida gar nicht auf die Idee kam, zu danken, ſo konnte ſie doch nichts dafür.

Digitized by Google

Im Beſtreben, das Schönſte zu entdecken und dabei doch die Billigkeit nicht außer acht zu laſſen, lief ſie weiter und weiter die Straßen hinunter, an einem Blumenladen nach dem anderen vorbei.

6.

Währenddeſſen blieb Ida zu Haus. Als ihre Lebensgefährtin hinausgegangen war, ſtarrte ſie ihr mit offenem Munde nach. Sie begriff nicht, was da vorging.

Sie empfand nur ein unbeſtimmtes, wehes Gefühl. Es war in ihren Beziehungen etwas geändert. Seit neun Jahren thaten ſie jeden Schritt zuſammen, ſie konnte ſich kaum erinnern, daß eine allein ausgegangen wäre.

So meinte Ida, die Lebensgefährtin hätte wenigſtens eine Erklärung abgeben müſſen. Aber ſie war ſang- und klanglos hinaus. Sie hatte ſogar offenbar verhindern wollen, ihr zu folgen. Und einen Augenblick durchzuckte Fräulein Kirſch die Idee, ihr nachzulaufen, um zu ſehen, wohin ſie ginge.

Doch das erſchien ihr unwürdig. Und ſie ſaß beſchäftigungslos da, ſtarrte zum Fenſter hinaus, hörte auf der Straße den Schritt der Vorübergehenden auf dem Pflaſter gellen. Sie legte ſich im Stuhl zurück und verſank in Nachdenken. Dabei ſah ſie an der Decke unausgeſetzt Schatten vorbeihuſchen, die Anzeige, daß unten jemand vorbeikam.

Und ſo unbeſtimmt wie dieſe dunklen Flecken erſchien

Digitized by Google

ihr jetzt ihr Leben. Sie hatte sich nie überlegt, was aus ihr werden sollte. Sie hatte es immer als selbstverständlich angenommen, daß die Existenz, die die Lebensgefährtinnen zusammen führten, weitergehen müßte. Jetzt führte ihr diese erste Trübung ihrer Gemeinschaft, als hätte es eines Weckers bedurft, die Möglichkeit vor Augen, das Schicksal der beiden könnte sich doch einmal trennen. Und was dann?

Alles schwieg in der Wohnung. Das Mädchen war in die Markthalle gegangen. Ida war sonst nie allein. Die tiefe Stille bedrückte sie. Sie öffnete die Thür, horchte hinaus. Kein Mensch. Sie ging in die Küche. Das Feuer glimmte im Herd, eine Schüssel stand da mit Wasser, in der das Fleisch rosig lag, an der Seite von weißlicher Haut, wie mit Spinnweben übersponnen. Alles schien zu warten auf jemand, der nicht da war. Das brachte ihr die Einsamkeit noch mehr zum Bewußtsein. Sie öffnete die Kammer des Mädchens. Das Bett war noch nicht gemacht, man sah förmlich die Spuren, wo die Schläferin gelegen. Aber Ida ärgerte sich nicht über die Liederlichkeit, sondern trat an die Kommode, über die eine grob gehäkelte Spitze gedeckt lag. Dort stand eine Photographie: ein breites, lächelndes Gesicht mit kurzem, angeklebtem Haar, das aus einer Infanterieuniform schaute. Und dasselbe Gesicht kehrte ein zweites Mal wieder in einem Momentjahrmarktsbild, diesmal in Civil, ein stämmiger Bauernbursch, der neben dem Mädchen stand und ihr die Hand reichte, während sie dummselig zu ihm aufsah.

Fräulein Kirſch traf es: Herrgott, hatte ſie das noch nie geſehen? Das Bild ſtand doch immer hier!

Es kam ihr zum Bewußtſein in einem merkwürdigen Gefühl, wie Unbehagen, wie Mißgunſt, faſt wie Neid: dieſes Mädchen, von dem ſie glaubte, es müſſe genau ſo zurückgezogen leben wie ihre beiden Herrinnen, hatte einen Geliebten — denn anders konnte es ja nicht ſein —, beſaß etwas, an das ſie dachte, das ſie lieb hatte, das ihre Zukunft bedeutete. Sie lebte ruhig bei den beiden alten Jungfern, aber mit der Sicherheit, eines Tages ging ſie hinaus und verkümmerte nicht wie die beiden, ſondern gründete ihren Hausſtand.

Und dem alternden Mädchen ward die Einſamkeit in der Wohnung faſt drückend. Sie eilte in ihr Zimmer, warf die Thür zu und ſchloß ſie ſogar ab. Und erſt, nachdem ſie getrennt war von der Außenwelt, fand ſie ſich beruhigt, ging an ihr Bett und nahm Heyſes Novellen vom Nachttiſch. Unwillkürlich kam ſie auf dieſes Buch, in dem nur von Liebe die Rede war, von Liebe, die ſie entbehren ſollte, denn ſie beſaß niemand auf der Welt als ihre Lebensgefährtin.

Und da kam ihr zwingend wieder zum Bewußtſein: ihre Lebensgefährtin hatte heute eine Heimlichkeit. Sie waren alſo doch nicht eins — es blieb ein ungelöſter Reſt.

Da klingelte es. Ida ging an die Thür, ſah durch das Loch hinaus und erblickte ihren Hauswirt.

Sie wußte nicht, was ſie machen ſollte, ganz allein. Doch da klingelte es ſchon wieder. Und ſchon hatte ſie aufgemacht im leiſen Gedanken wie Vergeltung. Die

Lebensgefährtin hatte das Übereinkommen, daß sie alles zusammen thäten, gebrochen, gebrochen wie bei einem Ehepaar der eine Teil die Ehe. Nun fühlte auch sie sich der Verpflichtung ledig.

Herr Richter trat ein:

— Ich wollte nur mein Versprechen erfüllen, mein verehrtes Fräulein.

Ida wußte zwar nicht, was für ein Versprechen, doch sie war so befangen, daß sie ihm die Wohnstubenthür öffnete und einen Ausdruck selbst gebrauchte, der ihr sonst immer lächerlich erschienen:

— Bitte, treten Sie näher.

Herr Richter trat näher und machte es sich sofort in dem Stuhl, in dem er das letzte Mal gesessen, bequem, während Ida sich ihm gegenüber aufs Sofa setzte.

Herr Richter fuhr fort:

— Fräulein Henriette war ja so freundlich, mir zu sagen, sie würde die Miete hinaufbringen. Aber ich wollte Ihnen doch den Weg sparen.

Ida machte ein so erstauntes Gesicht, daß er fortfuhr:

— Ach, Sie wissen wohl nichts davon? Ich habe nämlich Fräulein Henriette vor meiner Abreise auf der Treppe getroffen, und da hat sie das gesagt. Aber ich habe gemeint, ich würde mich natürlich selbst einfinden.

Ida konnte sich von ihrem Staunen nicht erholen. Ihre Lebensgefährtin hatte ihr ja davon kein Wort mitgeteilt. Und sie ging hinüber in deren Zimmer, weil jene die gemeinsamen Geldgeschäfte führte, um zu sehen, ob der Briefumschlag mit der Mietssumme etwa schon bereit läge.

Digitized by Google

Sie fand ihn auf der Kommode und brachte ihn in die Wohnstube hinüber.

Ehe sie eintrat, zögerte sie einen Augenblick; es kam ihr fast unrecht vor, daß der Wirt mit ihr allein in der Wohnung war.

Aber da die andere nicht wiederkehrte, gab sie Herrn Richter den Brief. Der dankte freundlich und steckte ihn zu sich, nachdem er als Geschäftsmann den Umschlag aufgerissen und das Geld durchgesehen hatte.

Dann erzählte er von seiner Reise.

Ida fragte, ob sie schön gewesen sei. Er meinte, indem er sich unbehaglich im Stuhl hin und herschob, daß sich seine angenehme Rundlichkeit in den Kleidern bewegte:

— Ach, wissen Sie, mein liebes Fräulein, ich habe mich nicht sehr wohl befunden: ich mag nicht allein reisen. Früher war das ganz anders. Da reiste ich mit meiner guten, lieben Mutter. Ich bin jetzt schon vierundfünfzig, da kann man ja nicht erwarten, daß einem der Gottessegen zu teil wird, daß die Eltern noch leben. Ich habe meine gute Mutter verloren. — Ich bin dann mit einem Freund gereist. Aber sehen Sie mal, ich will Ruhe haben, ich brauche Frieden, das ist nun mal meine Gemütsart. Und der war zu unternehmend, es war mir zu aufregend. Na, und einen meiner Freunde vom Stammtisch mitnehmen? — ja, da konnte keiner davon fort! Das geht nicht immer, wie man will. Ich aber bin ein unabhängiger Mann. Und ich kann Ihnen auch sagen, obgleich ich davon nicht gern spreche, ich bin ein wohlhabender Mann. Ich kann reisen mit allen Bequemlichkeiten wie ich will. Ich liebe Frieden

Digitized by Google

und Ruhe! Und so ein Mann ist nun auch nicht immer das, was man will. Ja, ja, weibliche Pflege. Verstehen Sie mich recht, gar nichts anderes als wie's mit meiner Mutter war. Aber man hat doch dann immer jemand bei sich, für den man sorgen kann, und hat das Gefühl, es sorgt auch jemand für einen. Ich mag das Reisen allein nicht.

Er blickte sie mit einem Mal freundlich schmunzelnd an, indem er wieder die glattrasierten Lippen spitzte. Ida wußte nicht wie ihr geschah, aber unter diesem Blick senkte sie die Augen.

Herr Richter fragte:

— Nun, mein liebes Fräulein, Sie verstehen wohl meine Ideen nicht?

Sie spielte mit der Tischdecke und bewegte den Oberkörper hin und her:

— O ja . . . o ja, ich kann mir's schon denken.

Er rückte den Stuhl ein klein wenig näher und legte die Hand auf der anderen Seite des Tisches auf die Decke, so daß sie wenigstens beide den gleichen Gegenstand berührten:

— Ich denke doch, Sie müßten sich da auch hineinfinden können. Sollten Sie nie etwas Derartiges empfunden haben? Sie stehen doch auch allein wie ich. Und ich habe mir immer gedacht, wenn man eine gleichgestimmte Seele fände, so könnte man doch nichts Besseres thun, wie sein Schicksal zusammenwerfen.

Jetzt lächelte er ganz freundlich, schob den Kopf immer weiter über den Tisch und spitzte noch mehr die Lippen.

Digitized by

Ida ward es bang. Sie hätte gewünſcht, daß Henriette zurückkehrte oder wenigſtens das Mädchen. Und ſie lauſchte ſchon hinaus, ob die Entreethür nicht ging.

Inzwiſchen ſchilderte Herr Richter, in welchen Verhältniſſen er ſich befinde. Er beſäße noch ein paar Bauſtellen, noch drei andere Häuſer, wäre als ſtiller Teilhaber an einer Jutefabrik beteiligt, hätte einen Steinbruch, der jährlich zwiſchen vier- und fünftauſend Mark Reingewinn abwürfe. Und es ſchien ſein Beſtreben zu ſein, nachdem er noch erwähnt, daß er keine Verwandten mehr hätte, ihr völlige Klarheit über ſeine Verhältniſſe zu geben. Als er fertig war, ſtand er auf, indem er ſorgſam wieder ſeine weiße Weſte herabzog. Sie erſchrak, fuhr empor und blieb vor ihm ſtehen, während er ſich niederbeugte und bei den Abſchiedsworten:

— Mein liebes Fräulein, Sie wiſſen jetzt alles, — ich werde mir ein anderes Mal die Antwort holen! — ihre Hand ergriff und ſie küßte in kavaliermäßiger Art, die dem behäbigen Manne eigentlich etwas ſeltſam zu Geſicht ſtand.

Ida war ſo erſchrocken, daß ſie gar nicht auf den Gedanken kam, ihm ihre Finger zu entziehen. Als ſie zum Bewußtſein zurückkehrte, ſtand ſie allein im Zimmer.

Plötzlich ward ſie purpurrot, legte die kleinen, dicken Hände vors Geſicht, lief hinaus, eilte in ihr Zimmer, ſchloß ab und brach auf dem Stuhl am Bett zuſammen. Ihre Arme hingen ſchlaff herab. So blieb ſie lange ſitzen.

Digitized by Google

7.

Sie fuhr erst auf, als draußen die Thür ging. Sie erkannte es an dem Schritt: Henriette!

Aber sie mochte nicht hinaus. Eine entsetzliche Angst schnürte ihr die Kehle zusammen: ein umgekehrtes Bewußtsein wie vorhin. Sie fühlte sich, als habe jetzt sie einen Verrat, eine Treulosigkeit begangen. Vielleicht gar würde Henriette sie noch beschämen. Am Ende handelte es sich um eine Überraschung für sie.

Sie lauschte. Nichts regte sich in der Wohnstube nebenan. Sie öffnete das Fenster, doch es war nichts zu sehen. Vorsichtig schloß sie das Fenster wieder, setzte sich dann abermals in den Stuhl, mit schlaffem Körper und hängenden Armen, keines Gedankens fähig. Ab und zu klang einmal ein Laut aus der Küche, das Klopfen des Fleisches, ein Zischen wie von überkochendem Wasser, — dann war wieder alles ruhig.

Ida nahm ihre Novellen vor. Doch ihre Gedanken irrten immer wieder ab. So verstrich die Zeit bis zu Tisch. Sie wusch sich die Hände, bürstete, wie es ihre Gewohnheit war, Rock und Taille ein paarmal über, steckte die Kämme um und die Brosche, die schief saß, gerade, dann ging sie an ihre Thür und wartete.

Das Mädchen klopfte:

— Gnädiges Fräulein, die Suppe ist da.

Nun gab sich Ida einen Stoß. Doch sie ging nicht an der Lebensgefährtin Zimmer, um wie täglich zu fragen:

Digitized by Google

„Henriette, biſt du bereit?“ ſondern eilte geraden Wegs in die Eßſtube.

Dort ſtand Henriette am Tiſch. Ida wagte nicht, ſie anzuſehen.

Die beiden Damen ſetzten ſich, nachdem Henriette wie täglich das Tiſchgebet geſprochen. Schweigend wurde die Suppe gelöffelt. Henriette erwähnte weder das Geld, noch ihren Ausgang, noch daß ſie ſich den Morgen nicht geſehen, oder daß Ida ſie nicht abgeholt hatte.

Die Lebensgefährtinnen aßen beide, um eine Beſchäftigung zu haben, ein Stück Brot nach dem anderen, ſo daß das Mädchen, als es Rindfleiſch mit Nudeln gebracht, noch einmal hinaus mußte, um Brot zu ſchneiden.

Ida ſuchte nach einem Anfang, fand aber nichts. Henriette ſchien gelber zu ſein denn je, ſtarrte vor ſich hin, trommelte mit der linken Hand auf dem Tiſchtuch, aß und machte keinen Verſuch zu ſprechen.

Die Mahlzeit war zu Ende, die beiden Damen erhoben ſich. Und wenn ſie ſich ſonſt eine geſegnete Mahlzeit gewünſcht, ſo unterblieb das auch heute. Henriette ging zu ihrem Zimmer.

Doch die weichere Ida konnte es nicht mehr aushalten. Sie lief der anderen nach. Zwiſchen Thür und Angel erwiſchte ſie ſie noch. Ihr ſtürzten die Thränen aus den Augen, und ſie fragte:

— Was habe ich dir denn nur gethan?

— Gethan?

— Ja. Was habe ich dir denn nur gethan?

Digitized by Google

Die Ältere ließ die Jüngere eintreten und schloß die Thür:

— Das Mädchen braucht es nicht zu hören. Du fragst mich noch, was du gethan hast?

Sie stand wie eine Rächerin vor ihr:

— Das fragst du noch! Ich will dir bloß etwas sagen. Ich wollte es dir eigentlich bei Tisch schon sagen, aber man wird doch immer gestört. Ich finde es im höchsten Grade unpassend, daß du ganz allein den Besuch eines Herrn annimmst.

Sie hatte erwartet, Ida werde gedemütigt zusammenknicken. Doch über die kam ein Gefühl, als würden ihre tiefsten Lebensinteressen verletzt. Und sie rief:

— Bitte! Ich bin groß genug zu thun, was ich will.

— Aber du darfst nicht Sachen thun, die sich nicht schicken.

— Wer hat mir etwas vorzuschreiben?

— Ich. Ich habe darüber zu wachen.

— Du hast darüber zu wachen?

— Ja, ich bin die Ältere, und ich bin vernünftiger. Ich lasse mich nicht hinreißen, ich thue solche unpassenden Dinge nicht.

Idas Lippen zuckten:

— Was habe ich Unpassendes gethan?

— Du hast Herrn Richter ganz allein in der Wohnung empfangen; außerdem haben wir mit Herrn Richter lediglich Geschäfte, und das ist meine Angelegenheit. Im übrigen bist du in mein Zimmer gegangen und hast das Geld fortgenommen. Da ich die Kasse führe und

Digitized by Google

dafür verantwortlich bin, muß ich mir das ein für allemal verbitten. Aber gründlich! Verstehst du?

Ida war so starr, daß sie im ersten Augenblick keine Antwort fand. Endlich schleuderte sie in aufsteigendem Ingrimm ihrer Lebensgefährtin ins Gesicht:

— Das habe ich nur gethan, weil du ausgegangen bist, ohne ein Wort zu sagen.

Die Ältere stemmte die Hände in die Hüften:

— So! Also ich habe dir jedesmal mitzuteilen, wenn ich ausgehe?

— Wir haben es immer so gehalten.

— Und ich halte es eben anders.

Ida zuckte die Achseln. Jetzt ward sie ruhiger:

— Nun, wenn wir neun Jahre immer zusammen ausgegangen sind, immer dorthin, wo du es verlangt hast, so kann ich mich doch darüber wundern, wenn das eines Morgens ohne jede Ankündigung anders geschieht.

Henriette war immer noch so erregt, daß die Worte sich überstürzten, als sie sprach:

— Gut! Also von jetzt ab wird's anders. Hörst du? Hiermit hast du die Ankündigung, die du gern haben willst. Wenn du auf eigene Faust Besuch empfängst, so werde ich wohl noch das Recht haben, ohne dich auszugehen, und . . . .

Ida ließ sie nicht ausreden:

— Nur, daß es umgekehrt ist: Du bist ausgegangen und dann habe ich den Besuch empfangen.

— Das war zu gleicher Zeit.

Henriette hatte ein so hochfahrendes Wesen an-

Digitized by Google

genommen, daß Ida plötzlich eine Frage auftauchte, auf die sie in ihrer Gutmütigkeit noch gar nicht gekommen. Und sie fragte ihre Lebensgefährtin langsam und lauernd:

— Sag mir einmal, woher weißt du denn das alles so genau, was sich hier zugetragen hat? Wenn niemand dagewesen ist, wer hat dir denn das gesagt?

Die Ältere wurde einen Augenblick irre, begann etwas zu stottern und warf schließlich heraus:

— Das hat mir . . . das hat mir Herr Richter selbst gesagt.

Jetzt fühlte Ida gewonnenes Spiel:

— So! Und wo hast du denn Herrn Richter getroffen?

Die Ältere versteckte nichts mehr:

— Ich bin zu ihm hinaufgegangen.

— Findest du das sehr passend?

Nun brauste die Gallige auf:

— Das verbitte ich mir! Hörst du, ich verbitte mir jede Kritik. Ich werde dir einfach sagen, wie die Sache ist, damit es ein Ende hat. Ich habe es für richtig gehalten, Herrn Richter eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen für die Weintrauben, die er uns geschickt hat, die übrigens an mich adressiert waren.

Ida zuckte die Achseln:

— Ja, weil alle Sachen an dich kommen, weil du die Wirtschaft führst. Das ist sehr einfach.

Henriette zitterte vor Erregung:

— Laß mich ausreden — laß mich ausreden — laß mich ausreden! Also ich habe unserm Wirt eine Aufmerksam-

Digitized by Google

noch zu jung. Und ſo undankbar es auch war, er mußte einmal ſelbſtſüchtig ſein, denn das Hemd war ihm näher, als der Rock: ſo faßte er den Entſchluß und rannte fort.

Es war ein heißer Tag, das Getreide ſtand hoch, und die Zunge hing ihm vor Durſt aus dem Mund, als er auf dem Wege durch die Felder vom Gute entfloh. Von weitem hörte er ein Bächlein murmeln, lief hinzu und trank.

Als er ſein Spiegelbild im Waſſer ſah, war er zuerſt erſchrocken. Er war häßlich: die Erkenntnis kam ihm ſofort. Er verſuchte, ſein ſtruppiges Geſicht möglichſt glatt zu lecken, ſteckte den Kopf zwiſchen die Pfoten, ſtrich ſich das Haar aus der Stirn, blickte wieder in den Bach — es blieb dabei, er war häßlich.

Zuerſt kränkte es ſeine Eitelkeit, dann meinte er, für einen Mann ſei es ganz gleich, und er brauche ja auch niemandem zu gefallen.

Aber als er ins nächſte Dorf kam, ſah er einen weißen Spitz — und, er wußte nicht, warum, ohne nähere Bekanntſchaft gemacht zu haben, nur beim Anblick dieſes ſchönen, weißen Tieres ward ihm ganz ſehnſüchtig zu Sinn. Er war etwas verlegen, er dachte an ſeine Häßlichkeit, er wagte ſich nicht zu nähern, denn ein junges Hundemädchen hatte er vor ſich, das wußte er beſtimmt.

Jetzt lief er näher heran, und in jungfräulicher Scheu zog ſie ſich zurück. Er folgte, und vielleicht war ſie gar nicht böſe, daß er ſich ihr näherte, denn ſie ging langſamer, ſo daß er ſie einholen konnte. Doch als er neben ihr

Digitized by Google

ſtand, überfiel es ihn plötzlich ſo eigen, daß er am ganzen Körper zitterte und ſie nicht anzureden wagte.

Sie ſprach kein Wort, ging davon. Er blickte ihr nach, verkroch ſich dann im Ufergebüſch, und angeſichts des prachtvollen, warmen Sonnentages, des Gluckſens und Plätſcherns des Baches nebenan, in der Erinnerung an die weiße Hundejungfrau, die er nur flüchtig, wie eine Erſcheinung geſehen, überkam ihn ein Zuſtand, den er ſelbſt nicht begriff, daß er ſich niederlegte, den ſtruppigen Kopf zwiſchen die Pfoten vergrub und bitterlich anfing zu weinen.

Er dachte wohl daran, aufs Gut zurückzukehren, doch die weiße Hündin hatte ihn ſo in Feſſeln geſchlagen, daß er es nicht vermocht hätte, fern von ihr zu leben. Und nun ſchlich er um den Hof herum, in dem ſie wohnte, ſpähte nach ihr, gewahrte ſie nicht, nur ein Windhauch trug etwas zu ihm herüber wie ihren ſüßen Duft.

Nun begann er ſich auf die Lauer zu legen, aber er ſah ſie nicht, nur wenn eine Thür aufging, wehte ihm etwas entgegen, das ſeinen beſchäftigten Sinnen ſofort eine Ahnung gab von der Geliebten.

Denn er liebte; darüber ward er ſich in der Nacht klar, die er draußen unter freiem Himmel verbracht, eine ſchlafloſe Nacht, eine Nacht voll bittrer Sehnſucht und heißer Thränen. Er ſchalt ſich einen Thoren, er war ein Mann, wie konnte er weinen. Aber es war ſtärker als er.

Am nächſten Tage ſah er die Geliebte hinter dem Zaun, den er umſchlich, um durch die Öffnungen nach ihr

Digitized by Google

zu ſpähen, und da er nicht durch konnte, grub er mit wütender Haſt einen Tunnel und ſteckte den Kopf in den Garten hinüber, ſehnſuchtglühenden Auges, ſie zu erſpähen. Sie ſah ihn, er wollte auf ſie zuſpringen, doch, war es ſeine erdbeſchmutzte Schnauze, ſein ſtruppiges, häßliches Geſicht, war es der Schreck, der ſie ankam über den wüſten Eindringling in ihrem ſtillen, ſonnenfrohen Garten, in dem ſie ihre Mädchenträume ſpazieren führte — kurz, ſie ſtieß einen durchdringenden Schrei aus und rannte davon in das Haus.

Und im ſelben Augenblick erſchien ein Bullenbeißer, witterte in der Luft, erblickte Purzl, fuhr auf ihn los, packte ihn, ehe der erdentrückte Träumer recht zur Beſinnung gekommen, beim Genick, ſchüttelte ihn, biß ihn, brüllte ihn an mit furchtbarer Stimme, und den armen, ſchüchternen Liebhaber faßte ein ſolches Entſetzen, daß er den Schwanzſtummel zwiſchen die Beine klemmte und mit krummem Rücken, in eiligen Sprüngen, blutend entfloh. Und in ſeinem Verſteck am Waſſer rann der rote Lebensſaft aus ſeinen Wunden, vermiſcht mit bitteren, bitteren Zähren.

Da überfiel ihn die Sehnſucht nach Haus.

Er wußte die Richtung, ſchleppte ſich fort. Dann kam ihm der Gedanke an die Schläge, die ſeiner warteten, er konnte auch gar nicht mehr laufen, und ſo blieb er im Graben liegen. Er wagte nicht zu ſeiner Herrin zurückzukehren, auch nicht zu der, die ſeine Seele in Feſſeln geſchlagen. Hier wie dort erwarteten ihn Schmerz, Kummer und Leid, und in dieſer bitterſten Not ſeines Hundelebens ſchluchzte er laut.

Digitized by Google

Das mochte einen Mann aufmerksam gemacht haben, der vorüberfuhr, einen Kaufmann aus der Stadt, einen gutmütigen, dicken Kerl, der Mitleid hatte, sich ihm näherte, den schmutzigen, blutenden Hund aufhob und in seinen Wagen mitnahm.

Die Fahrt ging weit fort. Aber Purzl hatte Glück. Der neue Herr sowohl wie seine Frau meinten es gut mit ihm, er wurde verbunden, gepflegt, der Arzt ward sogar gerufen. Schließlich behielten sie ihn im Hause, die Frau kämmte ihn, bürstete ihn, und er ließ es sich wohl gefallen, denn nun wurde er schön. Das Haar ward ihm aus der Stirne gestrichen, er bekam einen Scheitel, der Schnurrbart wurde gepflegt und gedreht, nur das Halsband war ihm unangenehm. Er suchte es abzustreifen, doch schließlich gewöhnte er sich daran, und auch das Klingeln der Marke ward ihm mit der Zeit ein angenehmer Klang. Schließlich hätte er ohne das nicht mehr ausgehen mögen, es wäre gewesen, als fehlte ihm etwas, als hätte er keine Krawatte an.

Beim Kaufmann in der Stadt verging die Zeit, Purzl hatte es wirklich gut. Er konnte ausgehen, wann er wollte, und auch einmal, als er nach Thorschluß, zehn Uhr abends, heimkehrte und nun die Nacht draußen verbringen mußte, bekam er, wie er am Morgen mit schlechtem Gewissen sich in die Stube schlich, kaum ein böses Wort zu hören. Aber der traurige Blick seiner Herrin war ihm peinlicher als Schläge, und er beschloß, am Tage seine Freiheit zu genießen, aber immer vor zehn Uhr wieder zu Haus zu sein, denn es war nun Winter und die Nacht kalt.

So bildeten ſich allmählich Umgangsformen und ein Tageslauf heraus, der Purzl ſehr ſympathiſch war: zum Eſſen und Schlafen war er da, ſonſt ging er ſpazieren und machte Bekanntſchaften.

Und in dieſer Zeit ſeines Lebens machte er viel Bekanntſchaften, ja, er ergab ſich ſozuſagen einem wahlloſen Hofmachen. Es war der Rückſchlag nach der reinen idealen Jünglingsliebe. Nun lachte er aller feineren Regungen des Herzens, er war ein großer Spötter und Courſchneider geworden. Liebe — was hatte er davon? das gab es nicht! Alle Frauen waren ſchlecht, ſo wollte er noch ſchlechter ſein als ſie. Und in dieſer Zeit beherrſchte ihn ein Gefühl, als müſſe er ſich rächen am ganzen weiblichen Geſchlecht.

Drei Jahre ging das ſo. Da kamen doch ab und zu, zuerſt nur einmal, dann häufiger und häufiger Stunden über ihn, wo er nachzudenken begann, und allmählich bereitete ſich ein völliger Umſchwung vor. Das Bild ſeiner Jugendliebe war verblaßt in ſeinem Herzen, aber ein Ekel an dieſem thatenloſen Bummlerdaſein überſchlich ihn, die Zeit im Leben des Mannes, wo der Gedanke naht, ſich einen eigenen Hausſtand zu gründen.

Das ging nun bei dem Kaufmanne nicht, darüber war er ſich klar. Und als eines Sommers Einquartierung in das Städtchen kam, ſah Purzl ein: jetzt oder nie, das war der Augenblick, ſich eine neue Exiſtenz zu gründen.

Gefühle der Dankbarkeit gegen die Leute, die ihm Unterkommen und Brot gegeben, quälten ihn wohl, aber dann ſagte er ſich, jeder ſei ſeines Glückes Schmied. Was hatten ſie ſchließlich ſo Großes an ihm gethan? Und

Digitized by Google

als das Manöver zu Ende war und der Rittmeister, der bei ihnen gelegen, abreiste, lief er dem Burschen nach, den großen Rückmarsch in die Garnison, drei Tage lang. Und als der Offizier, der bei Purzls Herrn einquartiert gewesen, in seine Wohnung zurückgekehrt, am Morgen erwachte, lag Purzl vor seinem Bett, blickte ihn wedelnd an, zeigte lachend die Zähne und that noch ein übriges, richtete sich auf und küßte ihm die Hand.

Das rührte den Rittmeister, der dem Kaufmann schrieb, der Hund sei ihm gefolgt, und ihn für die demütigende, geringe Summe von zehn Mark erwarb.

Nun galt es, ein neues Leben beginnen. Nichts erinnerte an die Vergangenheit, und sein Glück war voll, als er im ersten Stock bei dem Major des Regimentes die Bekanntschaft einer Hundewitwe machte.

Sie war ganz allein, ihre erwachsenen Kinder tobten draußen im Leben herum und thaten als kannten sie die Mutter nicht mehr.

Mitleid war das erste, das Purzl zu seiner neuen Bekanntschaft zog. Aber sie war wirklich nett, nicht mehr ganz jung, doch was fragte er danach; am Ende war der Charakter für eine Ehe die Hauptsache. Die pekuniären Verhältnisse waren günstig, bei dem Major hatte die Witwe ihr festes sicheres Auskommen, und nur ein einziger Umstand störte ihn, aber es war die Überlegung von wenigen Minuten — die Witwe war ein Teckel. Schwarz und braun, nicht wie das Bild der weißen, strahlenden Jungfrau, die noch ab und zu in Purzls Träumen erschien: seine ferne Jugendliebe; aber sie war

Digitized by Google

doch glatt im Fell, mit treuen Augen, der ganzen Gewähr für Dauer und ruhiges Familienglück.

Und es ward auch ein ruhiges Glück, das seinen Höhepunkt fand in reichlichem Familiensegen. Doch ein großer Kummer trat bald in das Leben der beiden Eheleute, denn der Major ließ alle Kinder ersäufen.

Heulend suchte sie Purzl, winselnd die Mutter, doch es half nichts, und schließlich ergaben sich die Eltern in ihr trauriges Geschick.

Doch noch ein zweiter Verlust traf ihn das Jahr darauf. Der Major zog fort, und Purzls Frau, vor die Frage gestellt, wem sie folgen solle, ward ihm untreu und reiste mit ab. Es war Purzl, als sei in seinem Herzen etwas auseinandergebrochen, er konnte sich nicht trösten über den Verlust. Einmal der Makel, daß ihm die Frau durchgegangen, und dann fühlte er sich auch nicht mehr in dem Alter, noch einmal ein neues Dasein zu beginnen, Eroberungen zu machen.

Er war ruhiger geworden, sogar der Ruhe bedürftig, häuslich. Er machte wohl noch mittags seinen Spaziergang, aber er kehrte immer zur rechten Zeit wieder zurück, und wenn ihn sein Herr beim Reiten mitnahm, spürte er doch schon, daß er, wenn es schnell ging, nicht mehr recht mit konnte. Er mußte das Hofmachen bei den Damen jüngeren Leuten überlassen, er fühlte sich zurückgesetzt, er konnte nicht mehr mitthun wie die anderen, mitlaufen, herumspringen und spielen, und er hielt es auch streng genommen für unter seiner Würde, mit dem jungen Volk zu tanzen und Allotria zu treiben, zu scherzen, schön zu

Digitized by Google

thun, all die Dinge zu treiben, die das Frauenherz gewinnen.

So zog er sich immer mehr zurück. Wenn ihn ein junger Guckindiewelt anreden wollte, gab er jetzt nicht einmal mehr Antwort, nur wenn der ihn gar nicht in Ruhe ließ, brummte er ihn so an, daß der andere sofort das Weite suchte.

Und mit zunehmendem Alter kam auch ein Bedürfnis nach Behaglichkeit und Wärme über ihn.

Er streckte jetzt gern in der Sonne, und im Winter, oder wenn kalter Regen niederging, war es ihm, der in seiner losen Zeit beim Kaufmann damals die Nacht ohne Schaden unter freiem Himmel zugebracht, peinlich, überhaupt das Haus verlassen zu müssen.

Er ging mit seinem Herrn in die Kneipe, lag dort am Ofen unter einem Stuhl, aber allein verließ er kaum mehr die Wohnung.

Und eines Tages machte er eine Entdeckung, die ihn bitter stimmte. Der Rittmeister, ein Junggeselle, war auf den Gedanken gekommen, sich zu verheiraten, und die junge Frau mochte Purzl nicht. Sie paßten nicht zu einander, das merkte er im ersten Augenblick. Sie nahm ihm die Liebe seines Herrn, er war eifersüchtig auf sie und durfte es doch nicht zeigen; er fühlte, daß er im Haus nicht mehr den Platz einnahm wie sonst.

Dann hatte ein Wohnungswechsel stattgefunden; für den Verheirateten war die Wohnung zu klein.

Aber Purzl konnte sich nicht mehr recht in neue Verhältnisse schicken. Er beschnupperte alle Ecken, er fand

den Platz nicht, an dem er immer gelegen. Es war alles neu, es roch nach Anstrich, er durfte nicht in den Salon, und die Herrin verbot ihm, auf den Möbeln zu liegen. Ja, eines Tages, als sie ihn auf dem Seidensofa gefunden, schlug sie ihn so, daß er sich fortan in den hintersten Winkel verkroch, wenn er sie nur von weitem erblickte.

Es war eine sichtliche Ungerechtigkeit, der Rittmeister wußte doch auch, was sich gehörte, und bei ihm hatte er nie wo anders als auf den Möbeln gelegen.

Dann kam noch eine schreckliche Entdeckung. Purzl stand eines Tages, als er sich doch in den verbotenen Salon gewagt hatte, dem großen Spiegel zwischen den Fenstern gegenüber und sah nun mit einem Mal, daß ihm das Haar ausging. Er wollte es zuerst nicht glauben, doch es gab keinen Zweifel, die Glatze war ausgeprägt. Und kopfschüttelnd schlich Purzl davon.

Er verlor immer mehr Wolle. Es lag auch an der Pflege, sein Herr hatte keine Freude mehr an ihm wie früher, und schließlich durfte er gar nicht mehr in die Zimmer. Er blieb im Stall, in steter Angst, von den Pferden getreten zu werden. Sein Essen ward spärlicher, denn auch die Köchin duldete ihn nicht in der Küche, er machte ihr Mühe, und sie konnte ihn nicht leiden, so bekam er nur noch ein paar Knochen vorgeworfen. Aber die konnte er nicht beißen, denn er hatte fast alle Zähne verloren. Bald merkte er auch, daß sein Gesicht nachließ. Da schlich sich eine tiefe Melancholie in seine Seele. Er fühlte, wie es schwächer wurde von Tag zu Tag, und als wieder ein Jahr hingegangen war, war er fast

Digitized by Google

erblindet, lag in seiner Ecke im Stall, ein zahnloser, alter Herr ohne Haar, dem es schlecht ging, der sich nicht mehr beschäftigen, nicht mehr teilnehmen konnte an den Freuden und Interessen der übrigen, der nichts mehr wert war, zu nichts zu brauchen, um den sich keiner kümmerte.

Da dachte er nach über das Leben. Was hatte er gehabt? Was war es gewesen? Aber auch sein Gedächtnis begann schwach zu werden. Von der mittleren Zeit seines Daseins wußte er nichts mehr, die Erinnerung an die geliebte Frau, die ihm untreu geworden, verblaßte, das Gedenken an die letzten Jahre schwand; der Zeit, da er ein kleiner Schwerenöter gewesen, dachte er nicht mehr, und nur noch eine Erinnerung blieb dem einsamen, alten Junggesellen — die seiner ersten Liebe.

Und das Bild des weißen, schönen, jungen Mädchens, das er in jenen Sommertagen gesehen, das ihm die ersten Sehnsuchtsthränen entlockt, stieg wieder in ihm auf.

Des alten, müden Lebenskämpfers Gedanken beschäftigten sich nur noch mit ihr. Das war das Schönste, das Reinste, das Kostbarste seines Daseins gewesen. Er malte sie sich aus, wie sie vielleicht gar nicht gewesen, er maß ihr in Greisengedanken Bedeutung bei, die sie am Ende doch nicht besessen, sie ward ihm seines Lebens Inhalt, ein reiner Klang, der Gedanke, daß doch in unserem Dasein etwas bleibt, ein lieber, lichter Schein aus jungen Tagen, der noch die griesgrämige Laune eines Alten verklärt.

Aber es ging mit Purzl zu Ende. Er fühlte, es war aus, er hatte keine Kraft mehr und keine Lust zu

Digitized by Google

leben, er machte ſich mit dem Ende vertraut, und ihm kam immer ſehnſüchtiger der Gedanke an den Tod.

Er ſah nicht, ſein Gefühl ſtumpfte ſich ab, und er mochte keine Nahrung mehr zu ſich nehmen. Seine letzte Freude war es noch, daß an dem Tage, als ihn ganz die Kräfte verließen, ſein Herr in den Stall kam und ihn noch einmal ſtreichelte.

Dann ſchnurrte und brummte der alte Hund leiſe, wedelte noch einmal mühſam mit dem Schwanz, hob den Kopf, um ſeinen Herrn zu ſehen, aber nach der falſchen Seite, nicht zu ihm, ſondern nach dem letzten Lichtſchein vom Fenſter, den er als unbeſtimmte Helle in den erloſchenen Augen empfand.

Dann legte er ſich zur Seite, ſtreckte ſich, zuckte, und während draußen der Frühling lachte, einen Tag vor ſeinem Geburtstag, an einem 26. Mai ging der Müde, Einſame, Alte ein in die ewigen Jagdgründe ſeiner Raſſe.

Ein Hundeleben mit Jugendglück, Altersſorgen, Auf und Nieder, nicht anders denn das eines Menſchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die, ſo zu ſagen, Ehe, die beide Damen nun ſchon neun Jahr führten, ging ſehr gut. Fräulein Ida pflegte die Schroffheiten ihrer Lebensgefährtin ruhig hinzunehmen; und da der Wille der anderen immer durchdrang, ſo gab es keine Meinungsverſchiedenheiten.

Ida mußte auch mit Henriette Nachſicht haben, denn dieſe war magenleidend, und die beiden Damen gingen der älteren wegen ſchon ſeit Jahren jedes Frühjahr nach Karlsbad.

Es war ein warmer Tag, der erſte Juli. Und nach einer halben Stunde ſchon meinte Henriette:

— Ich glaube, das lange Gehen bekommt mir nicht, Ida.

Augenblicklich wurde umgedreht, und ſie kehrten in glühendem Sonnenbrand, ohne daß ein Tropfen Regen gefallen wäre, in ihre kleine Parterrewohnung zurück.

Die Damen hatten vier Zimmer. In der Mitte befand ſich die Wohnſtube; links davon ſchlief Ida, rechts Henriette. Nach hinten lag die Küche, die Kammer für das Mädchen und ein kleines Eßzimmer.

Während Fräulein Ida vor ihrer Kommode ſtand, die als Friſiertiſch eingerichtet war, klopfte es, und das Mädchen für alles trat ein:

— Der neue Wirt iſt da. Ob er die Damen wohl einen Augenblick ſprechen könnte?

Ida drehte ſich herum:

— Bitte Marie, gehen Sie zu Fräulein Henriette. Sie wiſſen, wenn jemand kommt, ſollen Sie es Fräulein Henriette zuerſt melden.

Das Mädchen ging. Drüben ſtand vor ihrer Kom-

Digitized by Google

mode, die gleichfalls als Frisiertisch diente, die andere der Damen, beschäftigt, das vom Hute zerzauste Haar glatt zu streichen. Denn abstehende Löckchen hielt sie für kokett.

— Der neue Wirt ist da. Ob er die Damen wohl einen Augenblick sprechen könnte?

Henriette fuhr herum:

— Zu was denn sprechen? Ich will keinen Besuch. Hören Sie! Was will denn der Herr überhaupt?

— Er meint, er möchte sich vorstellen.

Henriette wurde sehr erregt. Aber auf den Gedanken, Fräulein Ida zu fragen, kam sie nicht. Da jedoch keine Antwort kam, sagte das Mädchen nochmals:

— Der neue Wirt ist doch heute eingezogen. Und er ist auch schon im zweiten und dritten Stock gewesen. Lösers im zweiten haben auch schon ein Zimmer frisch tapeziert bekommen.

Das Fräulein wurde plötzlich lebhaft und meinte, während sie unwillkürlich nach ihrem Kleid faßte, ob es auch geschlossen sei oder nicht etwa die Brosche fehlte:

— Er soll hereinkommen, in die Wohnstube.

Dann lief sie herum, schob ein paar Gegenstände hin und her, obgleich schon peinliche Ordnung herrschte, als müsse auch hier, wohin keines Fremden Blick drang, alles tadellos sein. Endlich schlich sie sich leise über den Flur, am Wohnzimmer vorbei, zu Idas Zimmer und flüsterte der zu:

— Unser Hauswirt ist da. Vielleicht läßt er was machen. Komm nur gleich mit.

Digitized by Google

Darauf nahm ſie ihre Lebensgefährtin bei der Hand, und ſie gingen zur Thür der Wohnſtube, nicht ohne eine gewiſſe Befangenheit, denn ſie hatten ja den Beſuch eines Herrn. Sie hielten ſich bei der Hand wie Kinder, die auf der Straße gehen. Dann traten ſie ein. Henriette zuerſt.

2.

Die beiden Damen gewahrten gegen das Fenſter einen kleinen Herrn, an dem alles ſchwarz ſchien; nur ſein kahler Kopf leuchtete, als wölbe ſich ihm ein Heiligenſchein über der Stirn.

Der Herr drehte ſich herum. Die beiden Damen machten eine Verbeugung. An der einen Wand in der Nähe des Fenſters ſtand ein runder Tiſch mit roter Plüſchdecke, in der Mitte darauf die Lampe und eine Anzahl Gegenſtände ſorgfältig im Kreiſe darum gelegt. Dort nahmen die Damen nebeneinander Platz. Und nachdem der Herr, der ſchwarzen Rock, weiße Weſte trug und einen tief heruntergehenden Klappkragen, über den der ſtarke Hals herausquoll, ſich geſetzt hatte, herrſchte tiefes Schweigen.

Der Hauswirt räuſperte ſich. Dann begann er in wohlgeſetzter Rede, indem er dabei die Fingerſpitzen beider Hände gegen einander legte und ſie taktmäßig abhob und wieder zuſammenfügte, als unterbräche er jedesmal einen elektriſchen Strom:

— Meine Damen, ich habe, wie Sie wohl wiſſen, dieſes Haus gekauft. Ich bin ſelbſt in den erſten Stock

Digitized by Google

gezogen. Ich habe immer freundschaftliche Beziehungen zu meinen Mietern unterhalten. Ich bin deswegen gekommen, um dieses Band sozusagen anzuknüpfen.

Der Wirt erhob sich plötzlich halb von seinem Sessel, wobei er schnell die weiße Weste über den gerundeten Leib herabzog, machte etwas wie eine kleine Verbeugung und sagte:

— Darf ich mich zuerst vorstellen? Mein Name ist Richter.

Die beiden Damen verneigten sich ein klein wenig. Und er fuhr fort:

— Ich kenne die Verhältnisse in diesem Hause noch nicht. Ich habe die Wohnungen garnicht gesehen und kann also auch nicht wissen, wo etwas fehlen könnte. Mir liegt in erster Linie daran, daß Ruhe im Hause herrscht, Ruhe und Frieden. Meine Damen, ich bin nicht mehr in den Jahren, daß einem der fortwährende Wechsel Freude machen könnte. Ich bin konservativ.

Die Damen schienen seine Ansichten zu billigen. Der neue Wirt gefiel ihnen.

Nun enthüllte er sich als friedliebender Mann, der, wie es bei Dienstboten manchmal heißt, daß sie weniger auf hohen Lohn als auf gute Behandlung sehen, nicht die Absicht hatte, zu steigern, sondern zufriedene Mieter haben wollte. Er entwickelte, in seinem Alter, wo man sich schwer an neue Gesichter gewöhne, sei ihm der Umzug entsetzlich gewesen mit seinen Aufregungen und Veränderungen.

Unwillkürlich fragten sich bei den Worten die beiden Damen, wie alt Herr Richter denn sein könnte. Sie kamen zu dem Ergebnis, es dürfte viel über Fünfzig nicht sein.

Digitized by Google

Aber das Geſpräch drohte zu allgemein zu werden. Und Henriette, der die neue Tapete im zweiten Stock im Kopf herumging, beſchloß einen Vorſtoß zu machen. Sie ſagte:

— Wir ſind ja mit unſerer Wohnung ganz leidlich zufrieden, obgleich ſie allerdings auch ſehr bedeutende Nachteile hat.

Fräulein Ida zuckte zuſammen. Der Mann war ſo freundlich, daß ſie nicht begriff, wie ihre Lebensgefährtin ihn kränken konnte.

Herr Richter machte ein bedauerndes Geſicht und meinte, indem er den grauen Schifferbart, der ſich um das ſonſt glattraſierte Geſicht zog, nach vorn ſtrich:

— Nun, meine Damen, wenn Sie über etwas zu klagen haben, das iſt ja mit ein Grund, weshalb ich gekommen bin. Ich möchte alle meine Mieter zufrieden ſehen.

Fräulein Henriette drückte befriedigt einen Tritt des Einverſtändniſſes auf Idas rechten Fuß. Die Bewegung war aber ſo heftig geweſen, daß der friedliebende Wirt ſich zur Seite wendete mit den Worten:

— Wollen Sie vielleicht eine Fußbank haben?

— Nein, nein!

— So, ich dachte.

Fräulein Henriette ließ nun ihre Minen ſpringen. Und um die Sache eindringlicher zu geſtalten, gingen die Damen mit ihm auf den Flur hinaus. Das Mädchen mußte leuchten.

Es zeigte ſich, daß ſich an einzelnen Stellen die Tapete von der Wand losgelöſt hatte. Herr Richter zog

Digitized by Google

sofort sein Notizbuch. Und durch den ersten Erfolg mutig gemacht, begannen sie die ganze Wohnung abzusuchen.

Da gab es in der Küche den Fußboden zu streichen, die Wohnstube konnte wohl eine frische Decke vertragen, das kleine Eßzimmer einen neuen Anstrich der Thüren und Fenster.

Den beiden Schlafzimmern hätten eigentlich Tapeten nichts geschadet, aber die Damen mochten ihre Heiligtümer nicht zeigen. Und Ida sagte, indem ihr rundes Gesicht beim Schein der Küchenlampe, die das Mädchen noch immer hoch hielt, einen Schimmer röter ward:

— Ach, mein Zimmer ist eigentlich noch sehr gut.

Herr Richter fragte nach dem anderen. Henriette antwortete mit leichtem Zieren:

— Es sieht bei mir nicht ordentlich aus, sonst könnte ich es Ihnen ja zeigen, Herr Richter. Ich habe allerdings schon oft an eine frische Tapete gedacht. Nur wissen Sie, unsere Mittel sind nicht so, daß wir uns so etwas nicht dreimal überlegen müßten.

Sofort verneigte sich der freundliche rundliche Herr:

— O bitte, wenn Ihnen daran liegt, werde ich Ihnen das Zimmer herrichten lassen.

Nun war auch Henriette ganz gewonnen. Sie nötigte ihn sogar noch einmal in die Wohnstube, und die beiden Damen wollten auch ihrerseits dem zuvorkommenden Wirt eine Gegengefälligkeit erweisen, so machten sie ihn auf alles aufmerksam, was im Hause schlecht wäre: von der Schwatzhaftigkeit der Frau Schmidt im vierten Stock

Digitized by Google

bis zum Quietſchen des Windfanges im Hausflur, vom Tropfen der Dachrinne an der Südſeite bis zum Klavierſpiel in der zweiten Etage nach zehn Uhr abends.

Henriette wollte liebenswürdig ſein:

— Für uns iſt das ja ganz gleich, denn wir hören das nicht ſo. Aber für Sie, der Sie doch darunter wohnen werden . . .

Der Wirt rieb ſich das Kinn:

— In welchem Zimmer ſteht wohl das Klavier?

— In dem über meiner Couſine.

Fräulein Ida, die bisher garnicht zum Sprechen gekommen war, warf ſchnell ein:

— Ja, es liegt über meinem.

Herr Richter machte eine Verbeugung, und der glattraſierte Mund verlängerte ſich um das Doppelte:

— Das iſt auch mein Schlafzimmer.

Die beiden Damen lächelten, machten ein „Ach ſo!“ Und als ſchienen ſie über dieſe Erwägungen hinweggleiten zu müſſen, rief Fräulein Henriette:

— Jedenfalls ſind wir Ihnen dankbar und ſtehen immer gern zu Ihrer Verfügung.

Die letzten Worte klangen beinahe, als wären die Damen Herren im Hauſe und wollten aus Liebenswürdigkeit den Wirt vor Übergriffen ſeiner Mieter ſchützen.

Als Herr Richter ſich entfernt hatte, blieben die Beiden im Zimmer ſtehen, noch hinaus zu lauſchen. Und als ſich die Entreethür geſchloſſen hatte, als der Schritt des Mädchens auf dem Flur verklungen und auch die Küchenthür zugeklappt war, blickten ſich die Damen an, und

Digitized by Google

Fräulein Henriette meinte, indem ſie ſchmunzelnd die mageren Hände rieb:

— Na, die Tapete konnte ich brauchen!

Die Wände in Idas Zimmer waren nicht friſcher, aber ſie ſagte kein Wort.

3.

In der nächſten Zeit wurde bei den Damen viel von Herrn Richter geſprochen, und ſie kamen zu der Überzeugung, daß ſie ſich freuen könnten, einen ſo liebenswürdigen Wirt zu beſitzen.

Er war wirklich ſehr entgegenkommend. Die Verbeſſerungen, die er verſprochen hatte, wurden ſofort in Angriff genommen, und er erſchien ſogar ſelbſt, um nach dem Fortgang der Arbeiten zu ſehen.

Dabei gab es immer eine kleine Unterhaltung. Ab und zu begegneten ſie ihm auf der Straße. Er machte ein paar nichtsſagende Bemerkungen über das Wetter.

Er war nicht taktlos, ſeine Hand anzubieten, ſie reichten ſie nicht, ſondern mit geſchultertem Regenſchirm, wie ſie ſtets zu gehen pflegten, verneigten ſich die beiden vor dem rundlichen älteren Herrn, deſſen Platte jedesmal, wenn er zum Abſchied den Strohhut zog, glitzerte gleich ſonnenbeglänztem Rauhreif, denn ihm ſtanden unausgeſetzt große Schweißperlen auf der hohen Stirn.

Nach der Verbeugung wendeten ſich die Damen jäh herum wie Soldaten auf Kommando, und in einer gewiſſen

Digitized by Google

Verlegenheit rannten sie spornstreichs ein Stück davon, um erst eine Laterne weiter ihr gewöhnliches Tempo wiederzufinden.

Die Arbeiten im Hause schritten nur langsam vorwärts.

Während Henriettes Stube tapeziert wurde, schlief sie im Zimmer ihrer Lebensgefährtin. Und die beiden hausten eine Woche dort zusammen, wirklich wie ein getreues Ehepaar, wobei allerdings der Mann den Ton angab und die weichere Frau zu allem Ja und Amen sagte.

Während dieser Zeit hörten sie abends über sich, zu ebenso früher Stunde, wie sie selbst zu Bett gingen, Punkt neun Uhr, Schritte.

Die beiden Damen hatten die Nachtjacken angezogen und waren eben dabei, sich für die Nacht zu frisieren, als Henriette aufhorchte, unwillkürlich den langen dünnen Zeigefinger hob und sagte:

— Er geht auf und ab.

Ida lauschte. Man vernahm Poltern und dann dieselben Schritte, nur viel weicher. Er hatte sich der Stiefel entledigt und lief nun in Hausschuhen auf und nieder.

Die Damen horchten gern auf alle Geräusche im Hause, und jetzt wo das Thor verschlossen und es still geworden war, vernahm man deutlich, was oben geschah.

Sie meinten genau unterscheiden zu können, wie ein Wasserkrug auf den Boden gesetzt wurde.

Und wieder sagte Henriette:

— Er wäscht sich.

Über beider Damen Gesicht glitt wie eine Befriedigung, eine Anerkennung der Reinlichkeit dieses Mannes.

Digitized by Google

Nun waren sie mit Frisieren fertig. Henriette, deren Haar kurz und spärlich war, trug es in Lockenwickeln aufgesteckt; Ida pflegte sich zwei lange Zöpfe zu flechten, sodaß sie von hinten jugendlich ausschaute wie ein kleines Mädchen.

Dann schlüpften sie unter die Decke. Henriette nahm den Thomas a Kempis und las ein Kapitel, während drüben beim Schein der Kerze ihre jüngere Lebensgefährtin eine Novelle von Paul Heyse zu Ende brachte.

Beinahe gleichzeitig löschten sie die Lichter.

— Gute Nacht, Henriette!

— Gute Nacht, Ida!

Dann streckten sie sich im Dunkel aus.

Doch beider Damen Augen floh der Schlaf.

Sie lauschten hinauf.

Oben war alles still geworden. Auch Herr Richter war zur Ruhe gegangen.

In den letzten Tagen war er im Haushalt der beiden Damen beinahe eine Macht geworden. Er hieß nicht mehr der Wirt, er hieß nicht Herr Richter, — er hieß „er". „‚Er' geht auf und ab," — „‚er' ist heute dagewesen," — „‚er' meint, die gelbe Tapete sei freundlicher als die rote."

Und so beschäftigten sich jetzt auch beider Gedanken mit ihm, der jenseits stand von Gut und Böse, der ein gesetzter Mann war, an den man ruhig denken konnte und durfte.

Digitized by Google

4.

Als das Zimmer wieder eingeräumt war und sich die Lebensgefährtinnen getrennt hatten, warf Henriette eines Tages so hin:

— Wir müssen uns doch eigentlich gegen ihn dankbar erzeigen.

Ida that ganz gleichgiltig:

— Wie meinst du das?

Henriette ärgerte sich schon, nicht gleich verstanden zu sein:

— Nun, das kannst du dir doch denken. Ich meinte nur, wir könnten für ihn irgend etwas thun. Nicht seinetwegen, i bewahre! Aber mit seinem Hauswirt soll man's nicht verderben.

Weiter erklärte sie sich nicht. Nach einer Weile fragte Ida:

— Also was meinst du denn, was wir thun sollten?

Jetzt antwortete Henriette fast grob, als hätte sie erwarten dürfen, daß die Lebensgefährtin ihr das Wort brächte:

— Einladen könnten wir ihn einmal.

Ida war zuerst erstaunt. Dann glitt ein Lächeln über ihr Gesicht, das aber sofort wieder verschwand und einem ängstlichen Ausdruck Platz machte:

— Geht denn das?

Henriette warf die bärtigen Lippen auf:

— Seh' ich doch gar nicht ein! Warum soll's denn nicht gehen? Was ist denn dabei?

Digitized by Google

Sie war so böse geworden, daß Ida sie sofort beruhigte:

— Ja, das finde ich eigentlich auch. Du hast ganz recht.

Damit wurde der Gedanke vor der Hand fallen gelassen. Aber er tauchte immer wieder auf, und Henriette war es, die ihn jedesmal zur Sprache brachte. Endlich kamen sie überein, sie wollten Herrn Richter auffordern, bei ihnen eine Tasse Thee zu trinken. Aber nur bei passender Gelegenheit, — es sollte keine Einladung sein, sondern ganz zufällig kommen. Sprechen würde Henriette als die Ältere und weil es sich eigentlich von selbst verstand.

Aber während sie ihn sonst fast täglich sahen, verging Tag auf Tag, und sie trafen ihn nicht. Und die beiden wurden so ungeduldig darüber, daß sie ihre Spaziergänge bedeutend länger ausdehnten wie gewöhnlich, nur um seiner habhaft zu werden.

Henriette fand unausgesetzt Vorwände, um auszugehen. Einmal hatte sie das Taschentuch vergessen, ein anderes Mal wollte sie Wolle zu einer Arbeit holen, die vier Farben erforderte, und statt die vier Proben gleichzeitig mitzunehmen, vergaß sie jedesmal eine, und sie gingen glücklich vier Mal aus.

Ida schien sich darüber gar nicht zu wundern. Auch sie fand Gelegenheit, die Wohnung zu verlassen, wenn auch nie ohne ihre Lebensgefährtin.

Sie entwickelte darin eine fast noch größere Schlauheit.

Herr Richter pflegte abends immer gegen neun Uhr heimzukehren, wahrscheinlich von seinem Stammtisch.

Da kam denn Ida auf die abenteuerliche Idee, der

Digitized by Google

Gashahn müſſe draußen offen ſtehen oder eine Röhre undicht ſein, denn der Geruch zöge unter der Thür herein.

Henriette roch nichts, ging aber mit. Sie fanden natürlich alles in ſchönſter Ordnung.

Dann hatte ſich die Jalouſie gegen neun Uhr im Wohnzimmer verhakt, und die beiden Damen mühten ſich am ſchwülen Sommerabend am Fenſter.

Endlich klingelte es eines Nachmittages. Herr Richter wurde gemeldet. Er meinte freundlich, während er ſich wie immer den Kopf wiſchte:

— Ich wollte nur die Damen vorher benachrichtigen, die Eſſenkehrer ſind da, und es könnte vielleicht Ruß herumfliegen. Haben die Damen vielleicht Tücher zum Zudecken?

Sie hatten alles Nötige. Aber trotzdem bot der Wirt an, etwas herunterzuſchicken.

Sie waren glückſelig über ſeine Zuvorkommenheit. Er hatte ſich nicht geſetzt und ging ſchon wieder hinaus, ohne daß Henriette die günſtige Gelegenheit erfaßt gehabt hätte.

Schon ſtand er auf dem Flur, da platzte Ida, gegen alle Verabredung damit heraus, ſie würden gleich Thee trinken, ob er nicht vielleicht eine Taſſe annehme.

Er ſagte nicht nein. Henriette warf aber ihrer Couſine einen wütenden Blick zu, wie eine, in deren Reſſort man eingegriffen.

Sie kehrten ins Wohnzimmer zurück, dann ſtürzten beide hinaus, um den Thee vorzubereiten, an den noch niemand gedacht hatte. In der Küche fuhren ſie erregt hin und her. Henriette ſteckte den Gaskocher an, Ida ließ

Digitized by Google

Waſſer einlaufen, und das Mädchen wurde eiligſt fortgeſchickt, um Kuchen zu holen.

Während ſie neben der brennenden Flamme ſtanden, machte die Ältere der Jüngeren Vorwürfe:

— Wie kommſt du dazu, ihn aufzufordern? Wir haben doch ausgemacht, ich ſoll's ſagen.

— Ich fürchtete, du würdeſt es vergeſſen.

— Und wenn ich's nun vergeſſen hätte?

— Dann wäre er doch nicht gekommen.

— Nun? Und hätte uns das was geſchadet?

Ida antwortete nicht. Die beiden blieben neben dem allmählich Blaſen werfenden Waſſer ſtehen, um die Rückkehr des Mädchens zu erwarten, während Herr Richter drüben ganz allein im Wohnzimmer ſaß.

Bei der offenen Flamme mußte jemand ſein, denn vor Feuer jeder Art fürchteten ſich die beiden Damen.

Endlich fragte Ida:

— Soll ich nicht hineingehen?

Henriette blickte ſie an, als hätte ſie etwas Böſes gethan:

— Du allein?

Damit war es wieder erledigt. Und auch Henriette ſah ein, daß ſie ebenfalls nicht gehen konnte.

Das Mädchen kam und kam nicht wieder. Das Waſſer kochte, ſie hoben den Deckel ab, ſchraubten die Flamme kleiner. Das Theebrett mit den Taſſen, Milch und Zucker ſtand ſchon da. In die offene Theekanne that Henriette, ohne daß es ihre Lebensgefährtin gewahrte, mehr als das Doppelte Thee, das ſie ſich ſonſt gönnten.

Digitized by Google

Endlich klang draußen die Thür, und das Mädchen erſchien. Henriette zankte ſie aus, daß ſie ſo lange fortgeblieben, dann goß ſie ſchnell den Thee auf, während Ida neben ihr wartend ſtand.

Sie gingen zuſammen zur Wohnſtube. Ida voran, aber die andere lief Trab hinterdrein, um ihr keinen Augenblick den Vortritt zu laſſen.

Sie ſahen Herrn Richter behaglich in einem Stuhl ſitzen mit geſchloſſenen Augen. Und da ſie vorſichtig eingetreten waren, rührte er ſich nicht. Sein Kopf war zur rechten Schulter niedergeſunken, und ſein Mund ſtand offen wie das Maul eines ſterbenden Karpfens.

Es war die Stunde ſeines Nachmittagsſchläfchens, die er nicht ungeſtraft überſchlug. Dazu das lange Alleinſein, die Stille, die Hitze: — er ſchlief.

Die Damen wußten nicht, ob ſie ihn wecken ſollten. Sie ſchlichen auf den Zehen, und legten beide den Finger an den Mund als wollten ſie ſagen: Pſt!

Dann ſetzten ſie ſich vorſichtig aufs Sofa, und es verging längere Zeit, während die ruhigen Atemzüge des müden Mannes durch die Stille klangen.

Es hätte noch lange ſo bleiben können, wäre nicht plötzlich die Thür aufgeſprungen und im ſelben Moment ein Klirren und Krachen hörbar geweſen. Das Mädchen hatte den Sahnentopf und eine Taſſe herunterfallen laſſen.

Herr Richter fuhr auf, blickte ſich erſchrocken um und rief:

— O pardon! pardon!

Ida ſchlug die Hände zuſammen:

Digitized by Google

— Mein Gott, mein Gott!

Und Henriette brummte:

— Dumme Lieſe!

Aber Herr Richter war galant und half die Scherben aufleſen. Er erhob ſich carmoiſinfarben und tupfte ſich die Stirn. Und weil er artig ſein wollte, meinte er:

— Ich trinke den Thee immer ohne Sahne.

Die Damen ſtimmten bei:

— Ja, wir auch ſehr gern! — obgleich das der Wahrheit nicht entſprach.

Eine neue Taſſe wurde geholt. Und bald ſaßen die Drei am Sofatiſch und aßen Streuſelkuchen zu ihrem durch die Menge der Blätter und durch das lange Ziehen faſt ſchwarz gewordenen Thee.

Herr Richter wollte zeigen, wie gut ihm das Getränk mundete, und leerte ſeine Taſſe ſchnell, zwiſchen den heißen Schlucken jedesmal nach Luft ſchnappend. Aber da zeigten ſich die Folgen des eiligen Trinkens, indem ihm der Angſtſchweiß auszubrechen begann.

Das gab ein gutes Thema — die Hitze. Und ſie ergingen ſich denn über die abnorme Temperatur der vergangenen Tage, wobei es herauskam, daß Herr Richter ſtets bei offenem Fenſter zu ſchlafen pflegte.

Er ward ganz poetiſch, blickte empor, als ſähe er den Sternhimmel und ſagte:

— Meine Damen, ich würde Ihnen das auch empfehlen. Ich ſitze oft abends am Fenſter und blicke hinaus, wo ſich am Firmament Stern um Stern entzündet. Ich bin immer, wenn ich das ſehe, ganz ergriffen. Und ich denke

Digitized by Google

keit erweisen wollen und hatte mir dazu ausgedacht, ihm ein paar Blumen hinaufzuschicken. Deswegen war ich fortgegangen. Und wir hätten die Blumen gemeinsam hinaufgebracht. Hörst du, ich hätte dich abgeholt! Aber da war das Geld fort, und da habe ich so was geahnt. Und da habe ich sie in meinem Namen hinaufgebracht. Ich sage dir, ich wahre mir das Recht. Wie ich allein ausgehen kann und allein ausgehen werde, wenn es mir paßt, so habe ich in meinem Namen, ich sage in meinem Namen die Blumen hinaufgebracht. Bei der Gelegenheit habe ich alles erfahren. Du siehst, es kommt alles raus!

Da packte Fräulein Ida Kirsch eine wütende Eifersucht, eine Empörung über die versteckte Handlungsweise ihrer Lebensgefährtin, die sie jetzt wirklich empfand wie einen Treubruch zwischen Gatten. Sie fühlte dunkel, es sollte ihr der Mann abspenstig gemacht werden, der Mann, dem sie sich noch gar nicht erklärt, über dessen Werbung sie sich noch nicht einmal recht klar geworden, dessen Worte sie verwirrt hatten, wie noch nie etwas in ihrem Leben. Und mit bebenden Lippen warf sie Henriette ins Gesicht:

— Gut, gut, meine Liebe! Wie du willst, wie du willst! Jeder ist frei, jeder kann thun, was er will. Dann werde auch ich meine eigenen Wege gehen.

Die andere richtete sich gerade auf, warf den Kopf zurück, daß der ganze hagere Leib so weit nach hinten lehnte, daß er beinahe das Übergewicht verlor, und sagte eisig und bitter:

— Gut, meine Teuere, jede geht von heute ab ihren Weg.

Digitized by Google

Dann wendete sie sich herum, eilte an ihre Kommode, nahm die Bürste, hob sie ein Stück auf, schlug sie nieder, ergriff einen kleinen Kasten mit Haarnadeln, hob ihn ein Stück empor, setzte ihn heftig wieder hin, rückte die Brennmaschine nach rechts, das Nadelkissen nach links, zog eine große Hutnadel, deren verlorenen Kopf sie durch eine Siegellackkugel ersetzt, heraus und stach sie ein paarmal in die Sägespäne des Kissens, als wollte sie ihrer Lebensgefährtin das treulose Herz durchbohren.

Die aber war mit hastigen Schritten in ihr Zimmer geeilt, schloß ab, atmete tief auf, blieb an die Wand gelehnt stehen, ballte beide Fäuste und sagte, ihrer Erregung Luft machend, im Selbstgespräch ganz laut vor sich hin:

— Wir werden ja sehen! Wir werden ja sehen — werden ja sehen!

8.

Seit diesem Tage war das Leben der beiden Damen anders geworden bis in die geringsten Kleinigkeiten. Sie ließen sich den Kaffee morgens auf ihr Zimmer bringen, sie gingen jede für sich aus, ohne die andere zu benachrichtigen. Zwar hielten sie die gleichen Mahlzeiten im Eßzimmer wie früher, aber es wurde nur das Allernötigste dabei gesprochen. Und es geschah mehr der Einfachheit der Bedienung halber und weil beide sich doch einig fühlten der dritten Person, ihrem Mädchen, gegenüber. Das Äußere mußte gewahrt werden.

Digitized by Google

Henriette kaufte ſich, weil der Winter vor der Thür ſtand, ohne ihre Lebensgefährtin zu fragen, ein dickeres Jackett, das, als müſſe ſie auch äußerlich die Veränderung betonen von der gewohnten, neutralen Farbe gänzlich abwich.

Auch Ida ſorgte für die kalte Jahreszeit, denn ſie hatten ja immer ihre Kleidungsſtücke zugleich angeſchafft und ſie auch gleichmäßig abgenutzt. Sie kaufte einen ſchottiſchen Umhang. Und weil doch ab und zu einmal irgend ein Wort geſprochen wurde, fragte Henriette ſpitz:

— Du haſt dir ja etwas Neues geleiſtet!

Ida gab zurück:

— Genau ſo wie du.

— Allerdings.

— Es iſt ſehr hübſch, es gefiel mir gleich.

Henriette rümpfte die Lippen:

— Etwas auffallend.

Allmählich veränderten ſich die beiden immer mehr, wie zwei Geſtirne, die eine Zeit lang ſich nahe gekommen, in immer größere Weltfernen auseinander eilen. Ja, es ſchien ſogar, als wollten die beiden durch Gegenſtände aus ihrer gemeinſamen Zeit nicht an ihre bisherige Einigkeit erinnert werden. Und ſie, ſo ſparſam ſonſt, ſchafften ſich ein Stück nach dem anderen an. Henriette hatte einen würdigen Capottehut gekauft, das Signal für Ida, ein breit ausladendes Gebäude mit großer Straußenfeder zu wählen. Sie ſtellte auch den Regenſchirm in die Ecke und nahm nur noch den Muff mit.

Ihr Anzug wurde etwas bunt. Sie überlegte zwar

Digitized by Google

ihr Alter, aber sie befand sich doch noch in den besten Jahren! Sie begriff nicht, wie sie sich hatte durch die Sklaverei der älteren verunstalten können.

Und nun riß eine Art Koketterie bei ihr ein. Bei den Damen war Odeur verpönt. Ida aber kaufte ein Flacon mit Gummiball und spritzte sich vor dem Ausgehen jedesmal an, so daß Henriette — das einzige Wort, das an diesem Tag fiel — sich bei Tisch die Nase zuhielt und rief:

— Man kann ja gar nicht mehr essen!

Das war für Ida die Veranlassung, sich noch mehr zu bestäuben, so daß sie einen betäubenden Duft verbreitete und Henriette beim Eintritt ins Eßzimmer, in dem Ida schon stand, Kehrt machte und dem Mädchen sagte:

— Ich esse auf meinem Zimmer. Das hält ja kein Mensch aus!

Von diesem Tage ab, wo nun doch einmal die Uneinigkeit vor dem Mädchen zur Sprache gebracht worden war, aßen sie jede für sich.

Die Wohnstube wurde nicht mehr benutzt.

Aber Ida, der weicheren Natur, ging der Streit zu Herzen. Sie wäre am liebsten zu ihrer Lebensgefährtin hinübergeeilt und hätte gebeten, alles vergeben und vergessen sein zu lassen. Aber wenn sie dann die finstere Miene der anderen sah, wenn sie Henriette in der Küche schimpfen und keifen hörte, kam sie jedesmal von ihrem Vorhaben zurück.

Und dann quälte sie der Gedanke an die letzte Unterredung mit ihrem Wirt. Ihr klang immer der Schluß in

Digitized by Google

den Ohren: Mein liebes Fräulein, ich werde ein anderes Mal mir die Antwort holen.

Sie fürchtete ſich davor, daß er kommen möchte, und ängſtigte ſich wieder, daß er nicht kam. Denn ſeit Wochen hatte Herr Richter nichts von ſich hören laſſen.

Der Zufall wollte es auch, daß ſie ihm nicht begegnet war. Nun wollte ſie Gewißheit haben. Darum legte ſie es darauf an, ihn zu treffen. Sie war ſchüchtern dabei, ſie ſchämte ſich und fürchtete, man könnte ſich über ihre Ausgänge wundern, bei denen ſie jedesmal, um ſeine Fenſter beſſer zu ſehen, auf die andere Seite der Straße ging.

Richtig, da ſtand er eines Tages und ſchaute zum Himmel auf. Die weiße Weſte leuchtete. Sie ſah, wie er ſich oben verneigte und, als wollte er ſie aufmerkſam machen, plötzlich das Fenſter öffnete.

Aber eine ſolche Angſt kam über ſie, daß ſie eilig weiterlief, nicht im ſtande, auch nur einen Blick hinauf zu thun.

Unterwegs beſchäftigte ſie ſich unausgeſetzt mit ihm. Sie wußte ja, was er gewollt: ſie ſollten ihr Schickſal zuſammenthun. Aber das ſchien ihr unmöglich. Sie, die ſo lange Jahre allein gegangen, zitterte vor dem Gedanken. Und dann, durfte ſie es denn? Sie, die ſich zwar nicht durch Bund und Geſetz, aber durch ſtillſchweigendes Übereinkommen mit ihrer Gefährtin zuſammengethan hatte, doch wohl fürs Leben?

Sie wäre ſich treulos vorgekommen.

Und doch, wenn nun Henriette einmal ſtarb, ſtand

Digitized by Google

sie ganz allein in der Welt. Dann aber wäre es zu spät gewesen. Und der freundliche, ältere Herr erschien vor ihren Augen, nicht wie ein Gegenstand heißer Liebe, sondern wie ein guter, lieber Freund, eine Versorgung, — beinahe wie ein Vater.

In ihrer Verlassenheit, in der sie nur mit Bitterkeit an ihre Lebensgefährtin denken konnte, kam ihr rührend die Erinnerung an den alten Vater, den sie zu Tode gepflegt hatte. Etwas wie Heimweh, eine unendliche Bitterkeit quoll in ihrer Seele auf über den Zustand, wie er jetzt war.

Was hatte sie vom Leben! Sie wohnte zwar mit ihrer Lebensgefährtin zusammen, aber sie teilte mit ihr nur das gleiche Dach. Waren sie sich Stütze und Halt?

Und während Fräulein Ida Kirsch auf immer größeren Umwegen ihrer Wohnung zuging, als könne sie besser nachdenken fern von der anderen, kehrten als Angelpunkt ihre Überlegungen stets zu dem Einen zurück: wenn sie nun ihr stilles Schicksal mit dem dieses Mannes zusammenthäte. Wenn sie hinaufzog, hatte die andere die ganze Wohnung für sich, bequemer und behaglicher als jetzt, wo doch manchmal der Platz fehlte. Und sie würde zu ihnen kommen können an langen Winterabenden. Es ließ sich vielleicht sogar einrichten, daß Henriette immer bei ihnen äße als ständiger Gast.

Fräulein Kirsch baute schon in Gedanken — er war ja so wohlhabend, daß so etwas nichts ausmachte — eine Wendeltreppe innerhalb der Wohnung. Sie würden auch zu dritt reisen.

Digitized by Google

Reiſen! Wie hatte ſie ſich geſehnt, einmal die Welt zu ſehen. Und ſie konnten es doch nicht bei ihren beſchränkten Mitteln und weil der regelmäßige Badeaufenthalt das aufzehrte, was etwa dafür zur Verfügung geſtanden hätte.

Reiſen! Sie war ſo beglückt in dem Gedanken, daß es ihr ſchien, wenn jetzt Herr Richter vor ihr ſtünde, würde ſie ja ſagen, ſofort ja.

Und doch im ſelben Augenblick, als böge er ſchon um die Ecke, ſchämte ſie ſich. Sie mochte an ein Verlobt-ſein nicht denken. Es kam dem armen, alternden Mädchen faſt wie etwas Unrechtes vor, etwas, das für ſie im Haushalt der Natur nicht vorgeſehen worden.

Ja, wenn ſie erſt einmal verheiratet war! Ein halbes Jahr oder nur ein viertel — ach Gott, mit vier Wochen wollte ſie ſich begnügen! Nur, daß ſie ſchon ältere junge Frau war. Frau Richter — Ida Richter, geborene Kirſch. Sie ſah es vor ſich geſchrieben, als erblickte ſie ihre Karte, ja es war ihr beinahe, als hieße ſie wirklich ſchon Frau Richter. Und Rührung überkam ſie, daß von ihrem Wohlſtand dann die Lebensgefährtin mit Gewinn hätte, daß ſie nicht mehr zu knapſen und zu rechnen brauchte, wie auskommen in dem teuren Karlsbad.

Sie wickelte ſich feſter in ihr Cape und ging mit geſenktem Kopf, ganz in Zukunftsträume verſunken, dicht an der Häuſerreihe hin.

Da ſah ſie einen Schatten. Sie hatte das dunkle Gefühl, daß jemand grüßte. Sie blickte auf und fuhr zurück — Herr Richter.

Digitized by Google

Sie blieb in der Verwirrung stehen. Er zog den Hut nur kurz, bedacht bei dem Wind sein Haupt zu schützen:

— Verehrtes Fräulein, kann ich Sie nicht einmal einen Augenblick sprechen?

Sie war wie aus den Wolken gefallen:

— Bitte.

— Ich habe lange schon die Gelegenheit gesucht. Aber ich konnte doch nicht zu Ihnen kommen; Sie werden ja das begreifen nach der Mitteilung, die mir durch Fräulein Lenz geworden ist. Es war sehr bitter für mich.

Ida verstand nicht. Doch er blieb an ihrer Seite, und sie gingen nun, indem Herr Richter das Tempo angab, weil er schnell um die zugige Ecke kommen wollte, nebeneinander her. In der Nebenstraße war es windstill und beinahe kein Mensch zu sehen. Nun fuhr er fort:

— Wenn ein Mann in meinem Alter sich zu solch einem Schritt entschließt, so werden Sie einsehen, daß es sehr hart ist, zu finden, daß er sich geirrt hat. Mein Gott, in jungen Jahren, da tröstet man sich. Aber so viel Zeit habe ich am Ende nicht mehr. Und die Spannkraft hat so ein altes Herz auch nicht mehr. Ja, ja, Herz kann ich wohl sagen — Herz. Gewiß ist's keine lodernde Leidenschaft, aber es ist doch eine herzliche Achtung. Mein liebes Fräulein, ich bin mit mir zu Rate gegangen, ich meine sogar, ich darf wirklich von Zuneigung sprechen. Aber was ist da zu machen! Ich sehe ja ein, wenn Sie nicht wollen, kann ich alter Esel Ihnen doch nicht lästig fallen!

Digitized by Google

Sie war ſo erſtaunt, daß ſie beinahe gefragt hätte: Wer ſpricht denn davon, daß ich nicht will? Aber ſie ſagte nur:

— Ja, ich . . . nehmen Sie mir's nicht übel, ich verſtehe Sie nicht.

— Oh! oh! oh! Nachdem Sie mir das haben ſagen laſſen!

Jetzt blieb ſie wie angewurzelt ſtehen:

— Sagen laſſen?

— Nun durch Fräulein Henriette.

— Ich habe Ihnen doch nichts ſagen laſſen.

— Vielleicht nicht direkt. Aber Fräulein Henriette hat mir doch geſagt, ich brauchte mir gar keine Illuſionen zu machen.

Ida riß den Mund auf, ließ ihr Cape los und öffnete wie beſchwörend gegen ihn die Hände. Sie fragte:

— Meine Couſine hat Ihnen etwas geſagt? Aber . . . aber doch nicht in meinem Namen? Wir gehen uns gar nichts an, wir wohnen bloß zuſammen. Und ich kann jeden Tag ausziehen. Ich kann thun, was ich will, und werde thun, was ich will.

Auch Herr Richter riß den Mund auf:

— Das bezweifle ich ja nicht, daß Sie es können. Aber Fräulein Henriette hat mir's doch klar dargeſtellt. Warten Sie mal, das war ſo. Wiſſen Sie, wie ich mit Ihnen geſprochen hatte, da ging ich hinauf und war, ich kann wohl ſagen, ſehr glücklich, denn ich hatte gemeint, keinen ganz ungünſtigen Eindruck gemacht zu haben. Und da kommt Fräulein Henriette und bringt mir Blumen. Ich

Digitized by Google

— wundern Sie sich nicht — ich meinte schon, das wäre ein Einverständnis zwischen uns. Vielleicht wollten Sie es nicht gern selbst sagen, und die ältere Dame hätte die Liebenswürdigkeit, es zu übernehmen. Und ich lasse so ein paar Worte fallen. Da meint sie, nein, die Blumen kämen von ihr allein als Dank für die Obstsendung. Ich sage, die Obstsendung hätte ich aber an beide Damen gerichtet. Wissen Sie, ich bin immer rücksichtsvoll gewesen, ich konnte doch nicht sagen, daß ich auf der Reise eigentlich nur an Sie gedacht hatte. Es war doch nur vielleicht aus übertriebenem Zartgefühl, daß ich es gerade an Fräulein Henriette schickte. Daraus hätte man sogar entnehmen können, daß es eben Ihnen galt.

Ida unterbrach ihn hastig:

— Bitte, was hat Ihnen denn meine Cousine gesagt?

— Nun, ich habe ihr auseinandergesetzt, was ich mit Ihnen gesprochen hatte. Da — das war eine entsetzlich peinliche Scene, — denken Sie, ihr wurde nicht wohl, und ich mußte mein Mädchen rufen. Aber sie hat sich dann erholt und hat mir da in einer Weise den Standpunkt klar gemacht, wissen Sie, förmlich, als störte ich eine Ehe. Mein Gott, mein Gott, ich will doch nur Ruhe und Frieden haben! Sie hat gemeint, sie hätten sich zusammengethan fürs Leben, und Fräulein Ida dächte gar nicht daran und würde mich jedenfalls auslachen. Und wie ich in meinem Alter denn auf solche Ideen käme. Das ist am Ende nicht sehr angenehm, sich das sagen zu lassen. So alt bin ich ja schließlich doch nicht.

Dabei strich er sich den ergrauenden Schifferbart nach

Digitized by Google

vorn, denn er konnte sich nicht wie ein Junger den Schnurrbart aufdrehen. Dann nahm er den Hut ab und wischte sich den wie eine Billardkugel glänzenden Schädel.

Ida fand keine Worte für das, was ihre Lebensgefährtin ihr angethan. Und als ihr nun Herr Richter auseinandersetzte, was er während dieser schweren Zeit durchgemacht, begann der Ansturm auf ihre Nerven sich zu lösen, und sie weinte unter dem dicken Schleier Thränen über Thränen, die sich an dem Gewebe spannten wie Spinnweben, um endlich als Perlen hindurchzufallen.

Herr Richter wurde selbst so gerührt, daß er den Thränen nahe kam. Und er führte die weinende Dame in den nächsten Hausflur und strich ihr tröstend über die runden Wangen, daß die beiden älteren Leute dort standen wie ein junges verliebtes Paar.

9.

Als Ida heimkehrte, hatte sie nur eine Angst, sie möchte ihre Lebensgefährtin treffen. Sie huschte in das Haus, als träte sie nicht in ihre Wohnung, sondern in eine fremde. Und sobald sie in ihrem Zimmer stand, zog sie mit klopfendem Herzen die Thür zu, schloß ab und atmete tief auf.

Sie kämpfte mit sich, ob sie nicht sofort hinübergehen sollte, um die andere zur Rede zu stellen. Aber sie verschob es von Tag zu Tag. Und nun begann ein Thürspaltöffnen und Hinaushorchen, ob die andere sich regte,

Digitized by Google

ein Schleichen in Diebsmanier. Als vermittelndes Wesen pendelte das Mädchen zwischen ihnen hin und her, den Hauptvorteil aus der Lage ziehend. Denn Henriette war jetzt liebenswürdig gegen sie, weil sie den stillen Boten brauchte, um ihrer Lebensgefährtin die wenigen Sachen, die der gemeinsame Haushalt erforderte, sagen zu lassen. Das Mädchen aber nahm, der gespannten Lage Rechnung tragend, ein bitterernstes Gesicht an, wenn sie die Botschaft der einen und die Antwort der anderen überbrachte.

Ida ging gar nicht mehr aus. Sie saß entschlußlos in ihrem Zimmer, las von früh bis abends, und horchte auf die Schritte, die über ihr klangen; sehnsüchtig blickte sie hinaus, ob sie beim Lampenschein nicht etwa seinen Schatten auf die Straße hinausgeworfen sähe.

Da klopfte es eines Morgens ganz leise an der Thür, wie es sonst des derben Mädchens Art nicht war. Ida antwortete ebenso zaghaft, — denn jeder laute Lärm schien jetzt in der Wohnung verpönt:

— Marie, sind Sie es?

Das Mädchen trat ein und reichte mit einem Blinzeln, als mache es den Liebesboten, ein Briefchen hin.

Ida erkannte sofort die Handschrift, die sie von der Karte aus Bozen her sich eingeprägt. Sie legte den Brief gelassen auf den Tisch und that, als hätte es Zeit. Doch das Mädchen fragte:

— Ist Antwort?

Ida raffte alle Kraft zusammen, obgleich sie zitterte vor Erregung:

Digitized by Google

— Später. Ich werde klingeln.

Als das Mädchen gegangen war, riegelte Ida zu und riß den Brief auf. Sie las:

Mein sehr verehrtes Fräulein!

Nun sind mehrere Tage vergangen, und ich stehe noch immer im Ungewissen. Wollen Sie mich nicht aus meinen Zweifeln erlösen? Ich weiß, daß ich nichts zu bieten habe — ich bin nicht mehr jung (wiewohl noch ganz rüstig), aber ich könnte Ihnen — und nun wiederhole ich meine Worte — ein ruhiges, beschauliches Dasein bieten, das vielleicht, bis auf schöne Reisen, nicht allzusehr anders sein dürfte als Ihr jetziges Leben. Ich würde Ihnen jeden Wunsch an den Augen absehen, es sollte mein Bestreben sein, Sie glücklich zu machen. Und vergessen Sie eins nicht, dessen Wert eine einzelnstehende Dame vielleicht geneigt ist zu unterschätzen, ich biete Ihnen Stellung und Namen einer Frau und die Möglichkeit, ganz Ihren Wünschen zu leben.

Ich bange sehr, Sie möchten mir nicht geneigt sein. Ich habe in den letzten Tagen viel Schweres durchgemacht, indem ich mein Herz prüfte, ob ich recht daran thäte, den Wunsch zu haben (den man vielleicht als vermessen ansehen könnte), ein anderes Menschenschicksal an das meine zu fesseln.

Mein verehrtes, liebes Fräulein, ich würde begreifen, wenn Sie Bedenken trügen, Ihr Fräulein Cousine zu verlassen. Aber jeder ist seines Glückes Schmied! Und ich zweifle nicht, daß Fräulein Henriette, wenn an sie

Digitized by Google

eine Herzensfrage heranträte, die gleiche Entscheidung treffen dürfte.

Zögern Sie nicht länger, mich totunglücklich zu machen oder zum glücklichsten aller Menschen, als den die Ehre hat sich zu zeichnen

Ihr

stets ergebener

Emil Richter.

Ida hatte die Zeilen überflogen. Jetzt las sie sie ein-, zwei-, drei-, vier- und fünfmal, um sie ganz in sich aufzunehmen.

Er zog die Möglichkeit in Betracht, es könnte ihr schwer werden, sich von ihrer Lebensgefährtin zu trennen. Wie lieb! Aber er sprach mit keinem Worte davon, die Lebensgefährtin könnte sozusagen als dritte in den Bund aufgenommen werden. Das gefiel ihr. Mit ihrer Lebensgefährtin war sie fertig, die in Eigennutz sie hatte hindern wollen an ihrem Glück. Ja, die zwischen sie getreten war, sich an ihre Stelle zu schieben.

Und sie setzte sich sofort hin zur Antwort.

Der Brief wurde ihr schwer. Bei der Anrede schon blieb sie hängen. Endlich nach mehreren Versuchen hatte sie folgendes auf das Papier gesetzt in ihrer regelmäßigen, feinen Handschrift, die dem Schulheft eines Mädchens entnommen zu sein schien:

Sehr geehrter Herr!

Ich fühlte mich außer stande, sofort zu antworten. Es war nicht eine Rücksicht gegen meine Cousine, die

Digitized by Google

ſchlecht an mir gehandelt hat; wenn man ſich ſo hintergangen fühlt, iſt jede Rückſicht ausgeſchloſſen. Nein, es war, daß ich mich prüfen wollte bei dieſer unerwarteten Frage, die an mich herantrat. Sollte ich dem Bilde entſprechen, das ſie ſich gemacht haben von einem Mädchen, das die Ihre werden ſoll? Ich denke nicht hoch von mir, und ich bange und bange, ich möchte doch nicht die ſein, derer Sie bedürfen.

Ich muß es Ihnen bei dieſer Gelegenheit ſagen: ſchon als Sie uns erzählten, wie Sie zum beſtirnten Himmel aufblickten, fühlte ich, Sie ſind ein guter Menſch. Ich würde vertrauensvoll mein Schickſal in Ihre Hand legen, wenn ich Gewißheit hätte, über die entſetzliche Frage, die mich nicht zur Ruhe kommen läßt: Kann ich einem Manne wie Ihnen wirklich genügen?

Geben Sie mir darüber Gewißheit.

Hochachtungsvoll ergebenſt

Ida Kirſch.

Als ſie den Brief hinaufgeſchickt hatte und nun bangend und wartend daſaß, kam über ſie angeſichts der nahen Trennung ein weiches Gefühl. Die Scheidung von Henriette ſchien ihr ſicher. Sie hoffte, ſie erwartete — nein ſie wußte, er würde ihre Bedenken zerſtreuen, die nur das letzte Sträuben eines Mädchens waren. Sie zitterte davor, daß er etwa ſelbſt käme. Sie ſah ihn ſchon eintreten, die Arme öffnen, ſtumm ſtatt aller Antwort ſie an ſich ziehen.

Und dieſer Gedanke trieb ihr das Blut in die Wangen

Digitized by Google

und ſtimmte ſie weicher und weicher. Sie hätte es nicht über die Seele gebracht, die, mit der ſie über neun Jahre ihres Lebens geteilt, unverſöhnt, Groll im Herzen, allein drüben zu wiſſen.

Sie mußten ſich verſöhnen. Und das ſollte nicht nachher geſchehen, ſondern dem Mann ihrer Wahl mußte ſie ſagen können: ‚bange nicht, du haſt kein Schickſal zerſtört. Und wenn meiner bisherigen Lebensgefährtin auch die Thräne im Auge ſteht, ſo iſt es nur die der Freude über mein Glück.‘

Sie faßte ſich, zog ihre Kleidung zurecht und blickte noch flüchtig in den Spiegel, ob man ihr die Erregung anſähe. Dann ging ſie zur Thür, ſchlich über den Korridor, trat an Henriettens Zimmer und klopfte leiſe.

Drinnen antwortete eine ſcharfe Stimme:

— Wer iſt da?

— Henriette, ich bin's!

Es ſchwieg.

— Ich möchte gern mit dir ſprechen.

Keine Antwort.

— Henriette, ich bitte dich, mach' auf. Das kann doch unmöglich ſo weitergehen.

Da hörte ſie Schritte kommen, der Riegel glitt zurück, und ſie ſtand Henriette gegenüber.

Aber nun, wo ſie ihr in die Augen ſah, war alles wie weggeblaſen. Sie hatte nicht den Mut, der anderen gewiſſermaßen das Eheverſprechen zurückzugeben. Sie ſchluckte ſchwer, ſie ſpielte nervös mit den Händen, als Henriette ſcharf ſagte:

— Siehſt du ein, daß du unrecht thuſt?

Digitized by Google

Das weckte Ida auf:

— Unrecht? Wieſo?

— Nun dieſe ganze Art, daß wir nicht mehr miteinander ſprechen, daß wir getrennt eſſen, daß wir nicht mehr zuſammen leben! Es freut mich, daß du es einſiehſt. Und da will ich meinetwegen auch alles vergeſſen, was du mir angethan haſt.

In Ida kochte die Empörung, ihre Augen leuchteten, ſie ballte die kleinen Fäuſte, und bei jedem Satze ſtraffte ſie die Arme, daß ihre ganze rundliche Geſtalt zitterte:

— Von Unrecht redeſt du, von Vergeben? Ich weiß, auf welcher Seite das Unrecht iſt, und wer vergeben muß. Ich will vergeben, — dazu bin ich hier. Ich will es dir nicht anrechnen, daß du verſucht haſt, mir mein Glück zu ſtehlen. Es ſoll alles vergeſſen ſein. Ich bin gekommen zur Verſöhnung. Ich bin gekommen, um dir zu ſagen, daß unſer Schickſal ſich allerdings ändern wird, wie es ſich jetzt ſchon geändert hatte. Ich werde heiraten.

Henriette wich ein paar Schritte zurück:

— Hei . . . raten!

Im ſelben Augenblick ſpitzten ſich ihre Lippen, und ſie meinte wegwerfend:

— Und wen denn?

Da wurden die Damen unterbrochen: es klopfte. Das Mädchen trat ein mit einem Brief. Ida riß den Umſchlag auf, während Henriette ſprachlos daſtand. Ida las:

Meine geliebte Ida! Ich komme in einer Viertelſtunde, mein Glück zu empfangen.

Emil.

Digitized by Google

Ohne ein Wort der Erwiderung reichte Ida ihrer Lebensgefährtin den Brief.

Die überflog ihn, ließ ihn statt aller Antwort zu Boden fallen, lachte plötzlich laut auf, und während Ida sich bückte, ihren Brief aufzuheben, rief sie, indem sie mit verzerrten Zügen einen lächerlich tiefen Knix machte:

— Ich gratuliere! Ich gratuliere! Das hast du ja fein eingefädelt.

Dann setzte sie sich ans Fenster, nahm die Sonntagsbeilage ihres Blattes und that mit wippendem Fuß, zusammengekniffenen Lippen, mit einem Mal noch gelber und dunkler als sonst, krampfhaft, als wäre sie tief ins Lesen versunken.

Ida atmete tief. Daß Henriette den Brief fortgeworfen, kränkte sie am meisten. Sie zog die Augenbrauen in die Höhe, mit ihnen die Achseln, machte nach seitwärts eine tragische Gebärde und rief:

— Wir werden uns noch sprechen!

Dann ging sie in das Wohnzimmer, denn jeden Augenblick konnte ihr Verlobter kommen.

Dort lief sie auf und nieder, immer den Brief in der Hand. Ab und zu blieb sie stehen, las die paar Zeilen, und ein Jubel überkam sie. Es schien ihr zu viel des Glücks. Sie hielt so wenig von sich, daß sie fürchtete, ihm nicht zu genügen. Dann kam wieder die Erinnerung an die Lebensgefährtin nebenan. Und sie legte das Ohr an die dünne Wand und lauschte, als müßte sie drinnen Thränen und Verzweiflungsausbrüche hören.

Es war alles still. Sie strengte krampfhaft ihr Gehör an. — Alles schwieg.

Digitized by Google

Und abermals ſiegte ihre weiche Natur. Sie verſtand die Lebensgefährtin, die vor ſich nur ein Scheitern ihrer ganzen Exiſtenz ſah. Sie waren nun bald zehn Jahr verheiratet geweſen, wenn man ſo ſagen durfte; Henriette hatte gemeint, ſie, die Kränkliche, würde einen treuen Lebensgefährten haben an dem anderen Teil. Die Hoffnung ging zu Schanden.

Die nicht glänzenden Verhältniſſe der beiden waren günſtiger, wenn Zwei zuſammen wohnten, aßen, lebten. Das hörte auf. Sie mußte ſich jetzt allein durchſchlagen.

Henriette hatte keine Verwandten, faſt keinen Verkehr, war ganz auf ihre Lebensgefährtin angewieſen. Nun ſollte ſie mit einem Mal allein ſtehen!

Je mehr Ida ſich überlegte, was ſie der Anderen nahm, deſto feſter ward ſie in dem Gedanken: Sie würden weiterleben in ähnlicher Gemeinſchaft, im ſelben Hauſe. Sie würde mit ihnen reiſen, mit ihnen kleine und große Freuden teilen. Ida wollte alles thun, ihrer Lebensgefährtin Wunde zu ſchließen. Und gewiß würde er, auf den ſie wartete, der gut und verſtändig war, ihr dazu helfen.

Das ſollte die erſte Bitte ſein, die ſie dem Verlobten vortrug.

Darüber wurden ihre Züge heiter, ihr leichtes, fröhliches Temperament kehrte zurück. Sie ging an den ſchmalen Pfeilerſpiegel zwiſchen den Fenſtern, tupfte ſich mit dem Taſchentuch die Lider, ſtrich ſich das Haar zurecht. Und da ſah ſie ein rundes, leuchtendes Geſicht, aus deſſen Augen Glück ſtrahlte — das rechte Antlitz einer eben Verlobten.

Digitized by Google

Es klingelte. Sie wendete sich herum, um nicht vor dem Spiegel gesehen zu werden. Einen Augenblick später kam das Mädchen:

— Herr Richter möchte das gnädige Fräulein sprechen.

— Ich lasse bitten.

Sie blieb in der Mitte des Zimmers zwischen den Fenstern stehen, indem sich im Spiegel ihre Gestalt abmalte, jetzt um Jahre jünger und elastischer. Sie wartete auf ihn mit ihrer demütigen, bescheidenen Altjungfernseele, sie wartete auf ein Glück, das sie als Mädchen rosenrot, in den langsam gehenden Jahren feurig glühend geträumt, und das jetzt zu ihr trat: ein freundlicher, stiller, milder Sommerabend.

10.

Über die bevorstehende Ehe war zwischen den Lebensgefährtinnen nicht die Rede.

Ida suchte entgegenzukommen, denn sie ward treulos.

So näherte sie sich ihrer Cousine und ließ sich deren Schroffheiten ruhig gefallen.

Das Leben der Damen wurde erträglicher. Auf Idas Vorschlag aßen sie wieder gemeinsam, und sie mühte sich krampfhaft, die Unterhaltung in Gang zu bringen.

Doch der Braut Gedanken weilten immer bei ihrer Zukunft. Und es hätte ihr die Zunge gekostet, wenn sie nicht ab und zu ihrem überströmenden Empfinden Luft gemacht hätte. Aber jedesmal, wenn sie von ihrem Bräu-

Digitized by Google

tigam begann, verſtummte Henriette und ſprach den ganzen Tag über nicht mehr ein einziges Wort.

Ida ertrug alles, denn der Zuſtand würde ja doch nicht mehr lange dauern: Sie hatten über den Zeitpunkt der Ehe geſprochen. Herr Richter meinte mit einem bedeutungsvollen Blick:

— In meinem Alter hat man nicht mehr viel Zeit zu verlieren.

Er hatte das m e i n betont, aber ſie fühlte ähnlich. Sie hatte ſo viele Jahre nicht mehr daran gedacht, einmal Frau werden zu können, daß ſie ſich alt fühlte, unendlich alt. Und doch in ihrem Glück ſchien ſie um Jahre verjüngt.

Ein paar Kaufleute, bei denen ſie ihre Ausſtattung beſorgte, ſagten ihr Artigkeiten über ihr Ausſehen.

Sie aber ſchämte ſich faſt, all die Gegenſtände zu kaufen, die auf eine Veränderung in ihrem Leben ſchließen ließen.

Ein paar Sachen gab es, die Herr Richter nicht allein anſchaffen wollte. Sie mußte mit. Sie fragte ſich, ob das ſchicklich ſei. Sie hätte gern ihre Lebensgefährtin aufgefordert, ſie zu begleiten, denn ſie beſaß doch keinen Angehörigen ſonſt auf der Welt. Aber das ging nicht. Und mit klopfendem Herzen entſchloß ſie ſich, allein mit ihm zu gehen.

Das war ein großer Tag. Er holte ſie ab und trug einen Cylinder. Als ſie fortgingen, ſuchte Ida möglichſt wenig Geräuſch zu machen, als fürchte ſie eine Auseinanderſetzung mit ihrer Lebensgefährtin. Doch als die

Digitized by Google

beiden die Straße hinabgingen an einem kühlen Herbsttag, an dem der Wind die Blätter zusammenwirbelte, öffnete sich richtig, als sie das Haus verließen, Henriettens Fenster, und deren gelbes Gesicht schaute ihnen nach.

Herr Richter fragte sie nach allen ihren Wünschen und sagte, indem er so nahe neben ihr ging, daß ihre Arme sich streiften:

— Ich möchte dir doch einmal aussprechen, wie unendlich glücklich ich bin.

Ein Strahlen flog über ihr Gesicht. Aber er beruhigte sich dabei nicht, sondern bat:

— Du hast mir noch nie gesagt, ob du dich denn freust, daß wir noch zusammenkommen.

In einer Anwandlung von fast mädchenhafter Scham antwortete sie nur, indem ihr immer noch das du sauer ward:

— Du mußt nicht so fragen.

Dann gingen sie würdig, die Pflichten ihres Alters wiederfindend, nebeneinander her die Straße hinab. An den Schaufenstern blieben sie stehen. Er zog sein Notizbuch und sagte, dies würde ihnen noch fehlen und jenes und besprach mit ihr jedes einzelne Stück. Was erledigt war, wurde ausgestrichen. So kam allmählich in ihre Beziehungen etwas Geschäftsmäßiges, so daß sie alle Verlegenheit überwand.

Als sie im ersten Laden gewesen waren, gingen sie weiter, als hätten sie nie etwas anderes gethan. Es schien den Leuten ganz gleichgiltig zu sein, zu welchem Zweck die Sachen gekauft wurden. Ida fand alles viel zu schön,

Digitized by Google

zu teuer. Aber er ſagte nur mit der Freude des Mannes, der ſeiner Auserwählten auch etwas bieten kann:

— Wenn es mir nun Spaß macht! Es ſoll alles ſchön ſein, ich will, daß du dich glücklich fühlſt.

Sie wollte ihre Mädchenmöbel, die Stücke ihrer elterlichen Erbſchaft gern mitnehmen in der Erinnerung an Kindheit und Jugend, aber nicht minder in dem Gefühl, daß ſie auch etwas beſaß. Doch da ſagte er etwas, dem ſie gerührt beiſtimmen mußte:

— Laſſen wir alles ſtehen wie es iſt. Es bleibt dir ja doch. Und denke dir die arme Henriette! (er ſchien ſie jetzt ſchon als Verwandte zu betrachten). Was ſollte die denn machen in der Wohnung, wo ein Stück um das andere fehlt.

Als ſie heimkehrten, lugte wiederum aus dem Parterre-fenſter der Kopf. Er verſchwand, als das Paar ſich dem Hauſe näherte.

Herr Richter brachte ſeine Verlobte bis an die Flurthür. Sie wollte ihm die Hand reichen, doch er legte den Arm auf ihre Schulter und drückte ihr einen Kuß je auf eine Wange. Ida floh in ihre Wohnung, als hätte man ſie im Flur ſehen können.

Dann ging ſie in ihre Stube, legte ſchottiſches Cape und Hut ab und eilte zum Zimmer der Lebensgefährtin hinüber, die ſie ſo lange allein gelaſſen. Aber ſie fand Henriettens Thür verſchloſſen, und auf ihr Klopfen kam keine Antwort.

Am 27. November ſollte die Hochzeit ſein. Sie würde nicht groß werden — auch Herr Richter beſaß keine

Digitized by Google

Verwandten — nur seinen Freund, Weinhändler Redlich mit Frau, wollte er einladen und dazu zwei Herren vom Stammtisch.

Daß Henriette mitging, erschien selbstverständlich, denn von der Braut Seite mußte doch jemand dabei sein. Aber Ida verschob die Einladung von Tag zu Tag. Sie fürchtete sich vor der Szene. Endlich ging es aber nicht anders. Es mußte doch auch für ein passendes Kleid, und wenn es noch so einfach wäre, Sorge getragen werden. Drum sagte sie eines Tages bei Tisch, als das Mädchen das Fleisch hingesetzt hatte und nun nicht wieder erscheinen würde, bis die Damen klingelten:

— Ich habe eine große Bitte.

Henriette blickte auf.

— Du weißt, am siebenundzwanzigsten . . .

Henriette kniff die Augen zusammen und machte ein böses Gesicht.

— Kurz, an meinem Hochzeitstag . . .

Sie streckte über den Tisch ihrer Cousine die Hand entgegen, ließ sie offen auf dem Tischtuch liegen und bat:

— Wollen wir nicht alles vergessen sein lassen, meine liebe, liebe Henriette? Wenn ich jemals dir etwas zuleide gethan habe, so bitte ich dich herzlich um Verzeihung. Lassen wir alles Böse hinter uns. Wir haben nun fast zehn Jahre so glücklich miteinander gelebt.

Da unterbrach sie Henriette:

— Ja, nicht wahr! Und jetzt soll es plötzlich aus sein.

— Aber Henriette, es geht doch nicht anders. Und ich habe schon mit ihm ausgemacht, wir wollen dich auf-

Digitized by Google

nehmen, wie eine Schweſter. Du ſollſt ganz mit uns ſein. Er verehrt dich ſo . . . .

Da ſtand die alte Jungfer auf, während noch immer die offene, rundliche, kleine Hand ihrer Couſine auf dem Tiſchtuch wartete, ſtotterte etwas, kämpfte mit den Worten und platzte heraus:

— Ich danke für die Verehrung. Ich will keine Gnade. Wenn man hätte . . . wenn man hätte . . . Ich will dir mal was ſagen: Wer Kaiſer hätte ſein können, mag nicht König werden. Und wenn du nicht Zartgefühl genug haſt, ſo was zu verſtehen, ſo thut mir das ſehr leid. Wir trennen uns ja ſo wie ſo. Aber auf eure Gnade bin ich nicht angewieſen. Ich will nicht in der Ecke am Ofen ſitzen wie ſo ein altes Mütterchen, und mich wärmen dürfen, weil ich ſelbſt keine Kohlen habe. Ich habe Kohlen, und ich brenne ſie auch. Und wenn wir es bis jetzt zuſammen gemacht haben, ſo mache ich es fortan allein. Das iſt überhaupt viel beſſer für mich, da habe ich Frieden und kann machen, was ich will, und werde nicht immer durch jemand anderes beſchränkt. Und du wirſt noch ſehen, wie es iſt, von einem anderen Willen abhängig zu ſein und nichts ſagen zu dürfen. Du wirſt das noch bitter bereuen, das kann ich dir ſagen, du wirſt noch heiße Thränen vergießen, und Gott wird an dir heimſuchen, was du an mir gethan haſt. Ich brauche eure Gaſtfreundſchaft nicht. Eure . . . eure . . . ha! . . . eure Gnade und Barmherzigkeit. Ich brauche von keinem Menſchen Gnade. Ich werde allein leben und werde mich allein durchſchlagen, — und am Ende, wenn bloß Einer ißt, wird das auch vorteil-

Digitized by Google

hafter für mich ſein, und ich werde viel beſſer auskommen mit meinem Geld. Und für alles, was von dieſem — dieſem — na, dieſem Herrn ſagen wir einmal, kommt, da danke ich ſchön. Ich puſte dir was. — Mach du deine Hochzeit! Mich gehſt du überhaupt nichts an, — ich bin nicht gewöhnt, fünftes Rad am Wagen zu ſein.

Damit lief ſie hinaus, ohne fertig zu eſſen, und ſchlug dröhnend die Thür zu.

Ida erzählte, was geſchehen, ihrem Bräutigam. Der begriff es nicht, er habe doch Henriette nie etwas gethan. Aber die Meinungsverſchiedenheit beunruhigte ſein gutes Herz, und als er wußte, daß Ida ausgegangen war, um die letzten Beſorgungen zu treffen, ließ er ſich bei Henriette melden. Sie wollte ihn nicht empfangen. Nun ſchrieb er ihr einen Brief, worin er ſich ihr gewiſſermaßen als Bruder antrug, ihr eine Stelle bot an ſeinem zukünftigen Herd, und verſprach alles zu thun, um ihr den Verluſt zu erſetzen, den ſie durch ihn erlitte. Am Schluß bat er ſie dringend, ihnen durch ihre Gegenwart das Feſt erſt wirklich zur Freude zu geſtalten.

Kurz darauf kam Henriettens Antwort:

Sehr geehrter Herr!

Bei meinem zurückgezogenen Leben habe ich die Freude an rauſchenden Feſten und Vergnügungen ſolcher Art verloren und zwingt mich mein Geſundheitszuſtand alle Extravaganzen zu meiden.

Hochachtend

Henriette Lenz, Privata.

Digitized by Google

Damit war wenigstens die Angelegenheit geklärt, und es ward kein Versuch mehr gemacht, die Gekränkte umzustimmen.

Der Polterabend wurde in einem Einzelzimmer des ersten Stockes in der Weinhandlung Redlich gefeiert.

Es war ein Abendessen vorgesehen mit „hochfeinem Menu", wie Herr Richter gesagt. Teilnehmer waren nur das befreundete Ehepaar, Hoflieferant Stümke und Justizrat Wetzlich, die beiden Herren vom Stammtisch.

Ida hatte ein schwarzseidenes Kleid angezogen, das ihr Bräutigam in zarter Aufmerksamkeit ihr geschenkt. Die Stunde nahte, zu der Herr Richter sie abholen sollte. Ein Mietwagen stand schon vor der Thür. Am Wagenschlag wartete der Diener mit weißen, baumwollenen Handschuhen und glättete den Cylinder, indem er ab und zu einen Blick in den Hausflur warf. Da überkam Ida ein so banges Gefühl, daß sie meinte, es nicht übers Herz bringen zu können, ohne ihre Lebensgefährtin davonzufahren. Sie wollte noch einen letzten Versuch machen. Aber wieder fand sie die Thür verschlossen und erhielt keine Antwort.

Da klingelte es auch schon, Herr Richter erschien. Man sah unter seinem Überzieher im Knopfloch des schwarzen Rockes ein riesiges, weißes Chrysanthemum.

Ida gab sich einen Stoß. Er bot ihr den Arm, und sie gingen die paar Stufen hinab an den Wagen. Der Diener öffnete den Schlag, und sie stiegen ein.

Dann fuhr der Wagen davon.

Im Restaurant Redlich waren die anderen bereits versammelt. Ida hatte sie zwar schon kennen gelernt,

Digitized by Google

doch der Augenblick des Eintritts erschien ihr unüberwindlich.

Heller Lichterglanz blendete, als die Thüren sich öffneten, wo schon die vier Eingeladenen, die Herren im Bratenrock warteten, Frau Redlich gleichfalls in einem schwarzseidenen Kleid mit weißer Spitze an Hals und Ärmeln.

Sie kam Ida sofort entgegen, reichte ihr beide Hände, und nach einem Augenblick Zögern, in dem beide nicht recht wußten, ob sie es thun sollten oder nicht, begrüßten sie sich durch einen Kuß.

Erst dann kamen die Herren an die Reihe. Alle drei etwa in Herrn Richters Alter. Herr Redlich ihm auch äußerlich nicht unähnlich durch ein glattrasiertes Gesicht, einen grauen Backenbart und eine weiße Weste mit noch etwas ausgesprochenerer Wölbung denn sein Freund. Statt der Blume im Knopfloch trug er das eiserne Kreuz und eine Kriegsdenkmünze.

Der nächste war Hoflieferant Stümke mit rotgrauem, mächtigem Schnurrbart, roten, struppigen Augenbrauen und großen, sommersprossigen Händen. Endlich Justizrat Wetzlich, ein schlanker Herr mit goldener Brille und kurzem, weißem Vollbart.

Ehe das Souper begann, wurde sozusagen Cercle gemacht. Man redete über das Wetter, das Zimmer, in dem die Tafel gedeckt stand, wurde sehr passend und reizend gefunden. Der Hoflieferant fragte Ida nach Henriette. Aber ein Zeichen des Bräutigams ließ ihn den Satz in der Mitte abbrechen. Ida jedoch antwortete kurz:

Digitized by Google

— Meine Couſine fühlt ſich nicht ganz wohl.

Eine Verlegenheitspauſe entſtand, aber es ging bald darauf zu Tiſch.

In der Mitte ſaß das Brautpaar. Und ſchnell wurde die Unterhaltung angeregt, denn Weinhändler Redlich wie Hoflieferant Stümke und Juſtizrat Wetzlich waren alle drei durch ihren Beruf die Beredſamkeit gewöhnt.

Ida ſchwieg. Für ſie war das eine zu neue Welt. Doch die anderen rechneten es ihr als eine Befangenheit an, die ihr angeſichts der Lage ſehr gut ſtünde.

Frau Redlich erleichterte Ida den Anfang, indem ſie von den verſchiedenen Einkäufen für den Haushalt ſprach. Die Braut ſuchte ihre Küchenkenntniſſe zu beweiſen, obgleich ſie nicht bedeutend waren, denn ſie hatte ſich in den letzten zehn Jahren um den Haushalt nicht mehr kümmern dürfen.

Es gab eine Menge Gänge, zu jedem einen anderen Wein. Die Herren befanden ſich bald in Stimmung. Der Hoflieferant, dem der Schalk im Nacken ſaß, fragte ab und zu, wohin die Hochzeitsreiſe ginge. Doch da ward ein allgemeines „Pſt!“ gehört. Aber als hätte er es vollkommen vergeſſen, begann er nach ein paar Minuten wiederum zu fragen.

Die Reiſe hatte Ida ganz ihrem Bräutigam überlaſſen. Sie ſollte nicht lange dauern, aber vierzehn Tage nach Oberitalien waren doch vorgeſehen.

Ida fand ſich allmählich in ihre Rolle. Sie hatte das Gefühl, als müſſe ſie ſich vor den Freunden ihres zukünftigen Mannes in gutem Licht zeigen, denn ſie

Digitized by Google

fürchtete in ihrer Bescheidenheit, sie möchten seine Wahl nicht glücklich finden.

Sie brauchte nicht viel von Eigenem zu geben: der Hoflieferant wie der Justizrat und Herr Redlich nicht minder unterhielten sie, so daß sie, obgleich sie eigentlich nur nein und ja sagte, das Gefühl hatte, als könne sie auch eine Unterhaltung führen.

Herr Richter erkundigte sich heute als Wirt nach jeder Einzelheit, fragte immer den Kellner, ob der nächste Gang schon bereit sei, und schien zu leiten, obgleich das Personal jede Antwort mit der Bemerkung schloß:

— Ich werde Herrn Redlich fragen.

Dieser war auch eigentlich der Leiter. Er machte aufmerksam auf die Güte der Speisen, lobte selbst seine Weinchen, erzählte, wie er diesen und jenen nur durch besondere Connexionen erhalten.

Da stand der Hoflieferant auf und hielt eine Rede im Namen des Stammtisches auf den scheidenden Kollegen, dem sie eigentlich zürnen müßten, daß er den Junggesellenstaub von den Füßen geschüttelt, dem sie aber doch wiederum nicht böse sein könnten, da er eine so glückliche Wahl getroffen.

Ida, die sich nie in ihrem Leben im Mittelpunkt des Interesses gesehen hatte, senkte beschämt die Augen.

Der Hoflieferant endigte, wie vorauszusehen, nach verschiedenen Seitensprüngen mit einem Hoch auf das Brautpaar.

Die Gesellschaft erhob sich. Der Champagner schäumte in den Kelchen, die aneinander klirrten, und ein etwas dünnes, ein ganz klein wenig gezwungenes Hoch erklang

Digitized by Google

das erſte Mal aus aller Munde, das zweite Mal nur vom Wirt, vom Juſtizrat und dem Hoflieferanten wiederholt, das dritte Mal ganz allein, aber dafür deſto energiſcher aus des Redners Munde.

Man ſetzte ſich. Und dabei hakte Idas Ärmel an ihr Glas. Es fiel um und zerbrach. Sie war ſo erſchrocken, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Ein böſes Zeichen — Scherben, noch ehe der Bund geſchloſſen.

Im erſten Augenblick half niemand darüber hinweg. Endlich aber fand Hoflieferant Stümke mit Geiſtesgegenwart das rechte Wort:

— Das iſt, mein verehrtes gnädiges Fräulein, das Glas Ihrer Fräulein Schweſter — Pardon, Couſine geweſen. Sie ſoll ja etwas zürnen. Na, und das kommt dann davon. Aber bei Ihnen giebt's bloß Glück, nachdem die Scherben aus der Welt geſchafft worden ſind.

Schnell hatte ihm der Kellner ein anderes Glas gebracht, das er in der Eile vollgoß, bis es überlief. Er reichte es der Braut und ſagte:

— Nun müſſen Sie trinken. Das andere war die Vergangenheit, jetzt kommen Sie und Ihr Glück. Proſt! Die angehende junge Frau ſoll leben. Hoch!

Und wieder ſtand die Geſellſchaft auf. Abermals klang in drei Abſtufungen ein Hoch. Herr Richter war ſehr gerührt und ging eigens um den Tiſch, um mit dem Retter in der Not anzuſtoßen.

Während der Tafel verſchwand Herr Redlich ein paarmal, weil er unten nach ſeinen Gäſten ſehen mußte. Frau Redlich benutzte die Gelegenheit, ſtand auf, mit der

Digitized by Google

Serviette in der Hand, lief um den Tisch und jetzte sich neben Ida. Die Zungen waren gelöst, die beiden Damen hatten sich tausend und tausend Dinge zu sagen.

Der Justizrat, der bisher ganz still dagesessen, strich sich den weißen Bart, machte ein listiges Gesicht und sagte seinem Freund Richter über den Tisch:

— Nun, Emil, aber eins haben wir noch gar nicht gesehen. Das wollen wir doch auch erleben. Du mußt deinem Fräulein Braut einmal einen Kuß geben.

Er fühlte sich geschmeichelt. Ida aber wurde tödlich verlegen. Doch kurz entschlossen faßte er sie um den Hals. Sie sträubte sich, während Frau Redlich sagte:

— Das ist reizend!

Endlich drückte Herr Richter der errötenden Braut einen Kuß auf die Stirn wie ein guter Vater.

Das Fest dauerte ziemlich lange. Ida war todmüde, ihr fielen fast die Augen zu. Auch der Bräutigam wäre am liebsten nach Haus gegangen, denn morgen stand ihnen noch ein Tag bevor, der zeitig anfing. Aber die Freunde ließen das Paar nicht los. Frau Redlich erzählte Ida ununterbrochen von ihrem eigenen Hochzeitstag und mit wispernder Vertraulichkeit von all den Veränderungen, die der Beginn des Lebens einer jungen Frau mit sich brächte.

Der Hoflieferant hatte sich ein wenig die Nase begossen und beichtete Mordsgeschichten aus seiner Jugendzeit, als er noch für dasselbe Geschäft gereist, dessen Inhaber er jetzt war; Geschichten, nach denen man hätte glauben können, er sei so etwas wie ein Wiedererwecker entschlafenen Humors in deutschen Landen gewesen.

Auf den Juſtizrat hatte der Champagner auch gewirkt. Doch er war einſilbig geworden, und zwiſchen den Scherzen des Kaufmanns ſetze er ſich eng an ſeines alten Freundes Richter Seite, legte ihm zärtlich den Arm um den Hals und flüſterte ihm zu, als wären ſie zwei kleine Mädchen, die ſich beim Verlaſſen der Penſion vielleicht aufs Leben trennen müßten:

— Mein guter, lieber, alter Emil, du gehſt nun auch und wirſt nun auch heiraten, und wirſt ein Eheknecht, 's iſt wirklich ein Jammer. Und was wird man von dir noch haben? Deine alten Freunde vergißt du nun ja doch bald.

Herr Richter aber, den der Gedanke an dieſen wichtigen Schritt und auch einige Gläſer Weines weicher geſtimmt, klopfte freundlich den Juſtizrat auf den Rücken:

— Mein Alter, wir bleiben wie wir ſind, da hab' mal keine Bange.

Herrn Redlich machte der Wein kaum mehr Eindruck. Er hatte ſich als Dritter daneben geſetzt, ſteckte den Kopf dazwiſchen und fragte, indem er ſich das violette Kinn rieb, daß es kniſterte:

— Nun hör' mal, Richter. Du kannſt's uns doch im Vertrauen ſagen, wo ſoll denn die Reiſe hingehen?

Herr Richter hatte ſich geſchworen, darüber nicht zu ſprechen. Aber er wurde plötzlich mitteilſam und tuſchelte den beiden zu, indem er einen zärtlichen Seitenblick auf Ida warf:

— Nach München. Und dann nach Bozen. Daran haften liebe Erinnerungen.

Nun beugte er ſich ganz vor, um ſeine Braut zu

Digitized by Google

sehen. Sie blickte ihn gerade an, und die beiden nickten sich eine ganze Weile zu, so daß der Justizrat hinter seines Freundes Rücken zu Herrn Redlich kopfschüttelnd sagte:

— Er kennt uns gar nicht mehr. Ja ja, so geht's.

Aber bald trat ein Rückschlag in der Stimmung ein. Frau Redlich schwieg, indem sie nur ein paarmal vor sich hin brummte:

— Jaja — — jaja.

Der Hoflieferant wußte keine neuen Streiche aus seinen Jugendjahren mehr, der Justizrat war ganz traurig geworden. Herr Redlich verschwand, weil eine Gesellschaft, die einen nie verlangten Schloßabzug haben wollte, nach ihm geschickt hatte.

Da erhob sich denn Herr Richter, trat zu seiner Braut und neigte sich zu ihr:

— Meine liebe Ida, wäre es nicht besser, nach Haus zu gehen?

Sie blickte ihn mit schweren Augenlidern an. Es war schon ein Uhr, und so spät meinte sie, noch nie zu Bett gegangen zu sein. Sie hob die sinkenden Wimpern und sagte mit ganz schlaffen Zügen, nachgebend, wie in Vorbereitung auf die Ehe, dem Willen des Herrn und Meisters:

— Ganz wie du meinst. Meinetwegen ja nicht, ich bin nicht müde.

Er strich ihr über das Haar, glückselig, solch ein schmiegsames Geschöpf nun bald sein eigen zu nennen. Und er machte ein kleines Scherzchen und flüsterte ihr zu:

— Man sieht es ja.

Digitized by Google

Jetzt ward es Ernst, sie brachen auf. Frau Redlich bestand darauf, das Brautpaar zu begleiten; da sie jedoch nicht allein heimkehren sollte, schloß sich der Hoflieferant an. Herr Redlich mußte im Geschäft bleiben, und der Justizrat schlich sich in Vorahnung kommender Vereinsamung allein nach Haus.

Die Straßen waren menschenleer. Die vier gingen langsam ihres Weges, hinten Herr Richter und Frau Redlich, voraus die Braut mit dem Hoflieferanten.

Er erschöpfte sich in Liebenswürdigkeiten und machte der Braut seines Freundes dermaßen den Hof, indem er ab und zu auf dem Pflaster mit den Füßen scharrend sich leicht gegen sie verneigte und um sie herum wippte, wie eine große Bachstelze, daß Herr Richter eifersüchtig ein paar Mal unwillkürlich zuhören wollte und die Unterhaltung mit Frau Redlich abbrach.

Aber alles fand sein Ende, und sie kamen bald in die Nähe des Hauses.

Den ganzen Abend über hatte Ida an ihre Lebensgefährtin nicht mehr gedacht. Sie war so beschäftigt mit dem eigenen Schicksal, sie mußte den Geist anspannen, um auf alles zu hören, die rechte Antwort zu geben und sich angemessen zu benehmen. Nun fiel ihr der Gedanke an Henriette wie Centnergewicht auf die Seele.

Sie blickte wehmütig hinüber nach dem Hause, dessen vorspringendes Dach schon zu unterscheiden war. Es lag stumm und ruhig da, wie die einsame Straße zur vorgeschrittenen Nachtstunde.

Da war es ihr, als sähe sie an Henriettens Fenster

Digitized by Google

etwas Dunkles. Sie blickte genauer hin, und unterschied die verlassene Lebensgefährtin, eingemummt in einen Shawl wie ein Gespenst in der Fensteröffnung, hinausschauend auf die verlassene Straße.

Sie kamen immer näher, Henriette rührte sich nicht. In der Gesellschaft von vier Menschen vermutete sie offenbar Ida nicht. Vielleicht dachte sie, sie würde heimkehren Arm in Arm allein mit dem Verlobten, unpassend, vorzeitig ihr Glück genießend.

Ida war verstummt. Der Hoflieferant erzählte unausgesetzt und blähte sich wie ein Truthahn, der nichts hört, wenn er kollert.

Da wich die Gestalt am Fenster zurück, und als die Gesellschaft schon beinahe am Haus war, fiel raschelnd die Jalousie herab, so daß Frau Redlich hinten rief, indem sie die rechte Hand aufs Herz preßte:

— Herrgott, Herrgott! bin ich erschrocken.

Herr Richter schien nichts bemerkt zu haben. Er schloß das Haus auf, und die drei begleiteten Ida bis an ihre Thür. Dann wendete sich der Hoflieferant und Frau Redlich zur Seite. Herr Richter legte gerührt seine Wange an die Idas, dann gaben sie sich wie zwei gute Freunde die Hand, und er sagte:

— Also Glück und Segen. Gute Nacht, meine Liebe! Herzlich gute Nacht!

Der Hoflieferant strich sich den weiß-rötlichen Schnurrbart und meinte mit leichter Verbeugung:

— Morgen eine Treppe höher.

Die Braut aber schloß die Thür auf. Doch es ging

nicht. Nur ein Spalt öffnete ſich: die Sicherheitskette war innen vorgelegt.

Im erſten Augenblick wußte Ida nicht, was das bedeuten ſollte, dann aber ahnte ſie darin Henriettens Hand.

Es wurde beratſchlagt, was zu thun ſei. Aber es gab ja keine andere Löſung, als klingeln. Und während Ida nun wartete, bis das Mädchen öffnete, ſtanden ſie im dunklen Flur.

Niemand that auf.

Da kam der Hoflieferant auf einen Gedanken. Er zog eine Schachtel mit dicken Wachszündhölzchen aus der Taſche, rieb an, ließ das Wachs auf einen Wandvorſprung im Flur, der zwei Säulen trug, tropfen und klebte eines der winzigen Kerzchen nach dem anderen auf, daß es faſt ausſah wie eine Geburtstagsfeier.

Bei dem Lichtſchein gewahrte die Geſellſchaft an der Thür der beiden Lebensgefährtinnen mit Siegellack an den vier Ecken befeſtigt ein Stück Papier. Und Ida las beim Schein der kleinen Wachshölzchen:

„Das Mädchen iſt bis morgen beurlaubt. Ich habe bis zwölf Uhr gewartet.“ — —

Ida wich zurück. Sie begriff, was ihr die Lebensgefährtin hatte anthun wollen. Doch der Hoflieferant ließ ſich nicht ſo leicht werfen. Er trat an die elektriſche Glocke und begann ein fürchterliches Läuten, daß es in dem Korridor ſchallte, im Treppenhaus das Bimmeln bis ans Dach zu ſteigen ſchien, und endlich Herr Richter ihm entſetzt in den Arm fiel, indem ſeine Hauswirtsſeele erwachte:

Digitized by Google

— Aber Stümke! Um Gotteswillen, was ſollen denn meine Mieter denken!

Die Glocke ſchwieg, ein Echo tönte nach. Und es war ihnen allen, obgleich kein Laut mehr klang, als klingelte es noch immer weiter.

Aber drinnen rührte ſich nichts. Es ſchien klar: Henriette war entſchloſſen nicht aufzumachen.

Der Hoflieferant renommierte mit ſeinen Kräften, reckte ſich und ſtraffte die Arme:

— Wenn ich einen Anlauf nehme, renne ich ſofort die ganze Thür ein.

Doch Ida hob beſchwörend die Hände:

— Herr du mein Gott, dann könnte man ſie ja die Nacht nicht wieder zuſchließen, wenn ſie kaput iſt.

Aber was nun thun? Endlich fand Frau Redlich den richtigen Weg. Sie ſagte zu der totenbleich zitternd daſtehenden Ida:

— Meine Liebe, da iſt nichts weiter zu machen, wir können nicht das ganze Haus alarmieren. Wir kehren jetzt heim. Ich habe leider kein Fremdenzimmer, aber ich mache Ihnen ein Bett auf dem Sofa. Ich habe Nachtzeug und alles, kommen Sie nur mit. Und morgen früh bringe ich Sie nach Haus.

Auf Rat ihres Bräutigams nahm Ida an. Nun kehrte die ganze Geſellſchaft, denn Herr Richter ließ es ſich nicht nehmen, ſeine Braut zu geleiten, denſelben Weg in derſelben Reihenfolge wieder zurück. Aber bald wechſelten die Herren die Damen: Herr Richter reichte Ida den Arm. Sie legte erſt nur leiſe die Finger hinein, hielt ſich all-

Digitized by Google

mählich fester, er preßte ihre Hand an sich, und sie hing sich schließlich schwer in seinen Arm, wie sie das Vertrauen *hatte*, von dieser Hand geleitet durchs Leben zu gehen.

Das Paar sprach kein Wort. Bei Herrn Richter machten sich die Jahre fühlbar, und Ida konnte noch immer über den Streich nicht hinwegkommen, den ihr die verlassene Lebensgefährtin gespielt. Sie fand diese Rache einfach niedrig.

Da das Restaurant noch erleuchtet war, schlug der Hoflieferant vor, die vorher unterbrochene Sitzung wieder aufzunehmen:

— Früher brauchte ich drei Tage lang nicht zu Bett zu gehen. Aber weißt du, Richter, heute nicht minder. Wenn du willst, wach' ich gleich durch bis morgen früh.

Doch kein Mensch hatte Lust dazu, und er selbst gähnte entsetzlich. Er erhob auch keinen Einwand, als Herr Richter Abschied nahm und Frau Redlich mit Ida hinaufging.

Erst als sie in der Wohnstube des Ehepaares allein vor dem Sofa stand, das mit ein paar Decken und Kissen zu einem Bett umgeformt worden war, ward sie sich ihrer Lage bewußt, und ein Gefühl ungeheurer Verlassenheit kam über sie.

Es war ihr ein eigenes Bewußtsein, daß sie nun nie wieder in ihre Räume zurückkehren würde, daß die letzte Nacht, die sie in der alten Wohnung geschlafen, schon hinter ihr lag, daß sie diesen Moment des Scheidens nicht mit Andacht hatte erfassen können, daß gewissermaßen ihr neues Leben schon begonnen. Und in ihren Kissen, die ihr fremd und ungewohnt waren, kauerte sie sich zusammen, dicht an

Digitized by Google

der Wand, und zog sich das lose über die Decken gelegte Betttuch über den Kopf, als müsse sie sich in ihrem Kummer verstecken vor aller Welt. Doch ehe sie weiter darüber hatte nachdenken können, verfiel sie in einen totenähnlichen Schlummer.

11.

Am anderen Morgen fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter. Sie fuhr erschrocken auf. Frau Redlich stand an ihrem Lager. Es war schon Tag, und ihre Gastfreundin sagte herzlich:

— Ich habe den Kaffee bringen lassen. Es ist Zeit, denn Sie müssen ja heute früh aufs Standesamt.

Seit Jahren hatte kein anderes Auge als das ihrer Lebensgefährtin Ida im Schlafe erblickt. Sie zog bis ans Kinn die Decke herauf und erklärte ängstlich, etwas übernächtig, sie würde sofort aufstehen.

Die andere ging. Nun erhob sich Ida. Sie fühlte sich wie zerschlagen. Aber sie kleidete sich schnell an, trank nur eine halbe Tasse Kaffee und eilte dann mit herzlichem Dank davon.

Frau Redlich wollte sie begleiten, doch das gab sie nicht zu. Sie wickelte sich fröstelnd ein. In ihrem knisternden, schwarzen Seidenkleid zu früher Morgenstunde kam sie sich vor, wie eine Nachtschwärmerin, die heimkehrt, wenn der arbeitsame Tag schon erwacht ist, und schlich sich in das Haus, als hätte sie etwas Böses gethan.

Digitized by Google

Eine entsetzliche Angst überfiel sie, als sie den Schlüssel in das Loch steckte. Um Gotteswillen, wenn nun die Kette noch vorgelegt war. Sie prüfte leise, daß niemand es hören sollte, aber nein, die Thür war offen. Und erst als sie in ihrem kleinen, liebgewohnten Zimmer stand, atmete sie auf und fühlte sich geborgen.

Sie zog ein gewöhnliches Kleid an. Dann blickte sie nach der Uhr. Herr Richter mußte jeden Augenblick mit den beiden Freunden kommen, um sie zum Standesamt abzuholen.

Ida empfing die Herren im Wohnzimmer. Der Justizrat sah etwas blaß aus, was um so mehr auffiel bei seinem weißen Bart: ihm schien der gestrige Abend nicht bekommen zu sein. Dafür befand sich aber Hoflieferant Stümke in desto besserer Laune. Er sagte, indem er lauter sprach als vorher:

— Wissen Sie, mein verehrtes, gnädiges Fräulein, diese Geschichte mit der Kette gestern Abend ist doch eigentlich eine Niederträchtigkeit, und ich würde mich an Ihrer Stelle nicht dabei beruhigen. Das ließe ich mir nicht gefallen.

Ida jedoch wollte ihr Glück heute ganz genießen und nicht mehr daran denken. Herr Richter drängte fortzugehen, indem er ein paarmal nach der Uhr sah. Aber der Hoflieferant ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort, nun ganz dicht an der Wand von Henriettens Zimmer:

— Mein verehrtes gnädiges Fräulein, ich finde, wenn ich mir's überlege, das ist eigentlich ein Dummer-Jungenstreich.

Digitized by Google

Ida blickte ſich ängſtlich um. Im ſelben Augenblick kam auch ſchon die Antwort. Es klopfte, und man hörte Henriettens wuterſtickte Stimme:

— Ich bitte mir Ruhe aus! — Dann klatſchte irgend etwas gegen die Wand, als hätte man mit einem Buch dagegen geſchlagen.

Die ganze Geſellſchaft horchte auf und blickte nach der Seite, woher der Lärm gekommen. Der Hoflieferant aber ſtrich ſich ſeinen roten Bart, ſchnappte mit den Fingern und pfiff leiſe. Dann ging er durch das Zimmer, vorſichtig auftretend mit ſchiefer Sohle und krummen Knieen, indem er beide Handflächen, als wollte er die Wellen eines empörten Waſſers beruhigen, nach unten drückte.

Ida ſtrebte hinaus, ſo peinlich war ihr der Vorfall. Herr Stümke blieb etwas zurück, und während die anderen ſchon auf dem Flur ſtanden, lief er noch einmal an die Wand und donnerte mit der Fauſt daran, indem er rief:

— Auch Ruhe! Auch Ruhe!

Dann folgte er den Anderen. Und als ſie über die Straße gingen, hatte er die würdige Haltung wiedergefunden, die einem Manne ſeiner Stellung zukam.

Es war ein kalter Tag, aber windſtill und blauer Himmel. Das Brautpaar ging voran, die beiden Trauzeugen folgten. Der Juſtizrat ſagte:

— Sehen Sie doch mal, Stümke, unſere angehende Frau iſt aber vorſichtig. Sie hat ja einen Regenſchirm mit, und dabei iſt es doch das ſchönſte Wetter.

Und als ſie im Vorzimmer des Standesamts allein warteten, nahm der Hoflieferant, der immer den Kopf voll

Digitized by Google

Unſinn hatte, Idas Regenſchirm, ſpannte ihn auf, wirbelte den Griff herum, daß das Schirmdach ſich drehte, und ſagte mit einer kleinen Verbeugung zur Braut:

— Sie werden jetzt, mein gnädigſtes Fräulein, eines Schirmes nicht mehr bedürfen, denn er, er — ſehen Sie ſich ihn an, — er iſt Ihnen jetzt Schirm und Hut.

Dann fing er an zu lachen, als hätte er einen vorzüglichen Witz gemacht, während Herr Richter nur der Artigkeit halber etwas lächelte, aber ſofort wieder eine ernſte Miene aufſetzte angeſichts dieſes wichtigſten Schrittes ſeines Lebens.

Ida jedoch hatte die Erwähnung des Schirmes, den ſie mitgenommen aus alter Gewohnheit, als ſei an dieſem letzten Tage mit einem Mal das Übergewicht ihrer früheren Lebensgefährtin ihr wieder klar geworden, ganz ernſt geſtimmt.

Sie begriff nicht, daß aus Zerſtreutheit die langjährige Gewohnheit gerade in dieſem Augenblick noch geſiegt. Sie wollte gerade jetzt nicht an Henriette denken. Heute hatte dieſer Name in ihrem Gedächtnis keine Stätte. Aber unausgeſetzt, wie ſie ſich auch mühte, malte ſie ſich aus, während ſie warteten und aus dem Nebenzimmer die erhobene Stimme des Standesbeamten klang, der ein Paar zuſammenfügte, daß Henriette nun zu Haus ſäße in ihrem Zimmer, gelb, giftig, gallig, vergrämt, vielleicht ſich den Kopf zerſinnend, was ſie noch thun könnte, um ihre bisherige Lebensgefährtin zu ärgern.

Darüber ward die ſonſt ſo ruhige, geduldige Ida ganz nervös. Die ſchlechte Nacht, der Ärger bei der Heimkehr,

Digitized by Google

das ungewohnte Bett, der mangelnde Schlaf, die Wichtigkeit des Augenblicks, der Umsturz aller ihrer Verhältnisse wirkte so auf sie ein, daß ihr die Thränen in die Augen traten und sie anfing laut zu schluchzen.

Herr Richter beugte sich erschrocken zu ihr. Er faßte nicht, was in der Seele seiner künftigen Lebensgefährtin vor sich ging. Er nahm sein wohlzusammengefaltetes Taschentuch und tupfte ihr die Thränenspur von den Wangen.

In diesem Augenblick that sich die Thür auf, und eine Gesellschaft entströmte dem Zimmer, aus dem die Stimme des Standesbeamten geklungen. Die Vier fuhren zusammen, vor allen Dingen der Hoflieferant, der noch immer den aufgespannten Regenschirm drehte. Aber es schien niemand gemerkt zu haben, und er konnte ihn unauffällig wieder in die Ecke stellen. Da trat auch schon ein Schreiber in einem Uniformrock auf sie zu und teilte mit, sie wären an der Reihe. Sie gingen hinein, alle bemüht, die Fassung wiederzugewinnen. Der Justizrat noch immer mit den Folgen des gestrigen Abends kämpfend, der Hoflieferant jetzt ganz würdig, als hätte er nie mit einem Regenschirm Allotria getrieben; Herr Richter blickte besorgt seine Braut an, die im Begriff war, die letzten Thränen fortzuwischen.

Ihr schien, als sollten ihr die Füße den Dienst versagen, während der Standesbeamte sprach. Mit zwingender Notwendigkeit kehrten gerade in diesem Augenblick, der die wirkliche Scheidung von ihrer Lebensgefährtin aussprach, ihre Gedanken zu Henriette zurück, die zwischen ihr und ihrem Mann stand wie ein trennendes Gespenst.

Digitized by Google

Sie hätte beinahe in ihrer Benommenheit es verpaßt, Ja zu ſagen. Und als ſie wieder hinausging, nachdem ſie wie im Traum das Papier, das ihr der Beamte hinſchob, unterzeichnet, kam abermals eine Rührung über ſie, die ſich in einem erneuten Thränenſtrom entlud in dem Augenblick, als ſie, den Regenſchirm in die Hand nehmend, den Griff berührte, als würde dadurch der Stromkreis geſchloſſen, der ihre Gedanken zu Henriette zurückleitete. Und nun fielen Thränen auf den Überzug, an dem ſie genau ſo abtropften, als wäre es Regen geweſen.

Herr Richter ſtand mit ſeiner jungen Frau in der Ecke, ziemlich ratlos ihrem Zuſtand gegenüber. Er ſtrich ihr nur, wie man ein Kind beruhigt, über die Schulter, während die beiden anderen Herren ſich diskret abwendeten und der Hoflieferant, der mehr äußerliche Schlüſſe zog, dem Juſtizrat zuraunte:

— Ihr iſt der Abend geſtern ſchlecht bekommen.

Der bleiche Mann räuſperte ſich und ſagte in vollkommenem Mitempfinden:

— Mir auch.

Dann gingen ſie. Aber als ſie auf die Straße traten, und ihr Mann Ida den Arm bot und in dieſem Augenblick bei der wohlthuenden, friſchen Luft die Sonne lachend vom Himmel niederſtrahlte, begann auch ſie zu lächeln. Und hätte nicht der Regenſchirm im rechten Arm die Brücke zur Vergangenheit geſchlagen, ſo würde nichts mehr an dieſer ſtraff gehenden, verjüngten Frau Richter erinnert haben an das altjüngferliche Fräulein Ida Kirſch.

Digitized by Google

12.

In der Wohnung wartete schon Frau Redlich auf die junge Frau, um ihr beim Anziehen zu helfen. Das Brautkleid saß tadellos. Ida strich immer über den weißen Seidenstoff, als thäte ihr das Gefühl wohl. Wie sie an sich hinunterblickte und sich im Spiegel besah, konnte sie es nicht fassen, daß ihr wirklich dieser Tag beschert worden sei.

Die neue Freundin drückte ihr den Myrtenkranz ins Haar, nahm ihn wieder ab — er saß zu tief, man sah ihn nicht recht — und schob ihn ein Stück vor. Dann legte die Braut einen weißseidenen Umhang mit Schwan gefüttert um, den ihr Herr Richter verehrt hatte. Das Mädchen wurde hereingerufen, um die eine scheidende Herrin noch einmal zu sehen. Während der Zeit ging Frau Redlich taktvoll ins Wohnzimmer hinüber.

Ida meinte ein Wort sagen zu sollen, nahm ihr Mädchen, das sich schön angezogen hatte, um auch in die Kirche zu gehen, bei der Hand und sprach:

— Sie wissen, Marie, ich verlasse jetzt das Haus. Fräulein Henriette bleibt nun allein. Seien Sie ihr treu, sorgen Sie gut für sie. Nicht wahr, das versprechen Sie mir, Marie?

Es war Zeit zum Gehen. Aber in dem Augenblick, als sie das Zimmer verlassen wollte, wendete sie sich noch einmal um und fragte flüsternd Marie:

— Wo ist denn Fräulein Henriette?

— In ihrer Stube.

Digitized by Google

Der jungen Frau kam in ihrem überſtrömenden Glück der Gedanke, es doch noch einmal zu verſuchen. Vielleicht würde ſich Henriette nun in die Verhältniſſe fügen und doch noch mit in die Kirche und zum Hochzeitsmahl gehen. Das wäre der jungen Frau Schönſtes am Tage geweſen.

Ida ſchickte alſo das Mädchen zu Henriette, ſie möchte ſie einen Augenblick ſprechen. Marie klopfte drüben und ſagte an der verſchloſſenen Thür:

— Frau Richter läßt fragen, ob ſie Fräulein Henriette nicht noch einen Augenblick ſprechen könnte.

Aber da klang drinnen eine wütende Stimme:

— Wer iſt Frau Richter? Es giebt viele Frau Richter. Ich kenne überhaupt keine Frau Richter und will auch keine kennen. Sagen Sie das dieſer . . . dieſer Frau Richter, obgleich ſie Frau Richter noch gar nicht iſt. Denn erſt kommt die Kirche, daran wollen wir feſthalten.

Marie kehrte zu der ängſtlich wartenden Braut zurück, indem ſie nur den Schluß aus all den Worten zog:

— Fräulein Henriette will keine Frau Richter kennen.

Ida ballte die Hand und ſagte, wie ſie es immer zu thun pflegte, halbleiſe in ihren Gedanken vor ſich hin:

— Nun iſt's aus, nun iſt's aus!

Der Wagen fuhr vor, es ging zur Kirche. Am Schlag ſtand wieder der Diener. Der verſäumte trotz allen Auf-paſſens den richtigen Moment und ſchob nur noch die Schleppe der Braut hinein, wobei er ſo derb zugriff, daß der Stoff kniſterte und krachte.

Sobald die Wagen davongerollt waren, öffnete ſich Henriettens Zimmer. Mit einem dichten Schleier vor dem

Digitized by Google

Gesicht trat die verlassene Lebensgefährtin heraus und schloß sorgfältig die leere Wohnung zu, denn auch das Mädchen war schon in die Kirche gegangen. Sie rief die nächste Droschke und langte an der Dreifaltigkeitskirche gerade noch an, als die Thüren eben geschlossen werden sollten. Sie huschte hinein, während die kleine Hochzeitsgesellschaft schon in dem kapellenartigen, winzigen Raum am Altar saß.

Henriette fühlte sich zu sehr beobachtet hier unten, denn nur wenige Zuschauer waren eingelassen worden: die Umwohnenden der Kirche, Hochzeits- und Klageweiber, alle sich die Hälse verrenkend, wispernd über die geringe Anzahl der Teilnehmer, die ihrer Neugier nichts Genügendes bot.

Henriette schlich auf die Empore, die sich um das kleine Kirchlein zog, und setzte sich dort hinter eine Säule, während die Orgel brausend klang. Sie brach ab. Die Schallwellen schwirrten noch eine Zeitlang weiter, dann war es still, und man vernahm die Stimme des Predigers am Altar.

Die Beobachterin zog ihr altes, vom Vater ererbtes, elfenbeinernes Opernglas aus der Tasche. Mit zitternden Fingern stellte sie es ein und verschlang mit den Blicken das Bild, das sich ihr unten bot.

Wie der Geistliche sprach, wurden ihre Züge unter dem dichten schwarzen Gewebe milder, die Spannung ließ nach, und sie erbaute sich an den Worten, die in der fast leeren Kirche ein Echo weckten.

Ihr Haß, ihre Wut, ihre Verzweiflung und Eifersucht

Digitized by Google

gegen die ungetreue Lebensgefährtin, die ihr noch dazu den geraubt, an den sie vielleicht selbst hätte denken können, wendete sich, je länger der Geistliche sprach, immer mehr in Rührseligkeit und Weichheit. Schließlich tropften dem durch das Geschick ihres Lebens, durch Krankheit verbitterten alten Mädchen die Thränen auf die hageren Wangen; Thränen über ein Glück, das sie begehrt und dessen sie nie teilhaftig geworden, Thränen über den Verrat derer, die ihr doch zugesprochen gewesen für das Leben, Thränen über die kommende Einsamkeit, — eine Lösung dieses im Grunde weich empfindenden Herzens, dieser einst weiblich zarten Seele, die nur in Jahren der Gemeinschaft männlich hart geworden war.

Und Henriette fühlte sich immer mehr in den Gedanken hinein, die Wirklichkeit auf den Kopf stellend, sie hätte eigentlich ein Recht gehabt, an der Stelle der anderen zu stehen, sie wäre gekränkt worden und verraten. Wie das arme, alternde, in tiefster Seele verwundete Geschöpf, das gelbe, unmoderne Opernglas im Arm, so dasaß, an die Säule gelehnt, war es beinahe nicht anders, als lauere dort die treulos Verlassene mit dem Kind auf dem Arm, die unter stillen Thränen den mit einer anderen Verbundenen sehen sollte, dem sie zehn Jahre ihres jungen Lebens geschenkt.

Unten aber kniete das Paar nebeneinander. Und auch Idas Gedanken kehrten, als der Geistliche davon sprach, wie sie ihr einsames Mädchenleben verlasse, um dem Manne zu folgen, zu der zurück, die sie jetzt still weinend in ihrem Zimmer wähnte. Sie wünschte der Zurückgebliebenen den

Digitized by Google

Frieden Gottes, der höher iſt denn alle Vernunft, wie die Worte des Pfarrers geklungen. Und ſeltſam, während ſie noch am Altar kniete, hatte ſie den Gedanken, ſie wollte als Erſtes von ihrem Mann erbitten, wenn ſie heimkehrten von der Hochzeitsreiſe: der einſtigen Lebensgefährtin Verſöhnung anzubieten.

Da brauſte auch ſchon mit allen Regiſtern die Orgel. Die heilige Handlung war zu Ende. Und der kleine Zug ſetzte ſich langſam und feierlich durch den Mittelgang der Kirche in Bewegung. An den Arm des Gatten geſchmiegt, den Kopf vornüber geneigt unter dem weißen Schleier, ſchritt Ida dahin. Er lächelnd, aufrecht, ſtolz, wie ein Sieger. Und die beiden Menſchen, die wußten, daß ſie glücklich ſein würden miteinander, hörten nicht die Kritik im Publikum unter den berufsmäßigen Hochzeitsweibern, die Bemerkungen:

— Die ſind zuſammen über hundert Jahr!

— Viel Freundſchaft ſcheinen ſie nicht zu haben.

— Sie wird'n wohl bald pflegen müſſen.

— Oder er ſie! Denn die iſt auch aus dem Schneider.

Die Orgel dröhnte. Endlos lang ſchien dem Brautpaar der Gang. Von draußen blendete durch die offene Kirchenthür der helle Sonnenglanz herein. Und Ida drehte einen Augenblick den Kopf zur Seite. Ihr flüchtiger Blick glitt zur Empore, und ſie ſah eine ſchwarze Geſtalt allein an einer Säule mit zwei rieſigen, blitzenden Augen. Sie wendete den Kopf weg. Die Augen ſtarrten ſie an, daß der Eindruck ihr faſt unheimlich war. Erſt als ſie aus der Kirche trat, wußte ſie mit der Blitzüberlegung eines

Digitized by Google

Momentes: es waren ja gar keine Augen, es hatte jemand mit dem Opernglas heruntergesehen. Neugierige Menschen! Ein Theaterglas in der Kirche!

Aber wie ein Schauer ging es dabei über sie. Sie fühlte die Bedeutung des Augenblicks: sie war heute die Hauptperson, nach ihr hatten sich sogar Operngläser gerichtet. Sie, die nie sonst in ihrem Leben, wie sie gemeint, den Blick eines anderen mit Interesse auf sich gezogen. Den Blick? Doch, den Blick ihres Mannes. Und damit schloß sich der Ring. Ihre Gedanken kehrten zu ihm zurück, so daß sie seinen Arm preßte, er sich zu ihr wendete, indem sie seinen Gegendruck fühlte. Und als sie schon im Wagen, diesmal allein nebeneinander saßen, sagte er wie ein junger Fant:

— Ich habe dich so lieb!

13.

Das Hochzeitsmahl fand wiederum bei Redlichs statt. Es war der gleiche Raum wie am Tage vorher, nur daß eine Thür geöffnet worden und man in ein zweites Zimmer sah, woher die Klänge des Hochzeitsmarsches aus dem Sommernachtstraum tönten, ausgeführt von einem Klavier, einer Geige und einem Baß.

Die Tafel war mit Blumen geschmückt. Und als die junge Frau sich an die Seite ihres Mannes setzte und die Serviette auseinanderfaltete, gewahrte sie eine himmelblaue Kapsel. Sie war so erschrocken, daß sie nicht zu

Digitized by Google

öffnen wagte. Er aber konnte es nicht erwarten, daß sie sein Hochzeitsgeschenk sähe, und knipste unter allgemeiner Aufmerksamkeit das Schächtelchen auf. Sie fuhr geblendet zurück. Ein breites, glänzendes, festes, goldenes Armband lag darin, in dem drei große Brillanten eingelassen waren.

Sie wagte nicht es in die Hand zu nehmen. Endlich ergriff er es selbst und legte es um ihr Gelenk. Es schloß knapp, aber es paßte, und der bange Moment, es möchte etwa zu eng sein, war glücklich vorüber.

Jetzt wollten es auch die anderen sehen. Sie mußte den Arm heben, es nach allen Seiten zeigen. Der Hoflieferant fand es kolossal anständig; der Justizrat meinte, die Steine hätten schönes Feuer, und Frau Redlich äußerte den Wunsch, die Braut möchte es noch einen Moment abnehmen, denn sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, es auch an ihrem Handgelenk einmal funkeln zu lassen. Als sie es zurückreichte, nahm es Herr Richter, und um seine Gabe ins rechte Licht zu setzen, wog er es mehrmals und sagte:

— Es ist schwer!

Dann legte er es ihr selbst vorsichtig wieder um, wobei der Justizrat sich ängstlich auf seinem Stuhle hob mit dem Ruf:

— Um Gotteswillen, Emil, nimm dich in acht, daß du sie nicht kneifst!

Ida aber drückte ihrem Mann unter dem Tisch bewegt die Hand und sagte nur:

— Nein, das ist ja viel zu schön für mich.

Im Nebenraum spielte jetzt die Musik einen Walzer.

Digitized by Google

Das Diner begann. Von Anfang an ſchäumte der Sekt in den Gläſern. Der Hoflieferant hatte die Serviette in den Kragen geſteckt, um ſein Vorhemd nicht zu beſchmutzen, der Juſtizrat bekam allmählich einen roſigen Schimmer auf den bleichen Wangen, und zu allgemeiner Freude wurde diesmal Herr Redlich nicht ein einziges Mal abgerufen.

Die Braut war ſo bewegt, daß ſie kaum etwas eſſen konnte, wenn es ihr auch leid that, all' die ſchönen Speiſen vorübergehen zu laſſen. Herr Richter jedoch hieb tapfer ein und flüſterte der errötenden jungen Frau zu:

— Wir kriegen nichts mehr bis München. Denn in München machen wir Halt.

Die Unterhaltung war ſo lebhaft, daß Ida keine Zeit hatte, nachzudenken. Ihre einſtige Lebensgefährtin ſchien ſo weit entfernt, wie ihr in dieſem Augenblick ihre Mädchenjahre dünkten, als wäre ſie nie etwas anderes geweſen wie Frau Richter. Sie drehte den ungewohnten Trauring unausgeſetzt mit dem Daumen an der Innenſeite der Hand, blickte ihr Armband an und ließ die Brillanten ſpielen. Mit einem Male ward ſie, als hätte ihr die junge Würde der Frau eine nie geahnte Sicherheit gegeben, geſprächig, antwortete auf alle Fragen, erkundigte ſich, was in dem Augenblick die Muſik nebenan ſpiele, die in ohrbetäubendem Forte eine Polka herunterraſte.

Da klopfte der Hoflieferant an das Glas, nahm die Serviette aus dem Kragen, ſtand auf und begann, indem er ſich auf beide Hände ſtützte, unausgeſetzt nach vorn wippend, wie ein trinkender Vogel:

— Meine Herren! Pardon: Meine Damen und

Digitized by Google

Herren! Ich bin nämlich Junggeſelle, und wenn ich Reden halte, ſo halte ich ſie immer bloß vor Herren. Infolgedeſſen begann ich fälſchlicherweiſe: Meine Herren! Wir müſſen uns aber deſſen erinnern, daß unſer lieber Freund Emil uns untreu geworden iſt. Denn wir hatten doch alle geglaubt, er würde unbeweibt ſterben. Und nun läuft er uns einfach davon. Das finde ich ſchändlich!

Er ſtellte ſich ſo böſe, daß die junge Frau ein ganz erſchrockenes Geſicht machte. Aber der Redner beruhigte ſie bald:

— Es giebt für dieſen treuloſen Mann nur eine Entſchuldigung, und die iſt ſeine Frau. Denn das kann ich ſagen, mein lieber Emil, du haſt das Richtige gewählt. Du haſt nicht einen jungen Kiek-in-die-Luft gewählt, der noch erzogen ſein muß, ſo daß du — ſei mir nicht böſe, mein lieber Emil — die Rolle eines Papa hätteſt ſpielen müſſen. Du brauchſt das wirklich nicht übel zu nehmen, du weißt, ich bin ja noch zwei Jahr älter; du haſt eine Wahl getroffen und eine Lebensgefährtin gefunden —

Ida ſchlug die Augen nieder.

— Ich meine, eine Lebensgefährtin, wie du ſie nicht beſſer hätteſt finden können. Ich kann wirklich ſagen, in der kurzen Zeit, die ich ſie erſt kenne, hat ſie mein ganzes Herz gewonnen. Mein lieber Emil, du brauchſt nicht eiferſüchtig zu ſein, — das empfehle ich dir überhaupt, ja nicht eiferſüchtig zu ſein. Und meine verehrte Frau Richter und Freundin — denn ich hoffe, daß die Freundſchaft, die mich mit Ihrem Mann verknüpft, auch auf Sie übertragen wird, — nein, ich weiß, ſie hat ſich ſchon übertragen, —

Digitized by Google

also kurzum, wo war ich denn? Na ich weiß nicht. Das ist ja auch ganz gleich. Was ich sagen will, das wissen Sie ja alle — meine Herren, ich meine, Damen und Herren, ich will sagen . . . Herr und Frau Emil Richter leben hoch!

Die beiden Kellner hatten zugehört und darüber das Einschenken vergessen. Als nun die Gläser gehoben wurden, fand es sich zum größten Ärger des Herrn Redlich, daß außer der jungen Frau, die an ihrem Glase nur genippt, kein Mensch etwas zu trinken hatte. Dadurch war die Wirkung etwas beeinträchtigt. Aber schnell wurde eingeschenkt, und unter dem unausgesetzten Ruf des Hoflieferanten Stümke:

— Hoch! Hoch! Hoch! — standen alle auf, liefen um den Tisch herum. Auch die junge Frau hatte sich erhoben. Sie stieß mit ihrem Mann an, dann folgten die anderen der Reihe nach. Mit Frau Redlich küßte sie sich. Die Gläser wurden geleert, man setzte sich. Und einige Zeit blieb alles still, während nur das Klappern der Messer und Gabeln klang.

Da kam ein Kellner mit einem Brief, flüsterte Herrn Richter etwas ins Ohr und steckte ihm das Schreiben zu.

Jetzt trat völlige Stille ein — und aller Augen waren auf den Empfänger gerichtet, der sich artig an seine Frau wendete, indem er die glattrasierten Lippen spitzte:

— Du erlaubst doch, meine liebe Ida?

Er ließ das Schreiben mit einer ärgerlichen Bewegung sinken, faltete es zusammen und schob es ein Stück unter seinen Teller.

Digitized by Google

Damit schien die Angelegenheit erledigt zu sein. Doch die Übrigen quälte zu sehr die Neugierde, und sie warfen Blicke auf das halb hervorlugende Dokument. Schließlich als die Unterhaltung nicht in Gang kam, sah sich Herr Richter genötigt, eine Erklärung abzugeben. Er wendete sich dabei zu seiner jungen Frau:

— Von Henriette.

Ein freudiges Leuchten ging über ihr Gesicht. Also hatte sie doch noch ein Wort für den Ehrentag gefunden:

— Ich habe es mir doch gedacht, daß wir uns so nicht trennen könnten.

Herr Richter meinte erstaunt:

— Ach, du weißt, daß sie sich trennen will?

— Wie meinst du?

— Nun, lies doch selbst.

Er gab ihr den Brief. Und Ida las:

Sehr geehrter Herr!

Wie ich höre, werden Sie eine längere Reise antreten. Da ich nun nicht weiß, wann und ob Sie überhaupt zurückkehren, so möchte ich Ihnen vorher noch mitteilen, daß ich hiermit meine Wohnung kündige. Sie hat verschiedene Übelstände, die ich in Anbetracht des reichlichen Mietzinses nicht die Absicht habe, länger zu ertragen. Die Mädchenkammer ist feucht, die Hinterseite hat keine Sonne, — kurz, Sie werden die Unzuträglichkeiten dieses Hauses ja selbst am besten kennen.

Hochachtend

Henriette Lenz, Privata.

Digitized by Google

Das Interesse der ganzen Tischgesellschaft hatte sich jetzt auf Ida gelenkt. Und als sie, den Thränen nahe, den Brief ihrem Mann zurückreichte, fragte Frau Redlich, die es nicht mehr vor Neugierde aushalten konnte, teilnehmend:

— Ach, es ist wohl etwas Unangenehmes?

Doch Herr Richter schnitt die Betrachtungen ab, indem er den Brief zu sich steckte und Ida zuflüsterte:

— Du mußt dir nichts daraus machen. Wir werden alles in Ordnung bringen.

Dann wendete er sich zu den übrigen:

— Es ist nicht der Rede wert.

Doch die Stimmung der jungen Frau war dahin, und sie sprach kein Wort mehr. Die übrigen wurden dafür desto lauter. Sie fanden das stille Wesen Idas ganz gerechtfertigt. Und Frau Redlich meinte zum Hoflieferanten:

— Es ist doch auch eine zu große Umwälzung im Leben, so etwas.

Die Tafel ward aufgehoben. Die Musik im Nebenraum, in den sie sich jetzt begaben, spielte immer weiter. Die drei Mann saßen hinter einer spanischen Wand, die durch ein paar Buchsbäume verkleidet war. Bei der durchdringend singenden Geige und dem tosenden Klavier wurde Kaffee und Schnaps herumgereicht. Und die Unterhaltung fand angesichts der lärmenden Musik und auch durch die Dinerstimmung angefeuert so laut statt, daß sie manchmal fast in ein Schreien ausartete.

Als ein Walzer gespielt wurde, ward der Hoflieferant unternehmend. Er drängte die Teilnehmer beiseite, daß in der Mitte ein freier Raum blieb und rief:

Digitized by Google

— Frau Richter, jetzt müssen Sie tanzen. Emil, das wollen wir erleben. Keine Müdigkeit vorschützen. Hic Rhochus, hic salta!

Er wußte nicht genau, ob er es richtig gesagt, denn er hatte es in seiner Jugend nur bis zur Quarta gebracht. Und Frau Redlich, mit der er als zweites Paar zu folgen gedachte, fragte lächelnd, weil sie nur die letzte Silbe verstanden:

— Ja, kennen Sie das neue Spiel auch? Salta heißt's doch?

Er blickte sie erschrocken an:

— Nee, nee. Jetzt wollen wir erst tanzen.

Und da das junge Paar keine Anstalten traf, machte er seiner Partnerin eine Verbeugung und riß sie in den Walzerstrudel hinein. Sie kam nicht recht mit. Aber er, der während seiner Reisenden-Zeit alle Kränzchen besucht, wirbelte sie herum, daß ihr der Atem verging, sie sich setzen mußte, ganz schwindlig geworden die Hand vor die Augen drückte und wieder und wieder rief:

— Herr du mein Gott! Herr du mein Gott! Ich habe ja zwanzig Jahre nicht getanzt.

Aber da erhob sich schon ein großes Geschrei. Der Hoflieferant rief: Bravo! bravo! Die anderen klatschten in die Hände, denn Herr Richter hatte Ida umschlungen, so weit dies bei der Rundlichkeit der beiden möglich war. Nun blieben sie auf der Stelle stehen, wippten ein paarmal hin und her in den Kniekehlen, um Takt und Schwung herauszubekommen, dann ging es los. In einer Ecke verrannten sie sich, um die spanische Wand kamen sie nur

Digitized by Google

knapp herum, und mehrmals gerieten sie außer Takt. Aber sie hatten doch den Walzer getanzt. Mit klopfendem Herzen und geröteten Wangen blieb die junge Frau stehen, während er noch immer zärtlich die Hand auf ihrem Rücken ruhen ließ.

Darüber hatte sie die erneute Bosheit ihrer Lebensgefährtin vergessen. Sie wollte nicht mehr an sie denken. Sie wollte sich nicht ärgern und verfolgen lassen, sondern jetzt ganz ihr junges Glück genießen. Und als ihr Mann ihr zuflüsterte, es sei Zeit, ging sie wie verabredet in Frau Redlichs Schlafzimmer hinüber, um ihr Reisekleid anzulegen. Auch Herr Richter war in das Wohnzimmer des befreundeten Ehepaares gegangen, wo bereits ein paar bequemere Stiefel standen, ein Reiseanzug lag, Überzieher und weicher Hut.

Nun waren die vier anderen allein. Herr Redlich wollte galant sein, machte seiner Frau eine Verbeugung und sagte feierlich, indem er sich der Zeit erinnerte, als er in einem Weinhaus in Bordeaux gelernt:

— Matame, ch'ai l'honneur.

Aber bald fiel er in seine eigentliche Art zurück, und umfaßte zärtlich seine Frau:

— Na Alte, nu mach' mal los.

Und das Paar drehte sich würdevoll, blieb endlich außer Atem stehen, und gab seinem Ehegesponst einen schallenden Kuß.

Sie sagte fast schämig:

— Aber August!

Er aber klopfte ihr auf die Schulter:

— Ach, du bist ja meine gute Alte.

Digitized by Google

Nun ſollte es weitergehen, denn ſogar der Juſtizrat wurde wieder jung und verlangte auch mit der einzigen Dame, die zu vergeben war, zu tanzen. Sie zierte ſich ein wenig:

— Nur einmal herum.

Dann begannen ſie. Herr Redlich und Herr Stümke ſtanden dabei, im Takt in die Hände klatſchend, wie bei einem ſpaniſchen Tanz. Atemlos mußte ſich Frau Redlich endlich ſetzen. Der Juſtizrat nahm neben ihr Platz, die beiden anderen rückten Stühle heran. Und ſie ſprachen, während die Muſikanten weiter tobten, über das junge Paar. Sie waren alle mit Ida einverſtanden. Frau Redlich meinte:

— Ich habe ſie ſchon recht lieb.

Der Juſtizrat ſagte:

— Sie iſt ja nicht gerade zwanzig Jahr, aber das würde für unſern alten Freund auch gar nicht paſſen. Denn ſo eine junge Frau will allerlei haben. Die will amüſiert ſein, will auf die Bälle laufen, — na, ich weiß, warum ich nicht geheiratet habe.

Doch der Hoflieferant reckte ſich und ſtrich mit der dicken Hand den rieſigen, roten Schnurrbart:

— Nun wiſſen Sie, Freund Jus, die Bälle, das wäre noch das Wenigſte. Aber ich möchte mich überhaupt nicht gerne feſſeln laſſen.

Jetzt machte der Weinhändler einen Scherz:

— Stümke, rede doch nicht ſo. Du kriegſt ja doch keine mehr.

Der Hoflieferant wurde böſe:

Digitized by Google

— Was? Wollen wir wetten, daß ich nächstes Jahr Ehemann bin. Emil ſeine Frau ſoll doch eine Couſine haben.

Aber jetzt fing Herr Redlich an zu lachen:

— Um Gotteswillen! Die kratzt dir am erſten Tag die Augen aus.

Damit waren ſie bei Henriette angekommen. Sie wunderten ſich darüber, daß die einzige Verwandte Idas heute nicht erſchienen war. Sofort wurde ein Roman konſtruiert. Beide Lebensgefährtinnen hätten Herrn Richter geliebt. Es wäre ein Kampf um ihn geweſen, und die Unterlegene hielt ſich fern wie der zürnende Achill.

— Was mag nur in dem Brief geſtanden haben? — fragte der Juſtizrat. Und als wollte die ganze Geſellſchaft darüber noch Gewißheit empfangen, erinnerte ſie ſich mit einem Mal des abweſenden jungen Paares, dem ſie doch Lebewohl ſagen müßten. Sie gingen alſo hinüber in die Privatwohnung, im Gänſemarſch, alle vier auf den Zehen ſchleichend. Frau Redlich ſah, daß das Schlafzimmer verlaſſen war. Sie horchten infolgedeſſen an der Thür des Wohnzimmers, klopften und platzten hinein.

Das Zimmer war leer. Auf dem Sofa lag ein Frack, eine weiße Weſte, ein umgekrempeltes Beinkleid, und darunter ſtanden am Boden zwei rieſige viereckige, neue Lackſtiefel, einwärts geſtellt, genau wie ihr Beſitzer zu gehen pflegte.

Die Geſellſchaft blieb vor den Überreſten ihres Freundes ganz erſchrocken ſtehen. Und Frau Redlich drehte ſich, die Hände zuſammenſchlagend, um:

Digitized by Google

— Sie ſind fort!

Es pflanzte ſich weiter von Mund zu Mund:

— Sie ſind fort! — Sie ſind fort! — Sie ſind fort!

14.

Henriette ſaß in ihrem einſamen Zimmer, ſpähend, lauernd am Fenſter.

Ihre Lebensgefährtin hatte zwar den gepackten Koffer ſchon fortbringen laſſen zu Frau Redlich. Aber Henriette meinte, im letzten Augenblick würde das Paar noch einmal vorſprechen, um von ihr Abſchied zu nehmen. Sie wartete und wartete. Niemand erſchien. Sie hätte doch wenigſtens auf den Brief eine Antwort bekommen müſſen. Sie hatte ſich ausgemalt, wie er in die frohe Hochzeitsgeſellſchaft hineingeplatzt ſein mußte, gleich einer Bombe. Nun wollte ſie die Verluſtliſte haben, und die traf nicht ein. Das ärgerte ſie ſo, daß ſie ihr Zimmer verließ und anfing, durch die Wohnung zu irren.

Da kam ihr der Gedanke, Idas Hinterlaſſenſchaft einmal anzuſehen. Unter einem Vorwand ſchickte ſie das Mädchen fort, ging in das Zimmer der treuloſen Lebensgefährtin, riegelte hinter ſich zu und begann ein Fach nach dem anderen aufzuziehen. Alles war leer. Als die alte Jungfer nichts fand, keinen Brief von ihm, nicht ein paar Papierſchnitzel, die ſie hätte zuſammenſetzen können, packte ſie die Wut, und ſie ſchob die Fächer zu, daß die alten

Digitized by Google

Möbel krachten und ein großes Stück Furnierung der Kommode absprang.

In ihrem Ärger hätte sie am liebsten alles kurz und klein geschlagen. Sie wollte nichts behalten von dem, was die andere besaß. Und sie nahm sich vor, alles, was Ida gehörte, einfach auf die Straße setzen zu lassen. Mochte es verderben oder gestohlen werden. Was that ihr das!

Und nun lief sie in dem neuen Gedanken durch die Räume, mit einem Stück Kreide, das sie beim Zuschneiden benutzt hatte, und machte auf sämtliche Gegenstände, die der Treulosen gehörten, ein Kreuz.

Doch wie sie mit ihrer Arbeit fertig war, entdeckte sie, daß Ida mehr Möbel besaß als sie, daß die wichtigsten Gegenstände aus der Erbschaft des Onkel Kirsch stammten. Dinge, die sie gar nicht missen konnte. Der Gedanke, das Büfett, das große Sofa und das Glasschränkchen mit den Porzellanfiguren darin auf die Straße zu stellen, ward ihr doch sauer.

Zum mindesten wollte sie die Sache noch ruhen lassen.

Am nächsten Morgen dachte sie schon anders. Und als das Mädchen fragte, ob die Kreuze bleiben müßten, sagte Henriette von oben herab:

— Sie dienten bloß zur Inventur und können nun weggewischt werden.

Die Möbel blieben stehen. Jetzt mochte sie gar nichts damit zu thun haben, denn es war ihr unangenehm, auch nur an die flüchtige Lebensgefährtin zu denken. Und die Überlegung, daß das Paar, — das Paar, o du mein Gott! — daß sie, die Frau, — nein diese Ida sich jetzt als

Digitized by Google

Frau zu denken, die nie auch nur die geringste Berechtigung und Anlage dazu gehabt, — daß die Ehegatten Herr und Frau Richter — Frau Richter! lächerlich! — unter dem wolkenlosen blauen Himmel miteinander spazieren gingen, machte sie fast rasend.

Unausgesetzt beschäftigte sie sich mit den beiden. Wo hatten sie übernachtet? Hielten sie sich jetzt in Florenz auf, in Venedig, in Rom, in Palermo? Waren sie vielleicht schon bis Kairo geeilt? Machten sie eine Reise um die Erde? Sie wußte ja nichts, gar nichts! Das empörte sie am meisten. Diese Ida, die nie einen Schritt allein hatte thun können, ohne gewissermaßen die Erlaubnis einzuholen, machte jetzt Weltreisen!

Die Erbitterung des alternden Fräuleins wuchs von Tag zu Tag. Sie wartete immer auf einen Brief, und wenn es nur die Empfangsbestätigung der Mietkündigung gewesen wäre. Kein Lebenszeichen!

Schließlich wurde Henriette fast rasend. Sie fragte auf dem Postamt, ob nichts eingelaufen sei. Sie konnte es nicht erwarten, bis der Briefträger kam, nahm selbst die Postsachen in Empfang, — keine Nachricht. Das war schändlich, das hatte sie nicht verdient.

Und im Ärger, daß sie doch wohl etwas zu schroff aufgetreten sei, verbrachte sie ihre Tage.

Wochen waren schon vergangen. Allmählich gewöhnte sich Henriette an den Zustand, gewöhnte sich daran, allein zu sein, und gab die Hoffnung auf, noch eine Nachricht zu erhalten.

Sie ward ruhiger. Sie nahm es jetzt als gewiß an:

Digitized by Google

das Paar hatte eine so weite Reise unternommen, daß es unter Monaten nicht zurückkehrte.

Da rollte plötzlich eines Nachmittags eine Droschke vor mit zwei großen Koffern auf dem Bock.

Henriette, für die alles und jedes, das auf der Straße vorging, zu gewaltigem Ereignis geworden, fuhr an die Scheiben. Wer konnte kommen? Sie kannte die Koffer nicht. War es Besuch? Galt er dem zweiten Stock?

Da ging die Wagenthür auf, und Ida stieg heraus.

Henriette ließ schnell die Jalousie herunter, öffnete dahinter das Fenster und blickte hinaus, obgleich ein eisigkalter Winterwind über die gefrorene Straße wehte und ihr bis auf die Knochen ging. Da wendete sich die Treulose um. Herrgott! war die verändert! Die war ja mager geworden, die hatte ja ganz eingefallene Backen! Und diese Augen — haha! Sie war wahrscheinlich krank gewesen. Na ja, das kam davon. Die dicke Ida, der nie etwas fehlte und die eigentlich nie hatte begreifen können, was es hieß, magenleidend zu sein: nun spürte sie es auch mal!

Aber da stieg Herr Richter aus. Und jetzt war die alte Jungfer doch erschrocken. Der Mann war nicht wieder zu erkennen. Gebeugt, schwerfällig setzte er den Fuß aufs Trittbrett. Der Droschkenkutscher stützte ihn unter dem einen Arm, Ida unter dem anderen. Und Henriette erblickte jetzt ein viel längeres Haar als sonst, fast weiß, und sah ein Gesicht, das ausschaute wie der leibhaftige Tod! Eingefallen, mit großen Augen, die sich ängstlich umblickten, ein schlotternder Mantel um eine gebeugte Jammergestalt, die jetzt hineinschlürfte in das Haus.

Digitized by Google

Henriette lief an die Entreethür. Man hörte Stöhnen und Keuchen, sie blieben auf dem Treppenabsatz stehen, es ging nur langsam vorwärts. Dann verhallte der Lärm. Henriette öffnete, lauschte hinaus. Oben hörte man das schwere Schlürfen eines Menschen, der halb geht, halb getragen wird. Dann war alles still. Die Koffer wurden heraufgeholt, die Droschke fuhr fort.

Henriette fühlte sich wie gelähmt. Um Gotteswillen, was war denn das? Die Neugierde quälte sie so, daß sie augenblicklich das Mädchen hinaufschickte, bei der Köchin im ersten Stock auf der Dienstttreppe horchen zu gehen. Es dauerte lange, bis Marie endlich zurückkam. Henriette konnte es gar nicht erwarten:

— Stirbt er? Stirbt er?

— Nein. Aber Herr Richter ist in Mailand krank gewesen, die ganze Zeit krank gewesen. Die Köchin weiß auch nicht, was er hat. Der Arzt ist schon gekommen. Die Köchin meint, den hätt's tüchtig erwischt.

Die alte Jungfer atmete tief, schlug die Hände zusammen und sagte wie erlöst:

— Gott sei Dank!

15.

Herr Richter saß keuchend in seinem Stuhl, beide Hände auf die Lehnen gestützt, und starrte schwer atmend vor sich hin, mit tief in den Höhlen liegenden Augen.

Die junge Frau lief ängstlich hin und her. Sie kannte

Digitized by Google

die Wohnung nicht, sie wußte nicht, wo die Sachen sich befanden, und ihre Mädchen ebenso wenig. Beide waren neu, denn die alte Köchin, die Herrn Richter bisher die Wirtschaft geführt, hatte erklärt, sie könne sich nicht einer anderen unterordnen.

Ida hatte die Reisesachen abgelegt. Und nun sah man, daß sie in der That mager geworden war, was sich schon in dem längeren Gesicht und den dunkel umränderten Augen ausdrückte.

Bis der Arzt kam, suchte sie dem Kranken alle mögliche Erleichterung zu verschaffen. Aber er war von der Reise so nervös, daß er jede Handreichung brummend zurückwies.

Ida war verzweifelt. Nichts klappte, nichts war vorgesehen. Die Mädchen hatten von nichts gewußt, denn das Telegramm, das Ida die Ankunft ankündigte, war ihnen nicht eingehändigt worden, da der Kranke als Namen der Köchin den seiner ehemaligen Wirtschafterin angegeben hatte.

Nun konnte er nicht einmal zu Bett gebracht werden. Die Schlafzimmereinrichtung war neu, die Betten nicht überzogen, der Schlüssel zum Wäscheschrank nicht zu finden. Und der Kranke saß apathisch da, nur ab und zu ärgerlich auffahrend, wenn er gefragt wurde, wo dieser oder jener Gegenstand sei.

Endlich kam der Arzt.

Ida ging ihm auf dem Flur entgegen und flüsterte ihm zu:

— Herr Doktor, ich möchte Sie erst einmal unter-

Digitized by Google

richten: Es war so: Mein Mann ist auf unserer Reise — wir haben nämlich am siebenundzwanzigsten November geheiratet — in Mailand krank geworden. Wir waren erst fünf Tage fort. Es ging ausgezeichnet. Ich weiß nicht, wie das kam; er fühlte sich schon im Zuge nicht wohl, und im Hotel in Mailand, als wir nachts ankamen, hatte er mit einem Mal einen roten Kopf, dann wurde er bleich. Er sagte, es ist nichts. Wir wollten bis zum Morgen warten, aber er fiel in Ohnmacht. Und das hat sehr lange gedauert. Am anderen Morgen konnte er sich nicht mehr rühren. Ich ließ den Arzt kommen, — ein deutscher Arzt, ein sehr netter Herr, — der sagte zuerst, er wüßte nicht, was es wäre . . . . dann . . . .

Der Arzt hatte geduldig zugehört, nun unterbrach er die Sprechende:

— Ich fürchte, Ihr Kranker wird ungeduldig werden. Darf ich bitten, was hat der Kollege gesagt?

— Es sind die Nieren, hat er gemeint.

Der Arzt nickte bloß. Er sah, wie Ida die Thränen in die Augen traten. Darum meinte er:

— Nun, wir werden ja sehen. Vor der Hand will ich ihn einmal gründlich untersuchen.

Aber er mußte damit noch warten, denn der Kranke war noch immer nicht zu Bett gebracht worden. Der Arzt half selbst dem zusammengefallenen Mann mit dem gelben Teint, bei dem das Weiße in den Augen einen Schimmer wie Jod auf der Haut hatte.

Als Herr Richter endlich im Bett lag, bekam er einen Schwächeanfall und verlor abermals die Besinnung. Jetzt

Digitized by Google

brachen bei Ida wirklich die Thränen aus. Sie nahm des Doktors Hände und flehte:

— Helfen Sie mir doch! Retten Sie ihn doch.

Der ältere Mann klopfte ihr begütigend auf die Schulter:

— Nun, nun! Es ist ja nicht schlimm. Beruhigen Sie sich nur. Das kommt jetzt nur von der Reise.

Ein Schüttelfrost packte den Kranken. Seine mageren Hände zitterten auf der Decke umher, und er erklärte, so könne er nicht liegen. Mit Mühe wurde er aufgerichtet. Und nun sah man erst die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war in den wenigen Wochen. Ein Kranz langer, weißer Locken fiel um die immer noch wie eine Billardkugel glänzende Platte. Die Nase war scharf geworden. Was ihn aber am meisten veränderte, war, daß man seinen eigentümlichen spitzen Fischmund nicht mehr sah, denn er trug einen Bart, der ihm struppig über die Lippen fiel.

Der Arzt verschob die Untersuchung. Er fand den Kranken jetzt zu schwach und wollte ihn sich erst von den Anstrengungen der Reise erholen lassen. Er schrieb etwas auf, gab der angespannt zuhörenden Ida allerlei Verhaltungsmaßregeln und ging mit dem Versprechen, in ein paar Stunden zurückzukehren. Im übrigen sollte genau bei dem geblieben werden, was der deutsche Kollege in Mailand vorgeschrieben. Es bestand hauptsächlich in möglichst vielem Milchtrinken, wogegen Herr Richter glücklicherweise keine Abneigung besaß.

Als der Arzt gegangen war, blickte sich der Kranke nun,

Digitized by Google

da er ſich in ſeinen gewohnten Räumen befand, die doch anders waren, weil neue Möbel darin ſtanden, halb befriedigt, halb unangenehm berührt um, als freue er ſich, in ſeinem Heim zu ſein und ärgere ſich doch, daß es verändert ſei.

Er ſagte keuchend ein paar darauf zielende Worte; nicht milde und gut, wie er ſonſt doch geweſen, ſondern mit Schärfe, als machte er Ida einen Vorwurf, daß durch ſie ſeine einſtige Gewohnheit und Bequemlichkeit aus dem Geleis gebracht worden ſei.

Auch nachdem der Arzt wieder erſchienen war und eine ernſte Nierenerkrankung feſtgeſtellt, aber Hoffnung gemacht, es würde wieder werden, ward der Kranke ein paarmal noch ungeduldiger als bisher. Er ſagte öfters:

— Dieſe dumme Reiſe! Dieſe dumme Reiſe!

Ida fühlte einen Vorwurf darin, als ob ſie an der Krankheit ihres Mannes ſchuld ſei.

Und in den folgenden Tagen, an denen es dem Kranken abwechſelnd beſſer oder ſchlechter ging, bekam ſie unausgeſetzt in böſen Momenten die ärgerlichen Worte zu hören:

— Dieſe dumme Reiſe! Dieſe dumme Reiſe!

Dabei war es doch ihre Hochzeitsreiſe geweſen. Aber ſie ſagte kein Wort.

Allmählich gewöhnte ſie ſich in der Wohnung ein. Sie begann die Gegegenſtände, die ſie ſuchte, wirklich zu finden, ſie wußte, wo die Möbel ſtanden.

Der Kranke bedurfte vieler Pflege, und der Arzt ſchlug vor, eine Wärterin kommen zu laſſen. Doch davon wollte Ida nichts wiſſen. Sie war die Frau, ſie ließ ſich die

Digitized by Google

Pflege nicht aus den Händen nehmen. Und als der Arzt nach vierzehn Tagen ſagte, ſie ſähe abgeſpannt aus und leiſtete ihrem Mann den beſten Dienſt, wenn ſie ihre Kräfte etwas aufſparte, begann ſie mit einem Mal unter hervorbrechenden Thränen zu jammern:

— Um Gotteswillen, aber er wird doch geſund? Er wird doch geſund?

Der alte Herr ſtrich ihr wieder, nach ſeiner Praxis, die Angehörigen zu tröſten, über die Schulter, ohne ſie faſt zu berühren:

— Sie müſſen es nicht ſo nehmen. Sehen Sie mal, ſo was braucht Zeit.

Sie blickte ihn ſtarr an:

— Wie lange?

— Ja, meine liebſte beſte Frau Richter, das kann ich nicht ſagen. Das kann länger dauern oder auch kürzer. Die Beſſerung kann ſchnell kommen — aber ich denke doch, es wird wohl eher etwas länger dauern. Ertragen Sie's mit Geduld. Es kann ein paar Wochen dauern, ja, die vollſtändige Geneſung wird ſich wohl noch Monate hinziehen. Und ich will nicht ſagen, daß nicht ſolche Anfälle auch nach Jahren noch wiederkehren können, — obgleich man alles das nicht weiß. Aber jedenfalls, ernſt anzuſehen iſt die Sache.

Sie blickte verzweifelt vor ſich hin, nickte und wiederholte die letzten Worte:

— Ernſt anzuſehen iſt es.

Es war auch ernſt. Eine Beſſerung kam nicht. Der Kranke ſaß in ſeinem Bett, da er ſich nicht legen

Digitized by Google

mochte. Dann wieder wollte er auf die Seite gewendet ſein. Endlich hatte er das lange Sitzen ſatt. Er trank beinah nur Milch. Und er trank ſie in ungeheuren Mengen.

Er veränderte ſich immer mehr. Er fiel zuſammen und wurde quittegelb. Der Kontraſt wurde noch auffälliger durch das immer länger wachſende weiße Haar, das jetzt beinah in Locken auf den Kragen niederfiel, durch den ſtruppigen grauen Bart, den ſeine Frau gerne hätte pflegen wollen. Aber er litt es nicht. Er wurde unangenehm, wenn man ihn überhaupt anfaßte, und wenn man ihn nicht berührte, beklagte er ſich über Mangel an Aufmerkſamkeit.

Dazu kamen unausgeſetzt wie eine fixe Idee die Worte wieder:

— Die dumme Reiſe! Die dumme Reiſe!

Das quälte Ida am meiſten: wenn er das ſagte, verlor ſie ganz die Haltung, und Thränen traten in ihre Augen. Dann wurde er nervös:

— So weine doch nicht! Weine doch nicht! Das kann ich nicht ſehen.

Sie wiſchte ſich gehorſam die Thränen fort, aber dazwiſchen mußte ſie immer hinaus, um ſich tüchtig auszuweinen.

Es ſchien, als wäre der Charakter des Kranken völlig verändert. Der immer liebenswürdige, gut gelaunte, weiche Mann war faſt bösartig geworden. Und die wenigen Kräfte, die ihm geblieben, ſchien er zu vergeuden durch Schimpfen, Klagen, Nörgeln, wobei ſeine Frau den Blitzableiter abgab.

Digitized by Google

Ihre Nerven begannen nachzulaſſen. Da ſie in der Nacht unausgeſetzt geweckt wurde, ließ ſie ihr Bett ins Nebenzimmer bringen auf dringende Vorſtellungen des Arztes.

Damit war Herr Richter gar nicht zufrieden. Er fand ſich ſchlecht gepflegt, ſie wollte ſich ſchonen. Und ſie gab ſich nun rührende Mühe, neben ſeinem Lager zu ſitzen, ihn zu unterhalten. Sie las ihm vor. Er fand die Geſchichten albern. Sie holte wieder wie in ihrer Mädchenzeit Novellen von Paul Heyſe; er ärgerte ſich darüber, denn es waren junge, glückliche, verliebte Menſchen.

— Was man davon hat! — pflegte er zu ſagen.

Manchmal übermannte ſie die Müdigkeit dermaßen, daß ſie beim Leſen einſchlief. Er weckte ſie ungeduldig, wenn es auch mitten in der Nacht war, und keuchte:

— Ich kann auch nicht ſchlafen, ich kann auch nicht ſchlafen.

Ida merkte nicht, wie es bergab ging. Die leichteſte Hebung ſeiner Laune, einmal ein dankbarer Blick, wenn ſie ihm eine Hilfe gebracht und für Augenblicke ſein einſtiger Charakter wiederkehrte, half ihr über alles hinweg. Dann empfing ſie glückſelig den Arzt, es ginge beſſer und es würde alles wieder gut werden.

Der ließ ſie dabei, machte ſie aber allmählich aufmerkſam auf eine mögliche Kriſis. Doch ſie wollte daran nicht glauben. Sie ſtrich ihrem Mann die weißen Locken zur Seite, glättete ihm unausgeſetzt das Kiſſen, ſchob die Kopfrolle hin und her, wobei ſie ihn allerdings manchmal nervöſer machte, als hätte ſie nichts gethan. Sie fand

Digitized by Google

sein Aussehen besser. Und kein Mensch klärte sie darüber auf, denn der Kranke voigerte sich Besuch zu empfangen.

In der ersten Zeit waren Medikamente täglich gekommen, um sich zu erkundigen. Er wollte sie nicht sehen. Der Justizrat ließ ab und zu fragen, und auch der Pastor hatte schickte einen Laufburschen. Er hatte sich damit begnügt, da die anderen auch nicht vorgelassen wurden. Herr Stämke leidte Krankheit nicht und nicht Kummer. Er behauptete, er hätte ein zu reinesgewissen dazu.

So war Ida auf sich allein angewiesen.

Ein Tiugier, von der sie eine Postage kam, war die geschiedene Lebensgefährtin. Und doch erkundigte sich Henriette. Aber immer nur durch die Dienstreppe. Und als eines Tages Idas Not dadurch noch vergrößert wurde, daß die Köchin kündigte, und sie, die gar nicht mehr zum Ausgehen kam, nun plötzlich auf die Mädchenlaune gehen mußte, refuste Henriette, was sie wollte.

Bei Ida zeigten sich jetzt auch die Nerven. Und als sie eines Tages mit der Köchin eine Szene gehabt, kam die herunter zu Marie ins Parterre und erzählte in der Küche mit leisender Stimme, in so einem Haus könnte sie nicht bleiben. Wenn sie das gewußt hätte, daß da Einer, der sterben wollte, anklame, für den immerfort Milch zu holen wäre und immer nur Milch und nichts zu kochen sei, so hätte sie nie den Dienst angenommen.

Sie hatte derartig gebrüllt, daß Henriette aus ihrem Zimmer herüberkam. Und als sie die Köchin nun sah, ließ sie sich von der unverschämten, erregten Person erzählen.

Digitized by Google

— Na, wissen Sie, Fräulein, das Paar is schon das rechte. Die sind überhaupt beide krank. Ja, die Frau Richter, die is auch krank. Denn so wie die is, is doch nur eener, der krank is. Un die wird auch noch dran glooben müssen. Denn er stirbt, das is nu mal ganz sicher. Denken Sie an mich. Ich hoffe noch vorher raus zu sein. Sterben thut der Mann, das sieht man ihm gleich an. Ich hab's den ersten Tag gewußt, wie sie von der Reise zurückkamen. Mit so'nem Gesicht kann doch eener nich leben.

Henriette hörte zu mit angespannter Aufmerksamkeit. Bei den letzten Worten wurden ihre Züge freundlicher, und sie fragte jetzt so mild, wie sie sonst nie sprach:

— Sie meinen, er wird sterben. Glauben Sie das gewiß?

— Nu, der Doktor hat's doch ooch schon gesagt. Und das soll 'n ganz berühmter Mann sein, — so einer irrt sich nicht. Das war'n kurzes Glück! Das kommt davon, wenn man so'n Alten nimmt. Ich würde das nie thun. Aber man sagt ja, die Frau Richter hat ihn so richtig gefangen, den Herrn. Man hört so allerlei. Die hat ihm nachgestellt von früh bis abends. Und der arme, alte Mann ist wirklich druf reingefallen. Das rächt sich alles. Nu kommt's raus.

Henriette erkundigte sich vorsichtig, ob Ida wüßte, daß es zu Ende ginge. Aber die Köchin machte nur allgemeine Redensarten, die immer damit endigten, sie hätte Diners gemacht zu zwanzig Personen, und in dem Hause gäbe es bloß immer Milch zu kochen. Da verlernte man alles.

Digitized by Google

Und dann möchte sie nicht in einem Haus sein, wo einer stirbt. Und so 'ne Manier wie die Frau Richter hätte, das ließe sie sich auch nicht gefallen, die verstünde ja noch gar nichts vom Hauswesen.

Ehe sie ging, fragte Henriette noch einmal, in der Thür stehend, mit lauerndem Ausdruck:

— Wie faßt es denn Frau Richter auf?

Die Köchin drehte sich herum:

— Was soll sie denn auffassen?

— Nun, daß ihr Mann sterben wird.

Die Person grinste:

— Nu, das können Sie sich doch denken. Die heult egal. So'n kurzes Glück, na, da wird nich viel dran gewesen sein. Sterben thut er, da giebt's keenen Streit. Un die kriegt doch keenen wieder. Wer soll denn die heiraten? Da fürchtet sich doch jeder, daß sie den Nächsten ooch unter die Erde bringt. Und wenn sie mal Witwe is, nu was is denn das! Witwen loofen genug rum. Ich möchte keene Witwe sein.

Henriette ging langsam in ihr Zimmer. Sie wollte sich nicht rühren. Wenn der Mann starb, so würde Ida ihrer schon bedürfen. Ihre Stunde schlug noch. Sie lauschte hinauf. Es war ihr, als hätte sie oben etwas gehört. Vielleicht starb er schon. Dann würde man sie rufen. Aber sie wollte sich bitten lassen. Und sie lauschte wieder. Es war alles still.

Gleichmütig nahm sie ein Tuch und begann Staub zu wischen, denn das that sie immer selbst. Das konnte niemand so wie sie.

Digitized by Google

Ab und zu nur horchte sie, immer in dem Gedanken, es müsse klingeln und Ida, ihre bestrafte einstige Lebensgefährtin, käme, um bei der Betrogenen und Verschmähten Trost zu suchen, Rat zu holen, oder gar ihr anzukündigen: er ist nicht mehr.

16.

Es ging auch droben schlecht. Herrn Richters Kräfte nahmen ab von Tag zu Tag und mit ihnen seine Laune. Dazwischen hatte er einmal wieder weichere Augenblicke, in denen er die Hände seiner Frau nahm und sie mit rührendem Ausdruck um Verzeihung bat. Er wäre so schlecht, er könne nichts dafür, die Krankheit habe ihn so gemacht. Er wolle sich bessern.

Aber wenige Minuten darauf war er genau so grillig wie zuerst.

Allmählich setzte sich bei ihm ein Gedanke fest, der beinahe etwas Beleidigendes für Ida hatte: schuld an seiner Krankheit wären die veränderten Lebensumstände. Und er gab dem in schroffer Weise Ausdruck, indem er jammerte:

— Mir hat doch früher nie etwas gefehlt. Niemals! Aber seitdem ich verheiratet bin . . .

In seinen bösen Momenten, wenn er Schmerzen hatte, oder ihm sein einziges Nahrungsmittel, die Milch, ab und zu nicht mehr behagen wollte, kehrte das jedesmal wieder.

Digitized by Google

Ida nahm es hin, wie sie gewohnt war, alles auf sich zu nehmen.

Aber je länger die Krankheit dauerte, desto mehr ließen ihre Kräfte nach. Die ewigen Nachtwachen machten sich endlich fühlbar. Sie, die Ruhige, begann schließlich selbst nervös zu werden und kam allmählich in eine Stimmung der Verzweiflung, die sie nicht mehr die Kraft hatte zu überwinden. Er ärgerte sich darüber und sagte eines Tages:

— Ich weiß ja, daß es mit mir zu Ende geht. Aber statt daß du mir hilfst, machst du's mir bloß noch schwerer. Mir, dem nie etwas gefehlt hat!

Da bezwang sie sich nicht mehr, sondern gab erregt zurück:

— Das klingt ja so, als ob ich daran schuld wäre.

Er setzte sich im Bett:

— Wie meinst du das? Wie meinst du das?

Sie beschloß, ein einziges Mal ihr Herz zu erleichtern

— Wenn du so klagst, du wärest früher immer gesund gewesen, so könnte man doch denken, ich wäre daran schuld, daß du es nicht mehr bist.

Da richtete er sich auf, so weit er es konnte. Die gelben Augäpfel glänzten. Und er sprach so schnell, daß sich ihm die Worte verwirrten und die Stimme sich überschlug:

— Und ist's denn nicht so? Nie in meinem Leben war ich krank. Und wie bin ich denn jetzt! Soll man da nicht die Geduld verlieren? Ich habe doch nie behauptet, daß du mich krank gemacht hättest. Wer sagt denn das? Du verdrehst mir ja die Worte im Mund — ja, die Worte

Digitized by Google

im Mund verdrehſt du. Man muß ſich ja in acht nehmen hier zu reden. Dann werde ich überhaupt nicht mehr ſprechen. Nein, ich ſpreche nicht mehr.

Und nun gab er nur noch die nötigſten Antworten wie ein eigenſinniges Kind. Er nahm nicht einmal Idas Bitte um Verzeihung an, die ſie ihm, unter Thränen am Bett knieend, vortrug.

Schließlich gab ſie es auf und lief in das Nebenzimmer hinüber, gänzlich gebrochen, völlig verzweifelt.

Sie ſchloß die Thür hinter ſich. Sie wußte, ihr Mann hatte die Klingel. Und ſie, die ſeit ihrem Eheleben nicht mehr allein geweſen, fühlte ſich erleichtert, atmete auf, als wäre es ein Glück, nicht mehr vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen unter den Blicken eines anderen Menſchen zu leben und die gleiche Luft zu atmen wie er.

Aber ihre Einſamkeit war nur von kurzer Dauer. Denn plötzlich vernahm ſie drin Röcheln und Stöhnen. Sie ſtürzte in das Zimmer. Der Kranke lag auf der Seite, und als ſie ſich ihm entſetzt näherte, ſah ſie, er war völlig wie weg. Sie richtete ihn auf, ſie rieb ihm die Schläfen, ſie rief das Mädchen. Eiligſt wurde der Doktor geholt. Die junge Frau ſaß neben dem Lager des Beſinnungsloſen, von dem ſie in Augenblicken nicht einmal wußte, ob er noch lebte. Sie hielt ſeine Hand, ſtreichelte ſie, rief ihn an, er ſolle bei ihr bleiben, ſie nicht verlaſſen.

Bis der Arzt kam, verging lange Zeit. Ein paarmal war es ihr ſchon, als ob die Hand des Kranken erkalte.

Digitized by Google

Da kam eine fürchterliche Angſt über ſie. Sollte ſie wieder allein ſein, ſie, die kaum ihr Glück gefunden? Ihre anſchmiegſame Seele, die immer die Leitung eines anderen Menſchen gewohnt geweſen, meinte dieſen Gedanken nicht ertragen zu können. Was hatte das dann alles für einen Zweck gehabt, wenn er ſtarb! Sie hatte ihre einſtige Lebensgefährtin verlaſſen, um dieſes Lebensgefährten willen. Und nun ließ der ſie wieder allein? Dann hatte ſie ihn nicht mehr und nicht mehr ſie.

Der Gedanke war ihr ſo unfaßlich, daß ſie ihren Mann mit beiden Armen umklammerte und die halb lebloſe Geſtalt an ſich zog, indem ſie flehte:

— Bleibe bei mir! Bleibe bei mir!

Sie war ſo nervös, daß ſie bei jedem Geräuſch auf der Straße zuſammenzuckte. Sie hätte in dieſen Momenten an alles geglaubt, an Geſpenſter, an Geiſter. Der Tod erſchien ihr grauenvoll, unüberwindlich.

Endlich ließ ſie den Kranken los, fügte die Hände zuſammen, drückte das Geſicht in die Kiſſen und begann ein irres Gebet zu ihrem Schöpfer hinaufzuſenden:

— Lieber Gott, hilf mir! Laß ihn mir. Er darf nicht ſterben. Ich will ihn behalten. Straf mich nicht. Was habe ich gethan. Laß mich nicht allein. Ich habe niemand auf der Welt. Ich kann nicht allein ſein. Lieber Gott, hilf mir! hilf mir! hilf mir! Amen.

Sie war ſo verſunken in ihre verzweifelten Bitten, daß ſie den Eintritt des Arztes nicht bemerkte und erſt auffuhr, als ſich eine Hand auf ihre Schulter legte.

Der Kranke wurde wieder zum Leben zurückgebracht.

Digitized by Google

Er ſchien nichts mehr zu wiſſen von dem Streit, von dem erſten Streit ihrer Ehe.

Der Arzt zog Ida ins Nebenzimmer und ſchloß die Thür. Er ſchärfte ihr ein, alle Gemütsbewegungen müßten dem Kranken fern bleiben. Ob er ſich denn geärgert? Ida verheimlichte es, aber ſie wagte den Doktor nicht anzublicken. Der machte ſie darauf aufmerkſam, wie ſie ſich bei ähnlichen Anfällen verhalten müſſe, die gewiß ſich wiederholen würden, empfahl Ruhe, redete etwas von der Reizbarkeit ſolcher Kranken. Es ſei die Pflicht der mit ihnen Lebenden, auch einmal etwas einzuſtecken.

Und als er ging, trat Ida wieder bei dem Kranken ein als das demütige Geſchöpf, das ſie immer geweſen, in tiefer Reue entſchloſſen, dem Liebſten, dem Einzigen, das ſie auf der Erde beſaß, nie wieder auch nur den leiſeſten Vorwurf zu machen.

Und als wäre dieſer eine Anfall eine Kriſe zur Geneſung geweſen, fühlte ſich der Kranke etwas kräftiger. Mit der offenbaren Beſſerung wuchſen Idas Kräfte: ſie konnte etwas mehr ſchlafen. Da dankte ſie Gott für das, was er an ihr gethan.

Sie gewann ſolches Vertrauen, daß ſie an einem Sonntag einmal ihre Mädchen, um ſie für die viele Arbeit, die die Krankheit verurſacht, zu entſchädigen, gemeinſam ins Theater ſchickte. Nur auf ein paar Stunden in die Nachmittagsvorſtellung, denn Nachmittags pflegte es ihrem Mann immer am beſten zu gehen.

Der Kranke ſaß ruhig in ſeinem Bett. Sie hatte die

Digitized by Google

Zeitung genommen und las ihm vor, wie er es zu ſeiner Zerſtreuung liebte.

Er war gerade dieſen Nachmittag beſonders ungeduldig. Sie begann eben:

— Eine Trauerkunde durchläuft unſere Stadt. Geſtern abend verſchied ganz unerwartet . . .

Da wurde Herr Richter mit einem Mal heftig:

— Ida, du weißt doch, ich liebe ſo etwas nicht. Ich will nicht immer bloß hören, daß die Menſchen ſterben. Das weiß man, da braucht man nicht jeden Tag wieder mit der Naſe draufgedrückt zu werden.

Dann ereiferte er ſich plötzlich ganz ohne Grund:

— Wenn du nur einmal dir merken wollteſt, was ich nicht hören will. Aber du lieſt mir immer ſolche Sachen. Dazu habe ich nicht geheiratet. Ich bin immer geſund geweſen.

Ida hatte mit ſtarren Zügen das Zeitungsblatt ſinken laſſen. Er aber murmelte noch etwas, und mit einem Mal klappte er wieder zur Seite. Der Fall, auf deſſen mögliche Wiederkehr der Arzt aufmerkſam gemacht, war eingetreten.

Sie ſprang zu, rieb ihm die Schläfen, die Stirn, die Hände. Ein Röcheln klang ihr in den Ohren. Und wie ſie ihn ſo hielt, ward ihr voller Entſetzen bewußt, ſie war allein in der Wohnung, wenn ſie klingelte, erſchien niemand. Sie wollte ſofort zum Arzt ſchicken — es ging nicht. Sie ſah nach der Uhr. Unter einer Stunde konnten die Mädchen nicht zurück ſein.

Und wie der Körper in ihren Armen laſtete, wie der

Digitized by Google

Kopf zur Seite ſank und die Bruſt ſchwer arbeitete, dann plötzlich innehielt, ſie ſeinen Herzſchlag nicht mehr fühlte, war es ihr mit einem Mal, als müßte er ſterben. Vielleicht war er ſchon tot. Sie glitt mit der Hand an ſeinem abgezehrten Arm herab. Er ſchien ihr kalt. Die Hände waren gelb, wie blutleer, die Augen geſchloſſen. Um Gotteswillen, er ſtarb. Sie mußte ihm Hilfe bringen! Woher? Sie klingelte, obgleich ſie wußte, daß niemand da war. Sie klingelte wieder, nur um ſich zu zerſtreuen. Sie konnte die Laſt des Körpers nicht mehr halten. Es war ſo ſtill im Zimmer. Sie mußte etwas hören. Sie klingelte und klingelte ununterbrochen.

Nichts regte ſich. Schließlich bekam ſie Angſt vor dem Ton der Glocke, der ſo entſetzlich bang durch die Wohnung zitterte.

Da fühlte ſie ihre Verlaſſenheit ſo überwältigend, daß ſie laut ſtöhnte. Sie hätte aufſchreien können. Die langen, ſchlafloſen Nächte, die Aufregungen dieſer Wochen und Monate kamen über ſie. Es war ihr plötzlich, als ſtünde jemand hinter ihr. Es hatte mit kaltem Finger einer ihre Schulter berührt.

Sie fuhr herum.

Nichts.

Der Körper ſank zur Seite.

Sie richtete ihn gerade, ſchob ihn aufs Bett hinauf, ließ ihn plötzlich los, wich ein paar Schritt zurück, ſtellte ſich gegen die Wand, als müſſe ſie wenigſtens den Rücken gedeckt haben. Nun blickte ſie ſich um. Es war jemand im Zimmer. Aber wer? Wo? Nein — nein. Sie

Digitized by Google

war mit dem Toten allein. Ja er war tot. Sollte sie eine Stunde in diesem Zustand hier verharren. Das war unmöglich. Hilfe! Hilfe! Sie wollte das Fenster aufreißen und es hinausrufen auf die Straße. Aber dann liefen Fremde herein, man dachte, es geschehe ihr etwas. Und was sollte sie denn sagen!

Aber sie hatte ja keinen Menschen. Die Leute oben im zweiten Stock? Doch die waren seit einiger Zeit auch ungezogen. Ja, der erwachsene Sohn hatte sie, als sie einmal ausging, nur um auf Befehl des Arztes an die Luft zu kommen, nicht mehr gegrüßt. Vielleicht hatte Henriette sie aufgehetzt.

Henriette! Mit einem Schlag stand die verlassene Lebensgefährtin vor ihren Augen. Es war ihr, als trete sie herein. Sie schien ihr nicht bös, nur traurig. Henriette! Die war zu Haus, die hätte ihr geholfen. Das war doch trotz des Mißverständnisses, ja der Feindschaft, jetzt der einzige Mensch auf dieser Erde, der ihr nahe stand, bis auf den, der hier vielleicht leblos schon lag.

Und als wäre sie glücklich, einen Vorwand zu haben, zu entfliehen, raffte sie sich auf, warf noch einen Blick auf das Bett, in dem wie leblos ihr Mann lag, eilte zur Thür, stürzte auf den Korridor, auf die Treppe, stand unten, klingelte. Und ohne das Mädchen zu fragen, schob sie es beiseite, lief über den kleinen Vorsaal mit sieben Schritten, — sieben Schritte, genau, so wie sie es immer gethan, wie jemand, der die Abmessungen seiner Wohnung kennt, so daß er sich auch im Dunklen zurechtfindet.

Ida klopfte nicht, sondern öffnete. Henriette saß am

Digitized by Google

Fenſter wie immer, als hätte ſie die Lebensgefährtin nie verlaſſen, als wäre es alles noch wie einſt, Henriette mit dem Thomas a Kempis, deſſen Einband Ida durch das ganze Zimmer erkannte.

Frau Richter ſtürzte auf die Verlaſſene zu. Ehe die andere zur Beſinnung kam, hatte ſich Ida ihr an den Hals geworfen. Und unter ſtrömenden Thränen flehte Frau Richter ihre einſtige Lebensgefährtin an:

— Hilf mir! Hilf mir! Um Gotteswillen, er ſtirbt.

Henriette legte den Band auf den Tiſch, ſorgfältig ein Buchzeichen hinein, wich etwas zurück, um Idas Arme loszubekommen, und ſagte, als ginge ſie die ganze Sache nichts an:

— Ach, du biſt wieder da! So! ſeid ihr denn wieder von der Reiſe zurück?

— Um Gotteswillen, ſei doch nicht ſo! Komm mit mir hinauf.

Aber die alte Jungfer machte ein böſes Geſicht:

— Ich hinauf? Nein, nie.

— Und wenn ich dich darum bitte! Alles ſoll vergeſſen ſein. Ich bitte dich um Verzeihung. Ich will alles thun, was du willſt, bloß hilf mir.

Henriette blieb ganz kalt:

— So. Jetzt bin ich alſo gut genug.

— Hilf mir! Hilf mir doch. Er ſtirbt ja. Es iſt ja niemand da. Die Mädchen ſind fort. Der Arzt muß kommen. Ich kann nicht allein ſein. Hilf mir doch!

Henriette meinte, indem ein triumphierendes Lächeln um ihre Lippen ſpielte:

Digitized by Google

— Also du brauchst mich.

— Er stirbt ja. Mein Gott, komm doch!

Ida nahm sie bei der Hand und wollte sie fortziehen. Doch die verlassene Lebensgefährtin meinte nur hart:

— So, er stirbt. Nun, was geht mich das an. Dieser Herr Richter ist doch dein Mann. Was geht mich das an, frage ich. Wenn ich sterbe, kümmert sich kein Mensch um mich. Warum soll ich mich um andere kümmern?

Doch Ida zog sie durch das Zimmer fort und versprach alles, als könnte sie in diesem Augenblick um den Preis, daß Henriette mitkam, ihre eigene Seligkeit verpfänden. Sie bat um Verzeihung. Sie wolle alles rückgängig machen. Sie wollten zusammenziehen. Henriette möchte gleich mit hinauf kommen. Ihr Mann habe nichts dagegen. Ja, ihr Mann würde glückselig sein. Sie wolle ihr alles versprechen, nur mitkommen solle sie. Und in der Redeflut stand die verlassene Lebensgefährtin da, immer überlegener lächelnd, als wäre dies ihr größter Moment. Schließlich sagte sie, als erteile sie eine Gnade:

— Gut. Ich stelle fest, du brauchst mich. Merke dir das, du brauchst mich. Als Christin muß ich kommen, wenn ein Nebenmensch mich um Hilfe bittet. Und deshalb komme ich.

Dann ging sie mit ihr. Ida drängend, Henriette langsam und würdig, unbewegt, als handelte es sich um ein Geschäft, — ein Geschäft, über das sie auch gewillt war, im rechten Augenblick die Rechnung vorzulegen.

Sie blieb bei dem Kranken. Henriettens Mädchen wurde geschickt, den Arzt zu holen.

Digitized by Google

Der Arzt kam. Er ſuchte Puls und Herzſchlag zu beleben. Vergebens. Während Ida an dem Bett kniete und Henriette ein Stück entfernt mit gefalteten Händen und regungsloſem Geſicht ſtand, ſtarb Herr Emil Richter nach dreiundfünfzig Jahren Junggeſellentum und drei Monaten und vier Tagen der Ehe.

17.

Jetzt ſtand Ida wieder im Leben allein, als ſei die Zeit ihrer Ehe nichts als ein kurzer Traum geweſen. Ein Vierteljahr nur, und der, der ihr den neuen Namen gegeben, lag draußen unter der Erde, als wäre er nie dageweſen, als hätte er nie den beiden Damen den Beſuch gemacht, ſich für die eine entſchieden und ſie geheiratet.

Es war ſtill im Haus, als wäre nie ein Hausherr dageweſen. Ida hatte das Sterbezimmer abgeſchloſſen. Sie wohnte nebenan, wo ſie während der Krankheit geſchlafen.

Sie konnte keinen Gedanken faſſen. Sie hatte ſich um nichts gekümmert. Sie hatte ſich ehrlich ihrem Schmerz überlaſſen, ſich ganz vergraben darein. Aber da jemand die notwendigen Geſchäfte bei ſolchem Anlaß übernehmen mußte, hatte ſie ſich nicht gewundert, daß Henriette es gethan.

Die hatte das Begräbnis beſorgt. Sie war mit ihrer größeren Thatkraft eingetreten für die einſtige Lebensgefährtin vom Anfang dieſes Anlaſſes bis zum Ende. Sie

Digitized by Google

hatte alles an sich gerissen. Sie hatte Ida nicht gefragt; sie hatte einfach alles bestimmt, als wäre nicht Frau Ida Richter, geborene Kirsch, die trauernde Witwe sondern Henriette Lenz.

Sie hatte die Anzeige für die Zeitungen gemacht, ohne auch nur den Wortlaut Ida vorzulegen, die Mitteilung vom Tode den Bekannten des Verstorbenen zugehen lassen.

Und als nach der Beisetzung einer nach dem anderen erschien, um die Witwe zu trösten, fand er nicht Frau verwitwete Richter allein, ihr seine Beileidsworte auszusprechen, sondern beide Damen. Die Leute wurden sogar, wenn sie auch an des seligen Herrn Richters Wohnung geklin hinuntergewiesen zu Fräulein Henriette Lenz, wo die Damen in der Wohnstube, die sie einst gemeinsam besessen, empfingen.

Oben war durch die Krankheit, durch die Aufbahrung noch alles in Unordnung. Unten ging der Empfang passender vor sich. Dort saßen die Damen nebeneinander auf dem Sofa, wie sie als Mädchen gesessen.

Frau Redlich erschien und wendete sich an Ida mit ein paar teilnehmenden Worten. Aber ehe die Witwe eine Antwort finden konnte, hatte Henriette schon gedankt und die Unterhaltung an sich gerissen, so daß, als Frau Redlich aufstand, sie mit der Witwe eigentlich nicht gesprochen hatte.

Wie der Justizrat kam, gewann es den Anschein, als bedürfte Ida eines Dolmetschers, um sich verständlich zu machen. Ja, als der Hoflieferant seinen Besuch machte,

Digitized by Googl

hatte Henriette ihre Rolle bereits dermaßen inne, daß sie ein „wir" anwendete, um zu danken, von den letzten Momenten erzählte, als habe sie des Sterbenden Kopf gehalten, als wäre ihr Mann heimgegangen, und Ida hätte nur als einstige mitfühlende Lebensgefährtin dabei gestanden.

Doch der Witwe Schmerz war ehrlich. Die Äußerlichkeiten ließ sie der Anderen, aber zum Grabe ging sie allein. Sie wehrte sich förmlich dagegen, daß die Lebensgefährtin sie begleitete. Da setzte sie ihren Kopf auf. Die Geschäfte mochte die Andere besorgen, das that sie besser, die immer das Regiment geführt. Die Seele mußte sie ihr überlassen.

Aber davon merkte niemand etwas. Und je weniger es die Menschen ahnten, desto mehr verschloß sie es in ihrem Innern.

Täglich ging sie hinaus, einen Kranz, eine Blume auf das Grab zu legen. Dort betete sie, dort weinte sie. Und sie war sogar glücklich, daß ein anderer Mensch ihr die Last der Geschäfte abnahm.

Denn es handelte sich um viele Dinge.

Bei der Testamentseröffnung hatte es sich herausgestellt, daß Herr Richter noch wohlhabender gewesen, als man gemeint. Er hatte in seinem jungen Eheglück nicht daran gedacht, so zeitig scheiden zu müssen, und ein Testament nicht gemacht. Verwandte waren nicht da, die Witwe wurde Universalerbin.

Da gab es viel zu thun. Der Verstorbene hatte ein paar unsichere Forderungen gehabt, er hatte Bedürftigen

Digitized by Google

Summen vorgeschossen. Der Steinbruch erforderte eine Auseinandersetzung. Jetzt, wo der erste April vor der Thür stand, galt es die Mieten, die Herr Richter immer selbst eingezogen, hereinzubekommen. Ein Abkommen über die Fabrik war zu treffen, deren Teilhaber der Tote gewesen war.

Zu all dem war Ida nicht geeignet. Das einzige Geschäftliche, das sie gethan, war die Unterzeichnung einer Vollmacht, die Henriette alles übertrug.

So glitt die Witwe allmählich in die Bevormundung der einstigen Lebensgefährtin hinein. Nur zwei Dinge blieben ihr: die Wohnung ihres seligen Mannes und ihr Name. Aber wie ihr Name, wenn er ihr thatsächlich blieb, doch allmählich durch die Geschäftsführung Henriettens, durch die Vollmacht mehr nur ein Schmuck und ein Deckmantel geworden, so begann auch die Alleinherrschaft in der Wohnung erschüttert zu werden.

Henriette klagte, daß der Geldschrank, in dem die Verträge und Papiere bewahrt wurden, oben stünde, denn sie mußte jedesmal hinauflaufen, um etwas zu holen, dessen sie zur Erledigung von Geschäften bedurfte.

Ida überlegte, wie dem zu steuern wäre. Sie wollte auf keinen Fall in der Wohnung ihres seligen Mannes etwas ändern. Aber die Einsamkeit dort oben fiel ihr doch manchmal auf die Seele. Sie fürchtete sich. Nachts fuhr sie empor. Es war ihr, als habe der Kranke im Nebenzimmer gerufen. Sie steckte Licht an, ging an die Thür, lauschte, denn sie meinte nicht anders, es müsse daneben jemand sein. Und ängstlich griff sie zum Schlüssel,

Digitized by Google

ſchloß ab. Erſt dann fand ſie wieder Ruhe. Doch der Gedanke begann jetzt jede Nacht wiederzukehren. Und je mehr Zeit verſtrich, deſto mehr ſchwand das Bewußtſein von dem, wie ihr Mann geweſen. Sie erblickte ihn jetzt immer nur noch in ganz beſtimmten Stellungen. Sie ſah ihn keuchend, krank im Bett liegen, vornübergebeugt, den weißen Lockenkranz um das kahle Haupt.

Dann beim Hochzeitsdiner, wie er das Armband in der Hand wog und ſagte: „Es iſt ſchwer!“

Er ſtand vor ihr, wie er zum erſten Mal den Arm um ſie gelegt und begonnen zu tanzen. Endlich ſah ſie ihn zur Seite geſunken, als ſie entſetzt hinuntergeſtürzt zu ihrer Lebensgefährtin, um Hilfe zu holen, weil ſie meinte, er ſei ſchon tot.

Da packte ſie jedesmal ein Grauen, ein Schauer lief ihr über den Körper. Und als Hilfsmittel, dieſes Bild, wenn es vor ihre Phantaſie trat, zu verbannen, kam ſie darauf, ihn ſich vorzuſtellen, wie er zum erſten Mal bei ihnen erſchienen, ſich als neuen Wirt zu melden, der freundliche Herr mit der weißen Weſte, die immer tadellos ſaß.

Aber das war unten, nicht hier oben, wo es geiſterte und ſpukte. Das war unten bei der wiedergefundenen Lebensgefährtin.

Da kam eine Sehnſucht über ſie, an der Stelle wieder zu weilen, wo ihr kurzes Glück begonnen. An dieſe Räume hier oben knüpften ſich nur peinliche, qualvolle, ja entſetzliche Erinnerungen. Unten ſchien ihr alles licht, heiter und heimiſch. Und als ſie wieder eines Nachts meinte im

Digitized by Google

Nebenzimmer Keuchen und Rufen zu hören und wieder die zuſammengebrochene Geſtalt liegen ſah, fuhr ſie entſetzt auf, zündete die Lampe an, flüchtete in den hinterſten Winkel ihres Bettes, lehnte ſich an die Wand, türmte Kiſſen auf, wie um ſich zu verteidigen, ſtarrte mit erſchrockenen Augen in das Zimmer und wartete ſo ohne Schlaf zu finden den Morgen ab.

Das ſollte ſich nicht wiederholen. Und ſie ging zu Henriette:

— Meine Liebe, ich habe dir einen Vorſchlag zu machen. Wie wäre es, wenn ich wieder unten ſchliefe?

Henriette blickte ſie lauernd an:

— Wie meinſt du das?

Nun erzählte ihr Ida von der Qual der Einſamkeit, ihrem Aufwachen in vielen Nächten, den Beklemmungen und der Nacht des Entſetzens, die ſie eben durchwacht.

Aber Henriette blickte ſie mit gekniffenen Augen an, und zuckte die Achſeln:

— Es war doch ſehr ſchön ſo. Wir haben ſo wie ſo hier keinen Platz.

— Aber es iſt doch früher gegangen.

— Ja früher. Da warſt du aber auch noch nicht Frau Richter.

Und ein hämiſches Lächeln ging über das lange, gelbe Geſicht.

Ida ſah ſie erſchrocken an. Sie fühlte, wie allmählich wieder die Lebensgefährtin Gewalt über ſie gewonnen. Aber eines wußte ſie: oben konnte ſie es nicht mehr ertragen. Und ſie machte einen Vorſchlag: Der Gedanke

Digitized by Google

der Wendeltreppe, der in ihrem erſten Brautſtand aufgetaucht, gewann Geſtalt. Henriette war einverſtanden. Und wie der Frühling ins Land zog, kamen die Maurer und Arbeiter, brachen die Decke durch, und eine eiſerne Wendeltreppe wurde eingeſetzt. Die führte von Henriettens Zimmer aus in den erſten Stock. Dieſe aber ſiedelte in die einſtige gemeinſame Wohnſtube der beiden Damen über. Oben wurden nur Wohnräume behalten, unten Schlafzimmer. Und Ida zog an einem ſchönen hellen Apriltage wieder in ihr Mädchenzimmer.

Als ſie es betrat, wo noch alles lag und ſtand wie einſt, kam ſüße Wehmut über ſie. Es war ihr, als kehrte ſie in das Land ihrer Jugend zurück. Die Kommode ſtand noch da, wo ſie geſtanden. Die alte gehäkelte Decke wurde darauf gelegt. Der kleine Spiegel und die Toilettengegenſtände wurden hingeſtellt. Die Schrankthür quietſchte noch wie früher, und ſie hängte ihre Kleider auf, beinahe mit Thränen in den Augen.

Sie hätte gern ihr Bett von oben mitgenommen, weil es weicher und ſchöner war; aber das Zimmer erwies ſich als zu ſchmal. Und da nun einmal Henriettens Schlafzimmer jetzt ſo groß war, fand es dort Platz und unter der großen ſeidenen Decke und dem prachtvollen Federbett aus ſchönſten Daunen, leicht wie eine Wolke, ruhte jetzt Henriette Lenz, als wäre ſie die eigentliche Frau verwitwete Emil Richter.

Daneben aber bettete ſich abends in ihr ſchmales, hartes Mädchenbett mit der wollenen Steppdecke und dem ſchweren Federbett, das wie ein Gewicht laſtete, Frau Ida

Digitized by Google

Richter, als wäre sie noch Fräulein Kirsch, als hätte es nie in ihrem Leben Liebestraum, Versorgungsglück und einen Ehering gegeben.

Sie war ihrem Geschick dankbar. Sie stand doch nicht allein auf der Welt. Sie hatte einen Menschen, an den sich ihr Herz klammern konnte, ihr armes, weiches Herz, das jemand haben mußte, der es steuerte durch die Wirrsale dieses Daseins. Und wie die Zügel der Regierung leise den Händen der Witwe entglitten, mit fester Hand aufgenommen von der, die nun wie früher wieder der Mann geworden war in der Ehe dieser beiden weiblichen Wesen, so kehrte auch allmählich beschauliches Glück und Ruhe wieder in Idas Seele. Ihre Wangen rundeten sich, ihre Augen blickten freundlich, die tiefen Ränder darum verschwanden. All die rundliche Fülle, die einst das ruhige Menschenkind beglückt, kehrte wieder.

Die Trauer um den Gatten ward milder und weicher, wie ein Schatten aus vergangenen Tagen, je weiter die Zeit enteilte. Und allmählich blieb auch das einzige, das die Witwe noch besessen, die Pflege des Grabes nicht mehr ihr Sonderrecht. Henriette ging mit. Da sie überall die Leitung übernahm, bestimmte jetzt sie die Kränze, setzte sie die Blumen, grub sie sie auf dem Hügel ein. Sie sprach mit dem Totengräber. Sie begoß die Pflanzen. Ida stand, wie sie es immer im Leben gethan, dabei.

Es war, als gehöre der Tote allmählich nicht mehr der Witwe allein. Henriette, die immer alles hatte haben wollen, drang leise in Idas Seele, setzte sich fest in ihrer Trauer, sprach von ihm, als wäre sie die Verlustträgerin gewesen.

Digitized by Google

Er begann wieder in den Gedanken der Damen zu herrſchen. Die Verſtimmungen waren vergeſſen. Alle Zweifel und kleinen Irrtümer des Lebens verſanken in unendliche Fernen. Sein Bild blieb. Nicht das des Bräutigams, des Ehemannes, des Kranken, des Toten, ſondern es war, als käme er wieder zu den beiden mit der weißen Weſte, tupfte ſich die Stirn und wiſchte ſich den glänzenden Kopf.

Wenn es eine Zeit lang zweifelhaft geweſen in den Gedanken, den Erinnerungen dieſer Damen, ob dieſe ein Recht an ihn haben würde oder jene, ſo ſchien bald der Zweifel zu Gunſten Henriettens entſchieden.

Eigentlich gehörte er ihr. Eigentlich war das alles ein Irrtum geweſen. Eigentlich war ſie die Witwe, ſie Frau Richter.

Es war auch ſchwer für den Außenſtehenden zu unterſcheiden. Beide trugen ſie Schwarz, mit der Abſicht, wie Henriette befohlen, dabei zu bleiben; das Schwarz der alternden Witwe, die den Lebensgefährten nicht mehr vergißt. Wenn jemand den Hergang nicht wußte, ſo mußte er auf Henriette als Witwe ſchließen. Denn ſie war ernſt, vergrämt, traurig, älter, mager, herabgekommen durch Schmerz und Leid, wie eine, die ihren Gatten verloren hat.

Ida aber war wieder rund und wohl und dick. Ida, die Begleiterin, die ſich kaum um die Geſchäfte kümmern durfte, die alle jene, die zu thun hatten mit den beiden, gar nicht kannten.

Und an einem herrlichen Sommerabend, als keine Wolke am Himmel ſtand, die Sonne herabglühte auf die

Digitized by Google

Straße, von der sie blendend zurückgeworfen ward bis in die Wohnungen der Menschen hinein, — da sagte Henriette zu ihrer Lebensgefährtin:

— Wir wollen sein Grab besuchen.

Fügsam machte sich Ida zurecht.

— Es sieht nach Regen aus! — meinte Fräulein Henriette Lenz und richtete ihre hagere, schmale Gestalt auf. Sie trug schon den Schirm in der Hand.

Die andere zögerte einen Augenblick, aber weil Henriette es gesagt, tauschte sie den schwarzen Sonnenschirm gegen das Regendach ein.

Als die beiden Lebensgefährtinnen aus der Hausthür traten, blickte Ida zum Himmel empor, der stahlblau sich über ihnen wölbte, wolkenlos. Doch sie verlor kein Wort. Und in gleichmäßiger Haltung, den Regenschirm wie ein Gewehr im Arm, mit ihren Handschuhen beschäftigt, schritten die beiden wie ein getreues Ehepaar die Straße hinab dem Kirchhof zu.

Es war ein Duften und Blühen draußen. Die heiße Sommerabendluft lastete schwer über den Gräbern, und die Sonne sandte noch immer unerbittlich ihre Strahlen herab. Hier und da auf dem großen Kirchhof standen einzelne schwarze Gestalten, pflanzten und begossen oder lehnten an den Gittern um die Grüfte: nachdenkliche Menschen, den Blick auf den Stein, der des müden Schläfers Namen nannte.

Die beiden Damen blieben an einem Grabe stehen mit hohem Marmorkreuz. Ida in einiger Entfernung mit gefalteten Händen, nachdenklich bei dem weilend, der ihr

Digitized by Google

den Namen gegeben. Henriette aber rief den Totengräber, einen jungen Mann, erst seit ein paar Wochen im Amt, der mit zwei Gießkannen langsam des Weges kam.

— Die Blumen sind ganz verdurstet! — sagte sie.

— Ich komme eben gießen.

Er öffnete das kleine Gitter und stellte eine Gießkanne hinein, denn Henriette wollte selbst den Blumen Wasser geben. Die Thür fiel zu, und der Mann blieb neben Ida draußen stehen. Er wischte sich mit dem Rücken der Hand den Schweiß und sagte zur Witwe, um ein gleichgiltiges Gespräch anzuknüpfen, weil die doch keinen solchen Anteil daran nahm:

— 's ist heiß heute, Fräulein!

Da klang es von Henriette, die in der Umzäunung mit ihrem Toten allein war:

— Die Veilchen müssen recht naß gehalten werden.

Der Mann brummte, indem er sich mit den braunen, geäderten Armen auf das Gitter stützte:

— Gewiß, Frau Richter, gewiß.

Dann gab Henriette noch ein paar Anordnungen. Der Totengräber trat hinein in die Umfriedigung, die kleine Gitterthür schlug zu. Und Ida stand draußen beschaulich still, in Erinnerung versunken, beiseite gedrängt, als ginge sie das alles nichts an. Drin, am Grabe, aber schloß der Mann jeden Satz, den er mit ihrer Lebensgefährtin sprach, mit dem Frauentitel, der eigentlich ihr gebührte.

Digitized by Google

Der Fund

Digitized by Google

Seit einigen Tagen herrſchte bittere Kälte. Es war kein Schnee gefallen, und beim ſchneidenden Nordoſt ſah die Landſchaft doppelt troſtlos aus, mit ihrem braunen, hartgefrorenen Boden und den kahlen Uferweiden, die ihre dunklen Äſte ſtruppig gleich rieſigen Reiſigbündeln in den fahlen Wintertag ſtreckten.

Alle Lebenskraft und Lebensluſt ſchien aus der öden Natur gewichen. Ich ging am Strom hin, läſſig, traurig, wie dieſes Wetter alle lebenden Weſen zu ſtimmen ſchien, denn wem ich auch begegnete, jeder machte ein mißmutiges Geſicht, jeder eilte nach Haus, keiner wollte ſich länger aufhalten, als nötig ſchien.

Nur eine Kinderſchar unterhielt ſich auf der Eisdecke, die ſchon ſtark genug war, Menſchen zu tragen. Die Knaben und Mädchen ſteckten die Köpfe zuſammen, beugten ſich nieder, beſprachen ſich lebhaft; ein älteres Mädchen zog die beiden kleinen Geſchwiſter davon, ſie weinten, wollten bleiben und mochten der Schweſter nicht gehorchen.

Als ich ganz nahe kam, richteten ſich die Kinder auf und thaten unbefangen, als ſpielten ſie, ſo daß ich ſofort vermutete, hier gäbe es etwas zu verbergen.

Digitized by Google

Ich fragte, in der Meinung, sie hätten irgend eine Dummheit gemacht und scheuten die Dazwischenkunft eines Erwachsenen:

— Kinder, was habt ihr denn da?

Keines antwortete. Einige der Kleinen wendeten sich zum Gehen. Ich betrachtete die Stelle, wo sie standen: das Eis war glatt und blank, nichts Außergewöhnliches zu entdecken. Zwei Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren hatten Schlittschuhe an den Füßen. Ich warnte sie, sie sollten sich ja beim Schlittschuhlaufen nicht zu weit hinauswagen aufs Eis. Dann wollte ich weitergehen, als der eine Knabe, der, die Hände in den Taschen, ein rotwollenes, gestricktes Tuch um den Hals, mit blauangelaufenem Gesicht sich frierend die Beine vertrat, sagte:

— Das Eis ist schon kolossal dick.

— Das könnt ihr nicht wissen, das kann täuschen.

Doch der Junge freute sich, etwas besser zu wissen als ein Großer:

— Aber man kann's ja sehen, 's is doch wie Glas und mindestens eenen Fuß dicke.

Und als wollten die Kinder die Richtigkeit seiner Worte bezeugen, beugten sie sich nieder zur spiegelnden, blitzblanken Fläche und starrten durch die Eisdecke in die Tiefe hinab, indem sie sich verstohlen anstießen, drängten, und einer oder der andere rief:

— Da, sieh mal, da!

Ich hatte das Gefühl, dort unten müsse irgend etwas Außergewöhnliches sein, das die Neugierde so fesselte. Schnell drängte ich die Kleinen beiseite und beugte mich

Digitized by Google

nieder über das klare, grünlich ſchimmernde Eis. Auf den erſten Blick konnte ich nichts erkennen, doch es war mir, als hätte ich einen Schatten wahrgenommen. Es mochte eine dunkle Stelle auf dem Flußgrund geweſen ſein, ein Stein, oder gar nur das Spiegelbild der Menſchengruppe auf der tragenden Eisdecke, die uns von den Rätſeln des unten leiſe in gelinder Strömung hinziehenden Stromes trennte.

Ich richtete mich auf, unwillkürlich die Kinder auch. Nur der große Knabe, der den Wortführer gemacht, blieb in ſeiner Stellung. Er hatte ſich aufs Eis gelegt, die Augen dicht an der ſpiegelnden Fläche, die Hände mit auseinandergeſpreizten Fingern wie ein Froſch aufgeſtemmt. Plötzlich fuhr er auf:

— Sie hat ruffgeſehn!

Kreiſchend flohen die Kinder ein Stück davon, einige ganz ans Land; die beherzteren blieben ein paar Schritte entfernt ſtehen. Ich begriff dies Weſen nicht, ließ mich ſchnell nieder, ſchützte rechts und links die Augen gegen die Blendung und ſuchte die glasartige Schicht mit den Blicken zu durchdringen.

Ich ſah zunächſt nur das Eis, das einzelne matte Flecken, Luftblaſen, dann ein paar Sprünge hier und da undurchſichtig machten. Doch als ſich meine Blicke an die Finſternis unten gewöhnt, erkannte ich einen dunklen Gegenſtand unmittelbar unter mir, etwas Langgeſtrecktes, das aus dem Boden zu wachſen ſchien und heraufreichte bis dicht unter das Eis. Und es bewegte ſich, wahrhaftig, bewegte ſich, doch nur ganz leiſe, und nun ſtand es wieder

Digitized by Google

ſtill. Es war gekrümmt, dicht unter der gefrorenen Decke; vielleicht ein Aſt, der angeſchwemmt hier durch einen Stein feſtgehalten wurde, denn unten lag offenbar ein großer Stein, halb in den Schlammgrund eingewühlt.

Die Wurzeln mußten oben ſein, denn unter dem Eis flatterte in der Strömung etwas hin und her wie dünne Äſte und Ärmchen, die die Gegenſtrömung an dieſer tieferen Stelle dicht am Ufer, wo das Waſſer wirbelte und ſich ſtaute, zitternd, flatternd hin- und hertrieb.

Und doch: Wurzeln waren es nicht. Wie lange Fäden, gleich einem breiten Pinſel, wiſchte es unter der Eisdecke hin. Es rollte ſich zuſammen gleich einem eingezogenen Rüſſel, ſchwankte hin und her, dann löſte ſich der Knäuel, ward breit, ging in die Länge, wuchs wieder in einzelnen Spitzen heraus, Fühlern gleichend, die eine Schnecke langſam ausſtreckt. Dann kräuſelte es ſich zuſammen, neigte ſich zur Seite, und in einem Augenblick hatte ich es erfaßt: das war Haar, Menſchenhaar, das lang aufgelöſte Haar einer Frau.

Da mußte unten eine ſtärkere Flutwelle gekommen ſein, denn der große dunkle Gegenſtand neigte ſich tiefer, daß der dichte Haarbüſchel in einem geraden Strich mitſchwamm, und ſank, von gurgelnder Gegenſtrömung gezogen, zurück. Nun ſah ich einen Frauenleib, gerade, ſtarr, wie es ſchien, nur mit Fetzen bekleidet, der mit ſteif nach unten geſtreckten Armen, wie eine Ohnmächtige, langſam hintenüber ſank auf den ſchlammigen Grund, mit den Füßen am Boden feſtgehalten.

Das Haar ging mit und formte um den Kopf etwas

Digitized by Google

wie eine große Krone, rieſelte auseinander gleich Schlangen, bettete, glättete, ebnete ſich, ſank nieder rings um das Haupt, aus dem mich ein paar große Augen anzuſtarren ſchienen.

Ich war ſo erſchrocken, daß ich mich mit einem Sprung vom Eis erhob, und die vielleicht durch das angeſtrengte Sehen angeſpannten Nerven mich zwangen, einen Satz rückwärts zu thun unter dem Gekreiſch der auseinanderſtiebenden Kinder.

Ich blieb ſtehen. Ich kämpfte mit meiner Feigheit. Ich dachte: du mußt noch einmal hinſehen, und hatte doch das Gefühl, als wäre ich im Entſetzen angefroren an den Boden, auf dem ich ſtand. Keine Macht der Erde hätte mich bewegt, wieder hinunterzublicken durch das Eisfenſter auf den Flußgrund, denn mir war es, als ſähe ich die dort unten mit erloſchenen Augen an der Decke taſten, die ſie von Luft und Leben ſchied.

Endlich raffte ich mich auf und trieb die Kinder fort. Sie ſollten ihre junge Seele nicht mit Grauſen erfüllen und kein Spiel treiben mit dem Ernſt des Todes, mit dieſem Mädchen, dieſer Frau, oder was ſie war, die dort unten, den Stein an den Füßen, an den ſie gebunden worden — wie ich mir nun erklärte — ihr entſetzensvolles Weſen im Spiel des Waſſers trieb.

Da es mir nicht gelang, die Kinder ganz zu verſcheuchen, griff ich zu einem Mittel: ich ſtellte den älteſten Jungen ſozuſagen über die andern und ſagte, ich mache ihn dafür verantwortlich, daß niemand ſich der Stelle nähere, denn ich würde gleich mit dem Landgendarm oder dem Amtsvorſteher wiederkehren.

Digitized by Google

Mit der Pflicht entschuldigte ich mein Grausen, nicht wieder hinunterblicken zu können, und stürmte davon, um die Obrigkeit zu benachrichtigen.

Während des Ganges blieb mir immer das entsetzliche Bild vor Augen. Ich fragte mich, wer die Tote sei, ich schloß auf ein Verbrechen: das unglückliche Weib war ertränkt worden, die in die Tiefe ziehende Last an den Füßen.

Der Amtsvorsteher, ein alter, auffallend ruhiger Mann mit glattrasiertem, braunem Bauerngesicht, hörte meiner Erzählung zu, ohne eine Miene zu verziehen, und schien meine Aufregung nicht im mindesten zu teilen. Er bot mir einen Stuhl an, ließ sich meine Wahrnehmungen ein zweites Mal erzählen, worauf er mit der größten Ruhe sagte:

— Nun, wir werden sehen.

Ich meinte, es müßte sofort etwas geschehen, denn der Eindruck des Erlebnisses hatte sich so tief in meine Seele gegraben, daß ich nicht verstand, wie er sich nicht im selben Maß auf einen andern übertrug.

Darum rief ich erregt:

— Aber es liegt doch zweifellos ein Mord vor! Da muß doch was geschehen — es muß gleich etwas geschehen — ich bin erbötig, sofort mitzukommen.

Doch der alte Mann lächelte:

— Warum soll es ein Mord sein? Man muß nicht immer gleich das Schlimmste annehmen!

— Aber was denn sonst?

— Was, sage ich nicht. Ehe die Untersuchung stattgefunden hat, kann man kein Urteil fällen.

Ich wurde ungeduldig über diese juristisch vorsichtige

Digitized by Google

Antwort und hätte ihm am liebsten zugerufen: Kommen Sie doch lieber mit, ſtatt zu reden!

Doch der alte Mann meinte, indem er bedächtig nach der Uhr ſah:

— Ich habe um zwölf jemand herbeſtellt und eſſe um halb eins; vielleicht gehen wir um ein Viertel zwei mal hinaus? Wenn's Ihnen nicht paßt, kann's auch ſpäter ſein.

Unter dem friſchen Eindruck, der eben alle Fibern in mir erregt, daß ſich mir das Haar auf dem Kopf ſträubte, machte ich mir nicht klar, wie im Leben dieſes Mannes Tod und Geburt, Mord und Diebſtahl vielleicht ſo oft wiedergekehrt waren, wie die Jahre, die er ſeinem Amt vorgeſtanden, wie Dinge, die einem andern von ungeheuerer Wichtigkeit erſchienen, ihm das tägliche Brot ſeines Berufs bedeuteten, und er ſich um etwas, das nun doch nicht mehr zu ändern war, nicht im ruhigen Gleichmaß ſeiner Bureauſtunden oder ſeiner behäbigen Verdauung ſtören ließ.

Ich hatte auch den Alten in meiner erſten Erregung zu ſcharf beurteilt, denn er ſchickte ſofort den Gendarmeriewachtmeiſter hinaus, der dort warten ſollte, bis wir erſchienen.

Was war auch zu ändern! Zum Leben wurde die Tote nicht mehr gerufen, Spuren eines Verbrechens konnten nicht verwiſcht werden, wenn es ein Verbrechen war, und wenn es ſolche Spuren gab. Die Tote dort unten mußte ſchon tagelang, konnte wochenlang aufrecht im Waſſer geſtanden haben, an den Füßen feſtgehalten gleich einem Kork an der Schnur, wie ein ſeltſames Denkmal auf dem Felſengrunde, mit den mantelgleich um ſie fließenden Haaren,

Digitized by Google

die, das einzige Bewegliche an dem erstarrten Leibe, sich ausbreiteten gleich einer Krone, den Kopf umwebten wie ein Flammenschein, auseinanderflatterten in einzelnen Strähnen, wie um ein Haupt der Erinnyen.

Die Kunde von dem Fund hatte sich schnell verbreitet. Als wir ankamen mit ein paar Leuten und den nötigen Werkzeugen, war bereits eine große Menschenmenge am Ufer versammelt. Während nun das Eis vorsichtig aufgehackt wurde, hatte der Wachtmeister alle Mühe, die neugierigen Mädchen und Frauen abzuhalten, näher an das Loch, das im Eis entstand, heranzutreten, so daß vielleicht die Decke unter der Last gebrochen wäre und der Fluß neue Opfer gefordert hätte.

Endlich war die Öffnung groß genug, und ein paar Fischer versuchten mit ihren Bootshaken den Stein, an dem die Tote hing, zu bewegen. Sie wühlten im Wasser herum, es spritzte auf, und bald überzogen sich die benäßten Stangen mit einer dünnen, glasähnlichen Eiskruste.

Der Ortsvorsteher stand ruhig dabei, befahl nichts, ordnete nichts an; ihn schien zu frieren, denn es war bitter kalt. Er mochte wohl an seine warme Amtsstube denken.

Da übernahm ich ohne Einspruch von ihm die Bergungsarbeiten und befahl, sie sollten erst einmal das Wasser sich glätten lassen.

Nun standen die drei kräftigen Männer in hohen Wasserstiefeln, über die dicken Wollhemden die Jacken gezogen und alle drei noch dazu ein Tuch um den Hals, regungslos da, die langen Bootshaken hinter sich auf dem Eis ruhen lassend.

Digitized by Google

Alles ſtarrte auf die Öffnung. Das Waſſer beruhigte ſich ſchnell, aber Schlamm und Schmutz trübten es. Endlich klärte es ſich, und ich glaubte, einen dunklen Schatten zu erkennen. Es tauchte etwas auf.

Im ſelben Moment fuhren die mit angeſpannter Neugierde nach dem Loch ſchauenden Weiber kreiſchend zurück, und eine rief:

— Sie will raus!

Es war das lange Haar, das ein Strudel nach oben getrieben.

Nun ſchlug ich vor, mit dem ſchärfſten Haken unten den Strick zu durchſchneiden. Doch alle Bemühungen waren vergebens.

Da wollten ſie die Tote einfach mit Gewalt herausziehen. Doch ich weiß nicht, was mich dabei ſtörte, ob der Gedanke, die etwaigen Spuren einer Gewaltthat könnten dadurch verwiſcht werden, ob vielleicht die Idee, die ſich in meiner Phantaſie feſtgeſetzt, ein junger, ſchöner Mädchenleib hinge dort unten an dem todbringenden Stein, und es ſei ein Verbrechen, ihn zu verſtümmeln, kurz, ich erhob Einſpruch. Der energie- und thatenlos daſtehende Amtsvorſteher ſchwieg.

Da kam ein junger Mann aus einem der nächſten Gehöfte, der bisher unter den Neugierigen geſtanden, auf einen guten Gedanken: er wollte eine Stange holen, an der, zum Abſchneiden von dürren Äſten, ein ſichelförmiges Meſſer ſaß.

Er lief davon und kehrte bald mit dem Inſtrument wieder. Er verſenkte es in die Tiefe, und der Burſche erklärte, etwas wie einen Strick zu fühlen.

Digitized by Google

Er zog an, und am nachgebenden Widerstand sahen wir, daß er etwas durchschnitten haben mußte. Aber dadurch war das Wasser so getrübt, daß man nichts mehr erkannte, bis mit einem Mal in der Mitte des Lochs etwas aufstieg, von der nachhelfenden Stange unterstützt, ein runder schwarzer Fleck, um den plötzlich strahlenförmig das Haar sich ausbreitete, vom Wirbel ausgehend, so daß es beinah aussah wie ein mächtiges, dunkles Chrysanthemum: es war der Kopf mit den Haaren.

Wieder ging eine Bewegung durch die Leute. Der Bursche verdoppelte seine Bemühungen, das hemmende Seil zu durchschneiden. Das Wasser spritzte von allen Seiten, und ein Mädchen, bis zu dem vielleicht ein Tropfen geflogen, kreischte laut auf, so daß sich die Bewegung wie ein Entsetzen unter den andern fortpflanzte.

Da plötzlich verschwand der Kopf bei einer Bewegung der Stange. Es war, als schlösse sich die große, dunkle Blume im Wasser, gurgelnd zog in der Mitte der Scheitel hinab, die einzelnen Strähnenblüten nach sich ziehend. Doch im nächsten Augenblick tauchte, die ganze Länge des Lochs ausfüllend, ein Körper auf, der zwei Flutwellen rechts und links zur Seite trieb.

Langsam erschienen, wie zwei in die Höhe wachsende Inseln, die Brüste. Dann kamen die Schultern zum Vorschein und schließlich der ganze Körper, fast unbekleidet; nur ein paar Fetzen des Hemdes hingen noch daran. Die Füße waren mit einem Strick zusammengebunden, dessen Ende der Haken durchschnitten. Das Gesicht war nicht

Digitized by Google

zu erkennen: das dichte, wie eine Qualle ſich ſchwer hin- und herwälzende Haar hielt es bedeckt.

Als der Leib emportauchte, ging ein Laut durch die Menge, ein „Sieh doch!“ ein „Ah!“ ein „O!“ Die Weiber drängten ſich enger aneinander und wichen in halber Scham vor dem unbekleideten Körper zurück. Die Männer blieben ruhig ſtehen, und eine Stimme ſagte:

— Ach, iſt das ſchrecklich!

Der Burſch aber meinte nur:

— Die iſt ſcheen!

Man wollte den Körper auf das Eis heben, doch es machte Schwierigkeiten, er rutſchte ein paarmal ab. Niemand mochte zugreifen. Da packte der Burſche, der jetzt die Haupthätigkeit entwickelte, kurz entſchloſſen die Tote beim reichen, ſchwarzen Haar. Es glitt vom Geſicht, und wir ſahen ein verſtümmeltes Antlitz, deſſen Züge, mit einem Stein oder ſtumpfen Gegenſtand zertrümmert, von Verletzungen entſtellt, auch den Angehörigen keinen Anhalt zum Erkennen gegeben hätten.

Einen Augenblick waren alle aufs höchſte geſpannt geweſen, jetzt war man ſichtlich enttäuſcht, und wieder ging ein Murmeln durch die Umſtehenden. Ein paar Frauen bedeckten das Geſicht mit der Schürze, ein altes Mütterchen fing an zu weinen, und die Kinder, die vorhin auf dem Eis geſtanden, drängten hinter den Erwachſenen vor, auch ſie wollten ihren Teil am Schauſpiel haben.

Das gab dem Wachtmeiſter Gelegenheit zum Einſchreiten; er wurde plötzlich grob:

— Was giebt's denn hier zu ſehen! Macht, daß

Digitized by Google

ihr nach Haus kommt. Ich habe überhaupt gesagt, nicht so nahe ran, und ich muß mir ausbitten, daß hier gehorcht wird!

Die Männer traten brummend zurück, ein Teil der Mädchen auch, ein paar Mütter zogen ihre Kinder fort, und einen Augenblick später waren die Zuschauer verstreut. Nur noch wenige blieben stehen.

Die Tote wurde schnell mit ein paar Zweigen zugedeckt, die der junge Bursche, der thätigste von allen, aus einem niedrigen Tannengebüsch am Ufer geholt hatte.

Der Amtsvorsteher stand noch immer in seiner gewöhnlichen Ruhe dabei. Er hatte keine Miene verzogen und hörte auch nun unbeweglich zu, wie die Männer, die geholfen hatten, ihre Gedanken austauschten, wer wohl die Tote sein könnte.

Kein Mensch wußte es. Vielleicht war sie von weit her aus einer andern Gegend. Aber allerdings hätte sie bei dem entstellten Gesicht, und da kein Ring einen Anhalt gab, kein Mal, kein Fleck, doch niemand erkennen können.

Die Männer sprachen über den Strick, wo der her sei, welcher Art, welches Gewebe — aber niemand wollte ihn anfassen.

Da sagte der Amtsvorsteher:

— Wir müssen aber als Beweismittel den Strick haben.

Niemand rührte sich.

Da trat plötzlich der Bursche auf die Tote zu mit den Worten:

— Da is doch nischt dabei!

Digitized by Google

Er packte die Füße und bemühte sich, den Strick zu lösen.

Er zog unausgesetzt an einer Schlinge, die nicht gleich nachgeben wollte.

Einer der Leute meinte:

— Nee, so wird's doch immer fester.

Die übrigen stimmten ihm bei.

Doch der Bursche sagte, während er mit einem Ruck die Schlinge anzog:

— Die geht gerade uff, wenn man dran zieht.

Da erwachte mit einem Mal der Amtsvorsteher aus seiner scheinbaren Gleichgiltigkeit, trat dicht zu dem Burschen, blickte ihn groß an und fragte:

— Woher wissen Sie denn das?

Der Bursche, der fest angezogen hatte, so daß sich die Füße der Toten hoben und, als er den gelösten Strick in der Hand behielt, dumpf auf das Eis zurückschnellten, wurde plötzlich verwirrt und stammelte:

— Das denke ich mir bloß so!

Doch der Amtsvorsteher fragte noch einmal, indem er ihm einen Schritt näher trat:

— Woher wissen Sie denn das? Sollten etwa Sie den Knoten gemacht haben?

In diesem Augenblick kam Leben in den alten Mann, er packte den Burschen beim Ärmel, und der andere, der einzige, der den Mut gehabt, die Tote anzufassen, ward leichenfahl und rief laut:

— Ich bin's nich gewesen. Wer sagt das? Ich bin's nich gewesen!

Digitized by Google

Der Amtsvorſteher rief den Wachtmeiſter:

— Nehmen Sie den mal ſofort auf die Amtsſtube mit; ich komme gleich nach.

Dabei zog er dem Burſchen den naſſen Strick aus der Hand, den jener nur unwillig herzugeben ſchien, als wolle er ihn nun keinem fremden Auge überlaſſen.

Alles hatte ſich mit ſolcher Schnelligkeit abgeſpielt, daß wir kaum wußten, wie uns geſchah.

Mit einem:

— Ich habe niſcht zu verbergen, — ging der Burſche mit dem Wachtmeiſter davon. Ein paar Männer folgten, als wollten ſie ein Entweichen verhüten.

Bei der Toten, die unter dem grünen Reiſig ſo verborgen lag, daß niemand hätte ahnen können, was darunter ſteckte, blieb ich mit dem Amtsvorſteher ſtehen.

Der alte Mann war jetzt wieder läſſig, behäbig und bequem wie vorhin, als ginge ihn die Sache nichts an, als wäre ſolch ein Fall für ihn nach dreißigjähriger Praxis kaum mehr von Intereſſe, und er ſagte nur:

— Er hatte einer die Ehe verſprochen, aber ſie hatte nichts, und 'ne Reiche konnte er jetzt kriegen. Es hieß, ſie wäre nach Poſen in Stelle gegangen. Wir werden ja ſehen, ob ſie hingekommen iſt.

Und bei dem „ſie“ deutete er mit dem Strick, der ſich ſchon in der bitteren Kälte mit einer Eiskruſte überzog, auf die Tote am Boden.

Digitized by Google

Die Hochzeit

Digitized by Google

1.

Endlich hatte der junge Graf Viereichen den Verlobungsring am Finger.

Seit Jahren schon lag ihm die Mutter in den Ohren, seine Wahl zu treffen. Aber das Heiraten war nicht so leicht. Vor allen Dingen nicht für jemand wie er, der durch so viel Bande gefesselt war. Keine, die der Mutter hätten Kummer bereiten können. — Das Unglück war: Graf Joachim Viereichen hatte zu viel Freunde.

Er war reich, unabhängig, und das große schlesische Majorat wartete nur auf eine Herrin, denn der Graf war der letzte und einzige seines Namens.

Aber die Freunde, die Freunde! Er hatte eine Reise um die Erde gemacht, die nur kurz dauern sollte und sich über zwei Jahre ausgedehnt hatte.

Schon in Kairo blieb er hängen, dort hatte er ein paar reizende junge Franzosen kennen gelernt, von denen konnte er sich nicht trennen. In Indien war er mit dem Vizekönig auf die Jagd gegangen und hatte wiederum Freunde gefunden, — Freunde, ach, die Freunde! Sie ließen ihn ja nicht los. Diesmal ein paar junge Eng-

Digitized by Google

länder aus großen Häusern. Mit ihnen hatte er Tennis gespielt und Golf und Polo zu Pferd.

Auf Java war er mit ein paar jungen Friesen, den Herren von Autema aus Groningen, wochenlang im Innern gewesen. Die Freunde, ach, die guten Freunde!

Und sie hatten ihn weiter empfohlen nach Japan. Da fand er sich gar nicht mehr fort. In Tokio — das war ein Leben mit all den jungen Diplomaten, ein Leben wie im Traum in diesen unwahrscheinlichen Gegenden mit dem köstlichen Klima, der wunderbaren Flora!

Endlich war er doch weitergekommen nach Amerika. Aber da wurde er empfohlen von einem Haus ins andre, von San Francisco nach Chicago, nach New Port. In Kanada hatte er Elche geschossen, in Florida Haifische gefangen. Und alles mit reizenden, wohlerzogenen jungen Leuten, die ihn sozusagen von einer Hand zur andern gehen ließen.

Auf dem Heimweg schloß er sich auf dem Dampfer an ein paar junge Schottländer an, und da es gerade an der Zeit war, folgte er ihrer Gastfreundschaft und schoß Grouses bei ihnen.

Als er endlich in Deutschland ankam, wurde er empfangen von seinen lieben Freunden, die ihn nicht losließen.

Bei dieser Lebensweise hatte Graf Viereichen keine Damenbekanntschaften machen können. Er ging wohl ab und zu wie jeder wohlerzogene, junge Mann dieser Kreise in Gesellschaft, aber sein Herz war im Freien bei Sport und Spiel, bei der Jagd, bei männlicher Freude, männ-

Digitized by Google

lichem Vergnügen. Er führte ein Leben wie in den Corps die Studenten, nur daß er nicht mehr die zwanzig und etliche Jahre beſaß wie dieſe jungen Leute.

Und nun war er verlobt. Er wußte eigentlich ſelbſt nicht, wie es gekommen. Er wußte nur eines: es war die Richtige. Noch nie hatte ſich ſein Herz geregt, und bei dieſer ſchlug es. Er war auch ſofort zu ihrem Vater, dem Wirklichen Geheimen Rat im Auswärtigen Amt von Höllwarth, gegangen, ohne das Mädchen überhaupt zu fragen, und hatte ihm geſagt:

— Ich bin in dem und dem Jahre geboren, ich habe ſo und ſo viel Einkommen, ich liebe Euer Excellenz Tochter. Ob ſie einverſtanden iſt, weiß ich nicht. Die Sache muß augenblicklich erledigt werden, ich kann's nicht mehr aushalten. Ich kann nicht warten, ich muß ſie haben!

Die Werbung war ſonderbar. Aber Graf Viereichen bangte nicht einen Augenblick vor der Entſcheidung. Sie mußte ja ſagen. Sie ſagte auch ja. Genau ſo wie er, augenblicklich.

Der Gräfin wurde nach Schleſien telegraphiert. Sie kam, ſie war glückſelig. Die Familienverhältniſſe paßten ausgezeichnet. Excellenz von Höllwarth hatte eine hervorragende Stellung, ſeine Frau, eine geborene Gräfin Vergenthin, war in Pommern, in der Mark, in Schleſien mit beinahe allen guten Familien verwandt; zwei Brüder ſtanden bei der Garde, einer war im diplomatiſchen Dienſt. Das Mädchen war dreiundzwanzig Jahre, ſo daß ſie nicht als Gänslein in die Welt ſah, ſondern ſchon etwas vom Leben kannte, war einfach, wohlerzogen, nicht hübſch, aber

Digitized by Google

ſehr angenehm, groß, blond, ſchlank — beſte deutſche Raſſe. Die alte Gräfin ſtand mit ihrer Schwiegertochter bald ſo, daß Agnes' Mutter faſt eiferſüchtig wurde. Über ſeinem Glück vergaß Graf Viereichen ein wenig ſeine Freunde, denn er widmete ſich jedem Menſchen, mit dem er zuſammenkam, mit all ſeiner Liebenswürdigkeit, die ihm die vielen Freunde eingetragen.

Er verbrachte die ganze Zeit bei ſeiner Braut. Er war verliebt zum Lachen. Schon früh am Morgen ſchickte er den Diener nach der Sommerſtraße, wo Excellenz wohnte, mit einem großen Blumenſtrauß und ließ ſich erkundigen, wie ſeine Braut geſchlafen hätte.

Zu etwas vorgerückterer Zeit erſchien er ſelbſt. Er pflegte mit der Familie zu frühſtücken. Nachmittags fuhr er mit ſeiner Schwiegermutter und ſeiner Braut aus, um die Ausſtattung zu beſorgen.

Sie kümmerten ſich um jeden kleinen Gegenſtand, und wenn ſeine Braut ſich reiflich überlegte, ob ein langer Quirl oder ein kurzer beſſer wäre, ſah er ſie dabei verliebt glückſelig von der Seite an. Sie fragte:

— Was haſt du denn, Joachim?

Er lachte nur immer:

— Ich darf dich doch anſehen.

Die beiden waren wie die Kinder. Sie krochen in die hinterſten Winkel der Läden, als ob ſie nach einem ganz beſonderen Gegenſtand für den jungen Haushalt fahndeten, während ſie doch nur eine dunkle Ecke ſuchten, um ſich zu küſſen.

Graf Viereichen ſaß den ganzen Tag bei ſeiner Braut.

Digitized by Google

Andere Menſchen bekamen ihn überhaupt nicht zu Geſicht. Und der junge Graf de Lafargue von der belgiſchen Geſandtſchaft ſagte zu Prinz Hartmannsdorff:

— Ich glaube, Viereichen hat uns ganz vergeſſen.

Der Prinz, ein eingefleiſchter Junggeſelle, meinte halb ärgerlich, halb gleichgiltig:

— Das iſt immer ſo, wenn einer heiratet. Den muß man nur gleich verloren geben.

Er ſchien auch wirklich für ſie verloren. Eine völlige Veränderung war mit ihm vorgegangen. Jetzt ſchon ſprach er vom Junggeſellentum beinahe mit Verachtung.

Und Joachim Viereichen konnte den Augenblick der Hochzeit nicht mehr erwarten. Endlich ward ſie auf den 24. Mai feſtgeſetzt, und er ging mit ſeiner Braut und ſeiner Mutter zum Superintendenten, um wegen der Trauung Rückſprache zu nehmen. Sie ſollte in der neuen Pauluskirche am Lützowplatz ſtattfinden. Ein freundlicher, alter Herr mit langen Silberlocken und glattraſiertem Geſicht, aus dem ein ausdrucksvoller Mund ſprach, reichte ihnen beide Hände, bat ſie, am Sofatiſch Platz zu nehmen in einer Ecke, über der der Chriſtus von Thorwaldſen wie ſegnend ſtand.

Der Superintendent wollte etwas über die beiden Familien wiſſen. Graf Viereichen erzählte, während er immer dabei die Hand ſeiner Braut hielt. Aber ſtatt von der Familie, ſprach er nur von ihr und ſo überſchwenglich, daß das Mädchen rot ward und ihm die Hand entzog.

Aber er ließ ſich nicht ſtören und erzählte dem freundlich lächelnden alten Herrn, daß er ein Thor geweſen, ſo

Digitized by Google

viele Jahre lang am Beſten vorüberzugehen, an ſeinem größten Glück. Nun habe er ſich endlich bekehrt:

— Herr Superintendent, wie Ihr Gotteshaus Paulskirche heißt: ich bin ein Paulus geworden. Ich bin ganz verändert. Und das hat alles dieſes kleine Mädchen hier gethan. Sehen Sie nur mal, Herr Superintendent, was ſie für Augen hat.

Der alte Herr hob die beiden Hände, lächelte wieder und meinte:

— Das nenne ich aber ein junges Glück! Gottes Segen wird mit Ihnen ſein. Aber nun verargen Sie es einem alten Diener am Tiſche des Herrn nicht, wenn er auch nach dem fragt, was doch erwähnt werden muß, nach Ihrer Familie und wie Sie ſelbſt aufgewachſen ſind.

Graf Viereichen blickte ihn erſchrocken an:

— Habe ich denn alles das nicht geſagt?

Der Superintendent ſchüttelte den Kopf:

— Nein. Sie haben in ſelbſtloſeſter Weiſe nie von ſich geſprochen, nur von der lieben Braut.

Aber von ſich reden konnte er nicht. Und während die Gräfin dem alten Geiſtlichen gewiſſe Einzelheiten zur Notiz gab, ſaß das Brautpaar wieder Hand in Hand, und es hätte wirklich nicht viel gefehlt, ſo wären ſie ſich um den Hals gefallen.

Währenddeſſen hatte der Superintendent ſeine Agenda geholt. Es ſtellte ſich heraus, daß gerade am 24. Mai ſchon um halb ein und um halb zwei Uhr Trauungen von zwei Amtsbrüdern abgehalten wurden. So konnte es nicht vor halb vier Uhr ſein.

Digitized by Google

Die Gräfin mußte das junge Paar zweimal anrufen, bis ihr Sohn antwortete. Der Superintendent fragte, ob die Zeit ihm passe? Er war mit allem einverstanden. Er hätte sich auch um Mitternacht trauen lassen, wenn es nur möglichst bald geschah.

Und als er seine Braut die Treppe hinunterführte, sagte er, indem er Agnes Hand an die Lippen zog:

— Weißt du, dann bummeln wir so früh um elf aufs Standesamt. — Aber zugleich seufzte er:

— Ach, die lange Zeit dann noch bis zur Trauung! Halb vier Uhr erst!

Doch sie meinte, indem sie ein Mäulchen zog:

— Joachim, ich muß mich doch anziehen. Denke dir mal das Brautkleid mit drei Meter Schleppe!

Er blieb auf den untersten Stufen stehen:

— Kannst du es nicht mal zur Probe anziehen? Ich möchte dich so gern darin sehen.

— Nein. Das muß eine Überraschung sein.

Als sie unten im Flur standen, rief er die Gräfin, und als seine Mutter herantrat, sagte er, verschmitzt lächelnd:

— Mama, sieh dich nicht um.

Dann, ehe seine Braut ahnte, was geschehen sollte, hatte er sie beim Kopf gepackt und drückte ihr einen Kuß auf den Mund.

2.

Das junge Paar fürchtete sich ein wenig vor dem Polterabend, der in der Wohnung der Eltern auf der

Sommerſtraße hätte abgehalten werden ſollen. Auch der Excellenz war, da es gerade jetzt im Auswärtigen Amt viel zu thun gab, die Ausſicht auf all die Unruhe, die ſolch ein Feſt mit ſich brachte, nicht angenehm. Da kam ein Zufall zu Hilfe. Im zweiten Stock des Höllwarthſchen Hauſes wohnte ein Generalleutnant außer Dienſt, der ſo ſchwer erkrankte, daß ſein Ableben nur noch ein Frage von Tagen ſchien. So konnte unmöglich darunter ein Feſt mit Geſang, Muſik und Tanz abgehalten werden.

Sie verlebten alſo den Polterabend im engſten Familienkreiſe, und Joachim kam richtig nicht dazu, bis zum Tage ſeiner Hochzeit einen ſeiner Freunde wiederzuſehen. Einen ſeiner vielen lieben, lieben Freunde, die er ganz vernachläſſigt, ſeitdem er in ſeiner Braut einen beſſeren Erſatz gefunden hatte.

Am Hochzeitstage gingen ſie früh um elf Uhr aufs Standesamt. Joachim hatte ſeine beiden Schwäger von der Garde, einen Ulanen und einen Dragoner, als Trauzeugen mitgenommen. Die Excellenz war im Dienſt, und Frau von Höllwarth, die ſehr kirchlich geſinnt war, maß der Civiltrauung keine Bedeutung bei.

Die vier machten auch die Sache eigentlich mehr wie einen kleinen Scherz ab. Auf dem Standesamt ſaßen ſie ungeduldig im Wartezimmer; die beiden Offiziere ſchimpften, daß es ſo lange dauerte, und das Brautpaar ſtand in der Fenſterniſche und ſprach von der Hochzeitsreiſe, die nach Wien gehen ſollte.

Endlich wurden ſie hereingerufen, hörten die Worte des Beamten an, erklärten ihr Einverſtändnis, unterſchrieben,

Digitized by Google

die Trauzeugen auch, und die Sache war erledigt. Dann fuhren sie nach Haus, und im Grunde genommen ward sich das Paar nicht klar, daß es bereits Mann und Frau war.

Es war schon halb ein Uhr geworden, und um drei Uhr fünfzehn Minuten sollten sie sich im Grand-Hotel-Lützowplatz treffen, das dicht neben der Pauluskirche lag.

In demselben Hotel war Graf Viereichen, der seinen Junggesellenhaushalt aufgelöst hatte, mit seiner Mutter abgestiegen. Das war für sie das bequemste.

Er geleitete seine Braut bis an die Entreethür ihrer väterlichen Wohnung, wobei sie vorsichtig auftraten, um den todkranken Generalleutnant nicht zu stören. Und beim Abschied an der Thürspalte, während die beiden Offiziere schon drin ihre Säbel ablegten, gab Graf Viereichen seiner jungen Frau, die ihm noch Braut dünkte, schnell einen Kuß. Neckisch deutete sie dabei mit dem Finger hinauf und sagte flüsternd:

— Aber nur ganz leise!

Dann ging er die Treppe hinab und fuhr ins Hotel.

Seine Mutter war ausgegangen. Es war noch nicht eins. Sich in den Frack zu werfen, ging schnell. Wenn er dreiviertel drei Uhr sich umzog, hatte er noch Zeit genug.

Aber was sollte er jetzt beginnen? Er langweilte sich. Er wäre am liebsten auf die Sommerstraße gefahren. Doch der Brautstaat erforderte Zeit, und er hätte sie doch nicht zu sehen bekommen.

Seine Ungeduld stieg. Er ging ins Lesezimmer des

Digitized by Google

Hotels, ſah die Blätter durch, die auf dem Rieſentiſch wohlgeordnet lagen. Nichts intereſſierte ihn. Endlich beſchloß er auszugehen. So ſetzte er denn den Hut auf, nahm den Stock in die Hand und bummelte den Lützowplatz hinunter.

Zuerſt wollte er in der Nähe des Hotels bleiben, denn ſeine Mutter konnte jeden Augenblick heimkehren. Dann aber blickte er nach der Uhr. Um Gottes willen! er hätte ja noch Zeit gehabt, die Friedrichſtraße zehnmal hin- und her zu laufen. Irgend etwas mußte er unternehmen, um ſeine Ungeduld zu bannen.

So ging er über den Kanal, im Mundwinkel eine Cigarette, die ab und zu einen Rauchſtreifen hinter ihm ließ, dem Tiergarten zu.

3.

Als die Gräfin heimkehrte, war Joachim noch nicht zurück. Es fiel ihr nicht auf. Sie dachte: der iſt ſicher bei ſeiner Braut. Denn Frau war ſie ja erſt nach der kirchlichen Trauung.

Die Gräfin ließ ſich von ihrer Zofe in aller Ruhe anziehen. Und warf immer dabei einen Blick auf einen kleinen Lederrahmen, der eine Photographie enthielt: ihren verſtorbenen Mann. Gott, wenn er das erlebt hätte. Dieſe Freude, dieſes Glück!

Darüber verging die Zeit, und es war bald drei Uhr geworden. Sie fragte das Mädchen:

Digitized by Google

— Iſt denn der Herr Graf noch nicht da?

Die Zofe ging an die Thür und klopfte:

— Frau Gräfin läßt fragen, ob der Herr Graf bald fertig ſind?

Keine Antwort.

Nun legte die Mutter ſelbſt das Ohr an das Holz. Es blieb alles ſtill. Sollt er noch nicht zurückgekehrt ſein? Sie fragte das Zimmermädchen, dann den Kellner. Niemand wußte etwas. Sie ſchickte zum Portier. Es hieß, der Herr Graf wäre vor etwa zwei Stunden ausgegangen. Er hatte ſich vielleicht vorher angezogen und wollte in ſeiner Ungeduld, obgleich die Verabredung eigentlich anders lautete, die Braut ſelbſt ins Hotel begleiten.

Doch als die Zofe meinte, es wäre Zeit, daß die Frau Gräfin zum Empfang der Gäſte hinunterginge, klopfte ſie abermals am Zimmer ihres Sohnes, trat ein und gewahrte zu ihrem Erſtaunen Frack, Beinkleid, weiße Weſte, ein friſches Hemd, die Kravatte, weiße Handſchuhe ſorgſam aufgereiht auf dem Bett liegen.

Da durchfuhr ſie ein Schreck. Um Gotteswillen, wo ſteckte er denn?

Und ſie ging in die großen Repräſentationsräume des Hotels neben dem Speiſeſaal, die für die Hochzeitsgeſellſchaft zurückgehalten waren.

Eine Anzahl Kellner ſtand herum. Der Geſchäftsführer begrüßte die Gräfin. Sie fragte nervös:

— Haben Sie meinen Sohn nicht geſehen?

— Der Herr Graf wird wohl noch oben ſein.

— Nein, er iſt nicht oben.

Digitized by Google

— Vor zwei Stunden habe ich ihn gesehen, Frau Gräfin.

— Das hilft mir gar nichts. Schicken Sie doch einmal, wo er sein könnte. Lassen Sie suchen.

Und da im selben Augenblick schon draußen ein paar Uniformen erschienen, und man durch die geöffnete Thür die Damen in der Garderobe verschwinden sah, so machte der Geschäftsführer ein ganzes Heer von Hotelpagen mobil, die Mädchen wurden gefragt, der Portier telephonierte sofort nach der Wohnung des Geheimrats von Höllwarth.

Die Antwort kam augenblicklich zurück: die Herrschaften wären schon fortgefahren und müßten jeden Moment im Hotel sein.

Inzwischen war die Braut mit ihren Eltern bereits eingetroffen. Die Abwesenheit des Bräutigams wurde ihr nicht mitgeteilt, sondern die Gräfin zog Frau von Höllwarth beiseite und erzählte, daß ihr Sohn nicht da sei und sie nicht wisse, was sie thun solle. Als nun der Geheimrat dazu trat, wurde beratschlagt, wohin man telephonieren, telegraphieren, schicken sollte, um ihn zur Stelle zu schaffen.

Zuerst hielten alle die Sache gar nicht für möglich. Der Dragoner Höllwarth lief selbst auf seines Schwagers Zimmers, um sich zu überzeugen, daß die Hochzeitssachen auf dem Bett noch ihres Besitzers harrten.

Da jede Aufklärung fehlte, so waren alle ziemlich ratlos. Der einzige, der den Kopf oben behielt, war die alte Excellenz. Er beruhigte die Gräfin in liebenswürdigster

Digitized by Google

Weiſe und ordnete an, daß die Braut vor den Gäſten noch nicht erſcheinen durfte.

Inzwiſchen begannen ſich die Räume zu füllen. Es blitzte von bunten Uniformen, Diademen, Halsſchnüren; die bloßen Nacken der jungen Mädchen und Frauen leuchteten, dazwiſchen die Spitzen und der Schmuck der älteren Damen, die, was ihnen die Natur nicht mehr ſchenkte, durch Aufwand an Kleidung zu erſetzen ſuchten.

Die Menge wogte durcheinander, Familienglieder trafen ſich wieder, die ſich Jahre nicht geſehen. Es war ein Händeſchütteln, Vorſtellen, Verbeugen und ſich Unterhalten. Aber daß irgend etwas nicht in Ordnung war, ſickerte durch. Ob es ein Kellner mitgeteilt, ob die Unruhe der Brüder der Braut aufgefallen, ob man etwas in den verſtörten Mienen der beiden Mütter geleſen — kurz, es ging allmählich von Mund zu Mund:

— Der Bräutigam iſt nicht da.

Ein paar behaupteten, und ſie hatten ja recht, da auch die Braut fehlte:

— Sie ſind beide nicht da.

Sofort ſchwirrte ein Gerücht, die Braut ſei unwohl.

Da erſchien am Eingang ein Mann im Frack, mit glattraſiertem Geſicht, und hatte eine längere Unterredung mit der Excellenz.

Jemand rekognoscierte ihn als den Kirchendiener. Das brachte Alarm in die Geſellſchaft, und verſchiedene blickten nach der Uhr. Es war längſt halb vorbei, ja bald dreiviertel. Allmählich ſetzte ſich der Gedanke feſt, irgend etwas Außergewöhnliches müßte geſchehen ſein.

Digitized by Google

Eine ſcharfe Zunge wußte zu erzählen, die Braut habe ſich im letzten Moment geweigert. Doch eine andere widerlegte:

— Dann könnten ſie doch gar nicht auf dem Standesamt geweſen ſein.

Eine dritte wußte es ſchon beſtimmt:

— Das ſind ſie auch nicht.

Die Aufregung wuchs. Endlich ward an die Eltern geradezu die Frage gerichtet.

Ein paar nahen Verwandten der Gräfin wurde mitgeteilt: Joachim ſei nicht nach Haus gekommen. Andre wurden beruhigt, es handle ſich um ein Unwohlſein, wobei es nicht klar ward, lag es auf Seiten der Braut oder des Bräutigams.

Endlich hatte der Ulan, der zur Dienſtleiſtung beim Generalſtab befehligt war, einen Plan entworfen, den er ſeinem Vater wie einem Vorgeſetzten, bei dem er Generalſtabsoffizier oder Adjutant wäre, zur Begutachtung unterbreitete:

— Wir: die drei Brüder und noch ein paar Freunde von Joachim, mußten jeder ſchnell eine Droſchke nehmen und die Stadt abſuchen.

Aber die Excellenz lief erregt in dem kleinen Vorzimmer, in dem das Geſpräch ſtattfand, hin und her:

— Um Gotteswillen, mein lieber Junge, wie denkſt du dir denn das, ‚die Stadt abſuchen‘? Wo wollt ihr denn hin?

— Nun, einer fährt in die frühere Wohnung, einer in die künftige Wohnung, einer zum Hauswirt, einer fragt

Digitized by Google

im Restaurant Royal Unter den Linden, wo Joachim immer gegessen hat. Botho kann noch einmal nach der Sommerstraße fahren, und ich will gleich aufs Polizeipräsidium und mich erkundigen, was man in solchem Falle macht. Vielleicht wissen die schon etwas. Sie müssen doch mit den Polizeiwachen in Verbindung stehen.

Der alte Herr war so geärgert, daß er, rastlos auf- und abgehend rief, indem er sich dabei, als hätte er Seitenstechen, links an seine beiden Großkreuze faßte:

— Bitte, mein Junge, mach, was du willst, mach, was du willst! Schaff mir nur den Joachim her. Ich kann gar nicht verstehen, was der Mensch anfängt. Er ist doch sonst nicht so. Da zeigt er sich ja gleich am ersten Tage von einer ganz neuen Seite.

Gräfin Viereichen war eben eingetreten. Sie blickte die Excellenz mit gefalteten Händen entsetzt an:

— Es wird ihm doch nicht ein Unfall zugestoßen sein? Er müßte überfahren sein oder sonst irgend ein Unglück!

Inzwischen war der Dragoner wiedergekommen, und der Ulan regelte den Aufklärungsdienst. Prinz Hartmannsdorff jagte schon mit einer Droschke fort. Graf de Lafargue stellte sich auch zur Verfügung, trotz seines mangelhaften Deutsch. Die drei Brüder entfernten sich nach drei Seiten, und ein paar Minuten lang war es am Grand-Hotel-Lützowplatz ein fortwährendes Pfeifen des Portiers, Anrufen der Taxameter, Einsteigen irgend eines Herrn in Uniform oder im Frack und Fortjagen des Wagens nach irgend einer Richtung, nachdem jedesmal dem Kutscher

Digitized by Google

ein unerhörtes Trinkgeld verſprochen worden, wenn er ſchnell führe.

Die Kutſcher hieben auf die Tiere ein, daß ſie ſofort im Galopp wegjagten, als ſtünde im Hoteleingang ein hoher Stab, der Adjutanten und Ordonnanzoffiziere nach allen Seiten ſchickte.

Auf dem Polizeipräſidium wußte man nichts von dem Verbleib des Bräutigams. In der früheren, in der künftigen Wohnung, auf der Sommerſtraße, im Reſtaurant Royal, nirgends hatte ſich Graf Viereichen ſehen laſſen.

Inzwiſchen war die Sache den Gäſten nicht mehr zu verbergen. Der Superintendent mußte benachrichtigt werden. Aber er fand milde Worte, und hatte bloß eine Sorge, die Mutter des Bräutigams zu tröſten, indem er feſt behauptete, Graf Joachim könne nichts geſchehen ſein. Die kirchliche Handlung wollte er gern verzögern. Schlimmer war es mit dem Hochzeitsmahl. Der Küchenchef erklärte, es würde alles verderben, und er könne für nichts verantwortlich ſein.

Da trat der Geſchäftsführer zur Excellenz mit einem Vorſchlag:

— Es kann ſich doch nur noch um eine Viertelſtunde handeln, Excellenz. Wie wäre es, wenn Thee ſerviert würde?

Das ſchien dem Geheimrat ein guter Gedanke zu ſein. Die Gäſte waren zwar zuerſt erſtaunt; aber der alte Herr von Vent, ein Höllwarthſcher Verwandter, der unausgeſetzt redete, um über das Peinliche hinwegzuhelfen, lief von einem zum andern, zwinkerte mit ſeinen kleinen, unter

Digitized by Google

Fettwulſten verborgenen Äuglein und riet jedem, den er traf:

— Trinken Sie bloß eine Taſſe Thee, dann haben Sie wenigſtens etwas in Sicherheit. Wer kann denn wiſſen, ob wir überhaupt noch was bekommen!

Inzwiſchen trafen die Sendboten in ihren Eildroſchken mit abgetriebenen Pferden wieder ein, und abermals ſchien das Hotel einen hohen Stab zu beherbergen, dem Meldungen über den Feind von allen Seiten zuliefen. Aber die Meldungen lauteten troſtlos. Nirgends in ganz Berlin von dem Bräutigam etwas zu ſehen.

Jedesmal, wenn ein Bote kam, ſtürzten ihm die Hauptbeteiligten, die Excellenz, Frau von Höllwarth und Gräfin Viereichen, entgegen mit erwartungsvollem Geſicht. Aber wenn das Achſelzucken des Ankommenden erfolgt war, ſpannten ſich die Züge wieder ab, Frau von Höllwarth ſeufzte, der Geheimrat zuckte die Achſeln, lief hin und her wie ein wildes Tier im Käfig, die Gräfin aber wendete ſich zum Fenſter und preßte das Taſchentuch an die Augen.

Herr von Vent ſtand drin im Saal unter einer Anzahl jüngerer Herren, die immer noch ihren Thee löffelten, und fragte:

— Kinder, nun ſagt mal, was wird jetzt eigentlich?

Alle zuckten die Achſeln. Jemand meinte:

— Der Bräutigam hat die Geſchichte ganz vergeſſen.

Ein kleiner Potsdamer Leutnant flüſterte einem Kameraden zu:

— Er hat wahrſcheinlich eine frühere Bekanntſchaft getroffen, und die läßt ihn nicht mehr fort.

Digitized by Google

Aber im näheren Verwandtenkreis begann doch allmählich die Stimmung umzuſchlagen.

Frau von Höllwarth ſagte in ihre Ecke:

— Das iſt noch nie dageweſen! So einem Mann ſoll man ſeine Tochter anvertrauen! Ich wäre dafür, die Sache rückgängig zu machen nach ſolchem Affront!

Doch ein Höllwarth, Juriſt und hoher Verwaltungsbeamter, meinte trocken:

— Meine liebe Eliſe, du vergißt, daß deine Agnes bereits heute früh auf dem Standesamt Gräfin Viereichen wurde. Du kannſt ſie zwar ſcheiden laſſen, aber verheiratet iſt ſie. Ich zweifle übrigens, ob das Nichterſcheinen des Bräutigams zur kirchlichen Trauung Scheidungsgrund iſt. Ich glaube beinahe nein.

Aber Frau von Höllwarth, die nur immer dann vom Geſetz etwas wiſſen wollte, wenn es zu ihren Ideen paßte, rief erregt:

— So etwas kann das Geſetz nicht vorſchreiben. Und wenn es ſo iſt, dann müßt ihr andere Geſetze machen!

Der Verwandte antwortete trocken:

— Weißt du was, liebe Eliſe, wir werden nachher beim Diner einmal einen entſprechenden Entwurf aufſetzen. Vielleicht bringt den Vetter Theodor im Reichstag ein. Das wäre ja eine Gelegenheit, um ſich bei ſeiner Fraktion bemerklich zu machen.

Doch wenn auch Agnes bereits Gräfin Viereichen war, ſo zeigten ſich doch ſchon gewiſſe Veränderungen in den beiden Lagern Höllwarth und Viereichen. Die junge Welt beider Familien zwar unterhielt ſich, bunt durcheinander

Digitized by Google

gemiſcht, aber die älteren Familienmitglieder, die im Nebenſalon verſammelt waren, begannen ſich leiſe zu trennen, als würde die zukünftige Scheidung bereits in die Wege geleitet.

Die Excellenz raſte hin und her wie ein Eisbär unmittelbar vor der Fütterung, wenn er den Schritt des Wärters hört, der das Fleiſch bringt. Gräfin Viereichen ſaß in einer Ecke. Mit einem Mal brachen ihr in lautem Schluchzen die Thränen aus, ſo daß ſich verſchiedene Damen um ſie bemühen mußten.

Frau von Höllwarth aber blieb in der entgegengeſetzten Ecke, ohne ſich darum zu kümmern, und meinte nur ſcharf:

— Ich würde auch weinen über ſo einen Sohn.

Die Zeit verrann. Draußen im großen Saal ſchien man alle Hoffnung aufgegeben zu haben, und obgleich das ein paar ältere Herrſchaften ſehr unpaſſend fanden, ward bereits in einer Ecke getanzt.

Die Geſichter der älteren Familienmitglieder zogen ſich immer mehr in die Länge. Man wußte nicht mehr, was man reden ſollte, und ſaß oder ſtand herum, als hätten die Verwandten eben bei der Teſtamentseröffnung erfahren, daß der Erblaſſer ſeine Millionen einer milden Stiftung vermacht.

Nur ein Menſch behielt ſeine Faſſung: der Superintendent mit ſeinem freundlichen Greiſengeſicht und den langen weißen Locken, die er ſich immer wieder hinters Ohr ſtrich. Er, der in ſeinem langen Leben zu immer größerer Milde gekommen, ſagte mit dem freundlichen Lächeln und dem zuverſichtlichen Blick, der jeden entwaffnete:

— Er wird kommen. Über ein Kleines wird er

Digitized by Google

kommen. Sollten wir ſo arm ſein, daß uns eine der duftendſten Blumen im Leben der Menſchen fehlte: die Geduld?

Im letzten Raum der Geſellſchaftszimmer des Hotels ſaß mit den Brautjungfern die Braut, weiß wie das Seidenkleid, das ſie trug, farblos von oben bis unten, nur mit dem wenigen Grün des Myrtenkranzes. Ihre Freundinnen verſuchten ihr zuzureden. Immer hieß es:

— Agnes, es wird ihm nichts geſchehen ſein. Es wird ſich alles aufklären. Er kommt, er kommt!

Immer ängſtlicher erforſchten die Blicke der Braut im Nebenzimmer die Geſichter ihrer Eltern, wenn ein neuer Bote eintraf, achſelzuckend, wie ſeine Vorgänger, ihrem Vater etwas ins Ohr flüſterte, worauf dieſer jedesmal einen neuen entſetzlichen Rundgang unternahm.

Wie die Braut ſo in ihrem ſteifen, ſtarren Staat daſaß, ohne Möglichkeit, zum Taſchentuch zu gelangen, ging auf einmal ein Sturzregen über ihr Geſicht, daß die kleinen Freundinnen mit ihren Tüchern zuſprangen, um das ſchöne Kleid nicht ganz verderben zu laſſen.

In dieſem Augenblick ſah das milde Antlitz des alten Geiſtlichen zur Thür herein, und als er die Braut in Thränen erblickte, trat er auf ſie zu, ſtreckte ihr beide Hände entgegen:

— Aber, Kind, weinen? Thränen wird es im Leben noch genug geben. An Ihren Ehren- und Feſttag gehören ſie nicht. Und wenn wir auch warten, ſeien Sie gewiß, er kommt. Er muß kommen. Haben Sie nicht Vertrauen zu ihm?

Digitized by Google

Da wachte ihr Mut auf, und sie sagte entschieden:

— Ja, das habe ich!

Nun hatte der alte Herr gewonnen:

— Sie sind die Hauptperson heute. Und wenn Sie den Leuten ein freundliches Gesicht zeigen, so darf Ihrem Bräutigam niemand bös sein. Jetzt wischen Sie sich die Thränen ab, und dann kommen Sie mit mir hinein. Und wenn die anderen sehen, daß die Braut lächelt, so werden sie es wohl auch können.

Agnes trat an den Spiegel, sich die letzten Thränenspuren wegzuwischen. Und in ihren hellen Kleidern standen die Brautjungfern darum, als wollten sie sie schützen. Der alte Geistliche aber wartete, bis die junge Braut sich gesammelt hatte. Dann wollte er eintreten mit ihr, mit all ihrer Zuversicht und ihrem Glauben an ihren Auserwählten, und wollte sein Amt fortsetzen als Mittler und Versöhner, das er als schönsten Teil empfand in seinem geistlichen Beruf.

4.

Graf Viereichen war dem Tiergarten zugegangen. Wie er durch das grünende Laub schritt unter Vogelgezwitscher und nur noch wie entferntes Brausen und Summen der Lärm der Stadt zu ihm drang, stand immer das Bild seiner Braut vor seiner Seele. Er fühlte sich wie in einer Feierstunde. Seine Frau — denn das war sie schon —, seine liebe, süße, kleine Frau gehörte jetzt ihm. Und mit

Digitized by Google

einem Male erſchien ihm alles, was er bisher gethan, ſein Daſein mit den Freunden, den vielen, vielen Freunden, ſo arm und kläglich, daß er nicht verſtand, wie er jahrelang ſo hatte vegetieren können.

Unwillkürlich ging er ſchnell, focht mit dem Stock in der Luft und blickte ſich erſchrocken um, ob es jemand geſehen hätte. Da legte ſich eine Hand auf ſeine Schulter. Wie ein Blitz glitt ein Lächeln über ſein Geſicht, und die zwei reichten ſich die Hände:

— Joachim! Was, du biſt in Berlin?

— Ja, Max, was machſt denn du hier?

Sofort waren die Arme ineinander gehakt, und Rittmeiſter von Lindig, der bisher in Rom bei der Botſchaft geweſen, mit dem Graf Viereichen die ganze Campagna und das ganze Sabinergebirge durchſchweift, erzählte, er gehe ganz zur Diplomatie über, habe das Examen gemacht und ſei bereits nach London verſetzt.

Der Rittmeiſter war außer ſich, nicht gewußt zu haben, daß Joachim ſich in Berlin aufhalte. Nun müſſe er unbedingt mitkommen, denn in zwei Stunden gehe ſein Zug, dann wäre er fort auf Nimmerwiederſehen. Und er erzählte, während ſie dem Brandenburger Thor zuſchritten und ſich bald Unter den Linden befanden.

Graf Viereichen hatte ja Zeit. Er ſah noch einmal nach der Uhr — er hatte wirklich noch Zeit.

Die beiden hatten ſich tauſenderlei zu erzählen. Zuerſt der Rittmeiſter, der von Rom berichten mußte, ſo daß Graf Viereichen gar nicht zu Worte kam, während es ihn doch drängte, ſein Glück mitzuteilen.

Digitized by Google

An der Ecke der Friedrichstraße trafen sie zwei andre, die mit demselben Zug abreisten: Graf Gloeß und Herrn von Roßberg. Auch sie wollten nach London, dann aber weiter: sie planten einen Jagdzug nach Westafrika.

Die Herren waren voll von all dem, was sie zu erbeuten hofften. Sie erzählten, erzählten. Und es kam ganz von selbst, daß die vier in ein neues Restaurant am Friedrichstraßen-Bahnhof gingen, von dem Herr von Roßberg behauptete, der frühere Küchenchef vom Bristol habe es übernommen, es müsse todsicher ausgezeichnet sein, und hätte den Vorteil, da es erst vor ein paar Tagen eröffnet wäre, daß sie dort allein säßen.

Sie paßten so gut zu einander. Graf Gloeß und Herr von Roßberg waren mit in Rom gewesen; mit dem Grafen hatte Joachim monatelang in Japan verkehrt, mit Herrn von Roßberg in Norderney Seehunde geschossen.

Er war wieder unter seinen Freunden, seinen lieben Freunden, von denen er heute Abschied nehmen wollte, wie ihm dünkte, auf ewige Zeit.

Wirklich, diese paar Viertelstunden, die er hier noch saß mit denen, die dann in die weite Welt hinausfuhren, während ihn sein junges Glück nach der andern Erdrichtung führte, waren die letzten Augenblicke seiner langen Freundschaft, seines Junggesellendaseins.

Und noch etwas kam hinzu: die andern kehrten alle von der Reise zurück, und keiner von ihnen schien von Joachims Verlobung etwas gehört zu haben.

Die Gesichter — wenn er es ihnen mitteilte! darauf freute er sich kindisch. Und wie sie nun beim Frühstück

Digitized by Google

ſaßen, und er unwillkürlich den Weißwein mittrank, hob er plötzlich ſein Glas:

— Ihr lieben, alten Kerls ſcheint von etwas keine Ahnung zu haben. Woher ſolltet ihr auch denn! Ihr ſeid ja die letzten Wochen auf der Reiſe geweſen. Mir iſt inzwiſchen aber ein Glück widerfahren, und dies Glück iſt erſt vier Wochen alt, und heute wird es ganz mein Glück. Denn nur vier Wochen bin ich verlobt geweſen.

Die drei blickten ihn mit erſchrockenen Geſichtern an. Der blonde Rittmeiſter ließ die Scherbe aus dem Auge fallen, der ſchwarze Graf Gloeß ſchnalzte nach alter Gewohnheit, wenn er aufmerkſam ward, mit der Zunge, und Herr von Roßberg, ein großer, blauäugiger Rieſe, ſtemmte plötzlich die gewaltige Hand gegen das Tiſchtuch.

Graf Viereichen fuhr fort:

— Ja, Kinder! wirklich verlobt! Wißt ihr, was das heißt? Ihr habt ja keine Ahnung davon, was das für Glück iſt! Und für mich iſt es der Abſchied heute, von meinen Freunden, von meinen guten Freunden. Und nun denkt euch mal, iſt das nicht entſetzlich: er wird mir gar nicht ſchwer, deshalb nicht ſchwer, weil ich ein Mädchen gefunden habe, das wunderbarſte, köſtlichſte, ſüßeſte, reizendſte, netteſte, liebenswürdigſte, ſchönſte, offenſte, klarſte, wahrſte ...

Er wußte keine Ausdrücke mehr zu finden, ſtreckte den dreien der Reihe nach die Hand entgegen und ſchloß:

— Ich bin glücklich, ich ſage euch, wahnſinnig glücklich! Ich fühle mich wie betrunken. Und wenn ich die Photographie nicht immer bei mir hätte, ich dächte, die ganze Geſchichte wäre gar nicht möglich.

Digitized by Google

Dabei holte er seine Brieftasche heraus und zeigte ihnen ein Bild, das er, ehe er es weitergab, an die Lippen drückte.

Die Drei waren wie vom Donner gerührt. Sie gratulierten auch nicht sofort. Und als sie nun das Bild sahen, das nicht einmal sehr günstig war, malte sich unwillkürlich auf aller Mienen eine leichte Enttäuschung. Sie wußten nicht, wie sie hieß, ob die Familie sich freute, ob man sich mitfreuen durfte. Sie hatten nur das eine Gefühl: ein prächtiger, zuverlässiger Freund, ein Mensch, der immer sich gleich blieb, ging ihnen verloren. Und darüber sollten sie noch glückselig sein?

So fanden die anderen kein Wort. Es war fast peinlich. Der Rittmeister empfand das, rief den Kellner und bestellte eine Flasche Pommery. Des Freundes Glück mußte gefeiert werden. Und sie leerten die Kelche auf das Mädchen, das ihrer Freundschaft Feindin eigentlich war.

Wie er nun erzählte in seinem Glückausströmen, das aus jedem Wort, aus seinem lachenden Mund und seinen glückseligen Augen sprach, ging auch auf sie von seiner Stimmung etwas über, und unausgesetzt klangen die Gläser, unausgesetzt fand man einen neuen Grund, den goldenen, kalten, schäumenden Trank die Kehle hinunterzuschütten.

Es wurde auf ihren Abschied getrunken, es wurde früherer Stunden gedacht:

— Die Zeit in Rom — Prost!

— Die glücklichen Monate in Japan — Prost!

— Die wunderbare Jagd in Schottland — Prost!

Digitized by Google

— Ein Abend in Sorrent — Prost!

— Palermo — Prost!

— Tunis — Kairo — Prost!

— Die Riviera zur Hochsaison — Prost!

— Ein Tag im Hochgebirge auf der Gemsjagd — Prost!

— Die stille Zeit auf dem vom herbstlichen Buchenwald umrauschten dänischen Edelsitz — Prost!

Da ergriff Graf Viereichen das Wort:

— Seht mal, Kinder, alles das, diese wunderschönen Zeiten mit euch, lieben Kerls, — alles ist nun vorbei. Trotzdem: ich sage euch, all das erscheint mir heute lächerlich, albern, thöricht gegen dieses Mädchen.

Die Freunde zogen zuerst ein Gesicht; Sie wollten schon entgegnen. Aber er entwaffnete sie, indem er, mit glückseligem Ausdruck ihr Bild immerfort in der Hand haltend, ihnen auseinandersetzte, wie sich die Anschauungen unter solchem Einfluß änderten, und er ihnen nur wünsche, ihnen möchte Gleiches geschehen.

Er überredete sie förmlich. Seine Gedanken bekamen Flügel; er riß die Freunde mit sich fort, so daß sie allmählich in eine ganz romantische Stimmung gerieten.

Vielleicht that der Wein etwas dazu, denn bei der ersten Flasche war es nicht geblieben; vielleicht der Gedanke, auf unbestimmte Zeit das Vaterland zu verlassen, eine Art Abschiedsstimmung, eine Weichheit: kurz, es gelang seiner Beredsamkeit, sie beinahe dahin zu führen, an ihren Junggesellengedanken irre zu werden.

Dem Rittmeister stieg mit einem Male das Bild einer schlanken, blonden Engländerin auf, die er in Rom kennen

Digitized by Google

gelernt und in London wahrscheinlich wiedersehen würde. Auch in der andern beiden Seele ward es weich. Graf Gloeß nahm sich vor, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit nachher dem Gedanken an ein Mädchen Ausdruck zu geben, denn in dieser Stunde fiel ihm die Binde von den Augen. Natürlich, die wäre es gewesen! Und einen Moment kam es fast wie Reue über ihn, daß er nach Afrika gehen mußte auf den Jagdzug.

Herr von Roßberg aber erhob sich mit dem Glas in der Hand und hielt eine kleine Rede:

— Ihr lieben, alten Kerls! Es scheidet einer von uns, und ich glaube, einer unsrer liebsten. Wir müßten böse sein und können es doch nicht, denn er geht ja seinem Glück entgegen. Er sitzt nun nicht mehr als einsamer Gast im Restaurant und trinkt seinen Schluck. Er braucht vor den langen Winterabenden in der stillen Klause nicht mehr Reißaus zu nehmen, er macht sich nicht mit ungeschickter Hand einen Prießnitzumschlag, wenn er erkältet ist. Er geht mit seiner Frau aus, er sitzt mit ihr an den langen Abenden daheim, er sieht die Freunde bei sich, so oft er will. Aber wenn sie gegangen sind, schließt er sein Weib in die Arme . . . Wir müssen ihm Glück wünschen. Und in unsern Glückwunsch schleicht sich — ja, ihr lieben Kerls, nehmt es mir nicht übel und seht darin keine Abtrünnigkeit —, ich glaube, es schleicht sich ganz still der Gedanke: Wer auch so etwas hätte! Und ich weiß nicht . . . ich weiß nicht . . . Wenn man jemand wüßte . . . am Ende käm's nur auf den Versuch an. Darum hebt mit mir das Glas, wir wollen trinken auf die Braut!

Digitized by Google

Die vier Freunde ſtanden auf, ihre Gläſer klirrten zuſammen, und ſie ſchütteten den Champagner hinunter. Dann ſetzten ſie ſich. Die nächſten Augenblicke blieb jeder mit ſeinen Gedanken beſchäftigt. Aber Joachim war beredt geworden und erhob ſich nun ſeinerſeits:

— Wenn ich unſern alten Roßberg recht verſtanden habe, ſo iſt ihm mein Glück nahe gegangen, und er wünſcht ſich und euch allen das Gleiche. Mein Wunſch aber iſt es ebenſo, ihr möchtet mir bald nachfolgen. Darum mache ich euch einen Vorſchlag: fahrt erſt heute abend. — Hätte ich euch hier gewußt, ihr wäret doch natürlich eingeladen worden. Alſo ſchnell, zieht euch den Frack an! Am Ende lernt auf meiner Hochzeit ſchon jeder von euch die kennen, die für ihn gewachſen iſt.

Dabei griff er in die Weſtentaſche, um vorzurechnen, ſie hätten noch vollauf Zeit, denn in einer halben Stunde könnte ja jeder angezogen ſein.

Er ſah auf das Zifferblatt. Plötzlich blieb ihm der Mund offen ſtehen, er blickte auf den Sekundenzeiger, ob der noch liefe. Er hielt die Uhr ans Ohr. Er wurde totenbleich. Die anderen ſahen ihn erſchrocken an, ſie dachten, dem Freund wäre unwohl geworden.

Er aber warf plötzlich die Serviette beiſeite, ſtieß ſeinen Stuhl zurück, nahm Hut und Stock, blickte ſie mit groß aufgeriſſenen Augen an und ſtammelte mit entſetzter Gebärde:

— Es hat ſchon angefangen . . . es hat ſchon angefangen!

Dann lief er wie ein Wahnſinniger hinaus; die Thür

Digitized by Google

ſchlug hinter ihm zu. Die Drei blickten ſich erſchrocken an, ſahen auf den zurückgeſchobenen Stuhl, die zerknitterte Serviette, das noch halb gefüllte Glas und meinten nicht anders, als ihr armer Freund ſei plötzlich vor übermenſchlichem Glück wahnſinnig geworden.

Es war aber juſt der Augenblick, wo drüben im Grand-Reſtaurant-Lützowplatz die Hochzeitsgeſellſchaft den Verzweiflungsthee trank.

5.

Als Graf Viereichen in einer Droſchke ſaß, ſah er aus wie eine Kalkwand. Während der Kutſcher, dem er zum Anſporn ein Zwanzigmarkſtück in die Hand gedrückt, auf ſein Tier einhieb, daß es in kratzigen Bocksätzen ruckweiſe die Droſchke anzog, fühlte Joachim, wie ihm kalter Schweiß auf die Stirn getreten war.

Er tupfte ſich mit dem Taſchentuche das Geſicht. Um Gottes willen, das war doch gar nicht möglich! Sie hatten doch kaum ein paar Augenblicke zuſammengeſeſſen, und er hatte doch ſo viel Zeit noch gehabt!

Aber als ſie bei einem Uhrmacher vorbeiſtürmten, belehrten ihn die weit vorgerückten Zeiger der Uhren im Schaufenſter, daß auf ſeinen eignen Genfer Chronometer Verlaß ſei.

Nun rief er nur immer dem Kutſcher zu:

— Hauen Sie drauf! Fahren Sie los!

Endlich bogen ſie auf den Lützowplatz ein. Von

Digitized by Google

weitem schon sah Graf Viereichen den Portier stehen. Während noch die Droschke fuhr, sprang er heraus, so daß er fast gefallen wäre, stürmte, einen Hotelpagen umreißend, die Treppe hinauf. Im Zimmer blieb er stehen, die Hände auf das Herz gedrückt, rang nach Atem, schleuderte Stock, Cylinder, Rock in eine Ecke und begann in fieberhafter Hast sich auszuziehen.

Inzwischen hatte sich das Gerücht verbreitet: „Der Bräutigam ist da!"

Es lief durch die Hochzeitsgesellschaft von Mund zu Mund, wie der Ruf der Schiffbrüchigen: „Land! Land!" Die Schwäger, der Diplomat, der Ulan, und der Dragoner stürzten sofort hinauf. Gräfin Viereichen wurde beruhigt:

— Er ist da!

Excellenz von Höllwarth stellte die Eisbärenbewegung ein und stöhnte:

— Er ist da!

Frau von Höllwarth begann sich ihres Benehmens zu schämen und suchte wieder Anschluß an die Mutter ihres Schwiegersohnes.

Entsetzt über den Gedanken, sich das Diner zu verderben, stellten die Leute die Theetassen fort. Es lief durch die Versammlung ein Brausen, wie Blätterrauschen in windbewegtem Walde:

— Er ist da! Er ist da!

Die beiden Lager Höllwarth und Viereichen näherten sich, wie nach einem Waffenstillstand die Vorposten miteinander zu sprechen beginnen.

Digitized by Google

Gräfin Viereichen fragte, als Agnes Bruder, der Diplomat, herunterkam, ängstlich:

— Fehlt ihm auch nichts?

Der machte ein listiges Gesicht:

— Nein, ihm fehlt gar nichts.

— Wo ist er denn gewesen?

Die Excellenz übernahm die Antwort:

— Meine liebe Gräfin, lassen wir das jetzt begraben sein. Freuen wir uns! Er ist da!

Da legte Frau von Höllwarth der Gräfin den Arm um den Hals und meinte zu der Mutter, der doch jetzt der Schreck in die Glieder gefahren war:

— Es ist ja alles, alles vergessen, alles ist wieder gut.

Der Geistliche aber teilte es der Braut mit:

— Nun, was habe ich gesagt? Über ein Kleines.

Damit verließ er die Gesellschaft und ging, vom Kirchner begleitet, durch den Gartenweg des Hotels, über den ein Zeltdach bis zum Gotteshause gespannt war, in die Pauluskirche hinüber.

6.

Graf Viereichen war so schwach von Schreck und Aufregung, daß er sich erst setzen mußte. Der Ulan wollte ihn fragen, was gewesen sei, aber der Dragoner meinte:

— Fritz, das werden wir alles bei Tisch erfahren. Jetzt nur, um Gottes willen, schnell machen. Joachim, hast du schon die Knöpfe im Hemd?

Digitized by Google

— Ja!

— Iſt ein Stiefelknöpfer da?

— Ja.

— Krawatte, Handſchuh — alles ſtimmt.

Aber nun blickten die Brüder ihren Schwager an:

— Um Gottes willen, was fehlt dir denn?

Er ſaß zitternd auf ſeinem Stuhl, mit herabhängenden Händen, die ungleichmäßig wie das Arbeiten des Telegraphen an den Seitenlehnen klapperten. Er ſtarrte vor ſich hin und fand nur die Worte:

— Meine Agnes! Meine arme Agnes!

Und er erzählte, er habe ein paar Freunde getroffen. Sie hätten einige Flaſchen Sekt getrunken, immer auf das Wohl ſeiner Braut, ſeiner lieben, ſüßen, einzigen, herzigen, reizenden, armen, armen, betrogenen Braut. Seiner Braut, die er vergeſſen über ſeinen Freunden, während er doch nur immerfort von ihr erzählt und ſie unausgeſetzt auf ihr Wohl getrunken hätten.

Dabei ſahen die Brüder, wie ſeine Augen feucht glänzten. Und der Ulan flüſterte dem Dragoner zu:

— Um Gottes willen, er ſcheint ein bißchen oft auf Agnes Wohl getrunken zu haben. Was machen wir denn da?

Der zum Generalſtab Kommandierte fand ſofort Rat. Gleich gegenüber lag das Bad, und ſie packten ihren Schwager, dem nur die Angſt in den Gliedern ſteckte, während die wenigen Glas Sekt ihm kaum etwas angethan hatten, und ſchleppten ihn ins Badezimmer, in der feſten Überzeugung, ihm einen tüchtigen Schwips austreiben

Digitized by Google

zu müſſen. Ehe er wußte, was geſchehen ſollte, hatten ſie den Brauſehahn geöffnet, und ein Sprühregen ging auf ſeinen Kopf nieder, während die Offiziere, um nicht naß zu werden, lachend zur Seite ſprangen.

Joachim puſtete und blies und rief ärgerlich:

— Seid ihr denn verrückt? Was iſt denn los? Was wollt ihr denn?

Doch die beiden blickten ſich verſtändnisvoll an:

— Es beruhigt bei der Hitze.

Dann eilten ſie über den Gang in ſein Zimmer zurück, riſſen ihm das naſſe Hemd ab, wobei es ratſchend einen Ärmel verlor. Ganz gleich: zuſammengeballt, fort in die Ecke! Und dann, während der Dragoner half, ihm die Hoſenträger anzuknöpfen, kam der Ulan mit Bürſte und Kamm und zog ihm einen Scheitel, wie Joachim das Haar noch niemals getragen.

Es ging nicht. Der Bräutigam machte ſich mit ſicherer Hand in einem Augenblick ſelbſt den Scheitel, ſo daß der Ulan dem Dragoner zuflüſterte:

— Es hat ſchon geholfen.

Bald war Joachim fertig, und die Drei eilten die Treppe hinab.

Aber Graf Viereichen ſchlug das Herz: wie ſollte er ſeiner Mutter vor die Augen treten und erſt den Schwiegereltern!

Aber dann ſagte er ſich: ‚Sie ſind mir alle ganz gleich. Nur eine muß mir verzeihen — meine Braut. Wenn ſie auf meiner Seite ſteht, lache ich die andern aus!‘

Darum nahm er ſeinen älteſten Schwager beim Arm:

Digitized by Google

— Ich möchte Agnes allein nur ein Wort ſagen.

Der rief ſeine Schweſter in ein kleines Nebenzimmer und raunte ihr zu:

— Joachim will dich ſprechen.

Dann ſchloß er die Thür zu dem großen Salon, wo die erregte Geſellſchaft wartete, lief hinaus und ſagte zu ſeinem Schwager:

— Nur 'n Kopf oben!

Joachim ſtand ſeiner Braut gegenüber. Wie er ſie ſah in ihrem weißen Kleid, mit dem grünen Zweig im Haar, wie er an ihren etwas geröteten Augen erriet, welchen Kummer er ihr bereitet, wie ſeine Blicke die ſchlanke, geliebte Geſtalt umfaßten, fühlte er ſich ſo jämmerlich, ſo klein, daß ihn aller Mut verließ und er am liebſten wieder hinausgelaufen wäre.

Sie aber ging auf ihn zu, daß die lange Seidenſchleppe hinter ihr kniſterte, hob langſam die Arme und fragte nur mit milder, verzeihender Stimme:

— Joachim, was haſt du denn gethan?

Er zögerte. Er wäre ihr am liebſten um den Hals gefallen, denn er wußte, die Verzeihung ſtand bevor. Aber er mußte doch ein Wort der Erklärung ſagen. Und er ſpreizte die Arme ſeitwärts, öffnete die Handflächen zu ihr wie ein demütiger Sünder, neigte den Kopf, beugte ſich ein wenig in den Knieen und ſagte kaum hörbar:

— Ich habe nur immer, immer an dich gedacht und immerfort auf dein Wohl getrunken.

Im nächſten Augenblick lagen ſie ſich in den Armen, und er bedeckte ſie mit Küſſen, daß ſie zu lächeln begann,

Digitized by Google

zu lächeln, indem sie doch — sei es Freude, sei es Glück, seien es Nerven, — leise anfing zu weinen.

Da zog er das Taschentuch und tupfte ihr das Gesicht. Dann standen sie beide Hand in Hand da, und er sagte:

— Jetzt müssen wir hinein.

Sie bat:

— Nur noch einen Augenblick. — Ihre Brust hob sich stürmisch, ward etwas ruhiger, sie atmete gleichmäßig. Er gab ihr den Arm, und sie lehnte, Fassung zu gewinnen, den Kopf an seine Schulter. Da beugte er sich zu ihr, und ihre Lippen berührten sich. Dann richtete er sich auf und fragte:

— Bist du mir böse?

Sie schüttelte den Kopf.

— Wirklich nicht?

— Nein.

— Liebst du mich noch?

Jetzt neigte sie sich ganz zu ihm, und wieder küßten sich die beiden glücklichen Menschen. Dann aber nahmen sie Haltung an, sich in die feierliche Rolle des Brautpaares zu versetzen.

In diesem Augenblick wurde die Schiebethür ein wenig geöffnet, und des Ulanen Kopf erschien, ein lächelndes Gesicht, das leise fragte:

— Kann's losgehen?

Joachim nickte. Die Thüren rollten zur Seite, man erblickte rechts die beiden Mütter eng nebeneinander, links die Excellenz mit lächelndem Gesicht und rundum im dichten

Digitized by Google

Kreis helle Damentoiletten, ſchwarze Fracks, glänzende Uniformen, Orden, Perlen, Diamanten — eine blitzende, glänzende Hochzeitsgeſellſchaft, und aller Augen wie auf ein fabelhaftes Schauſpiel gerichtet: auf das eintretende junge Paar.

Wie ſie nun daſtanden, und er fühlte, daß er eine Erklärung geben müſſe, wußte er ſich nicht anders zu helfen, als daß er, faſt ein wenig theatraliſch, vortrat, indem er ſeine Braut nur noch an einem Finger hielt, und ſagte, halb zur Hochzeitsgeſellſchaft, halb zu Agnes gewendet:

— Sie hat mir verziehen!

Digitized by Google

Ein Leben

Digitized by Google

Der alte Herr nahm seinen gewohnten Platz ein. Der Kellner brachte ihm sofort, ohne erst zu fragen, ein Glas Pschorr. Dann stützte sich der Gast mit beiden Ellbogen auf, atmete schwer, denn er war wohlbeleibt, und sein Wanst glich einer kleinen Biertonne, ruhend auf Oberschenkel und Knieen.

Stumpfsinnig lächelnd, kurz atmend wie ein Asthmatiker, blickte er vor sich hin, zog ein riesiges, seidenes, rotgewürfeltes Taschentuch, schneuzte sich mit Getöse, und wischte eine halbe Stunde lang den weißen Schnauzbart, der unterhalb der Nase schmutzig gelb gefärbt war von Cigarrenrauch.

Dann starrte er vor sich hin, fuhr sich einmal mit der dicken Hand über die Glatze, rührte sich eine Viertelstunde lang nicht, zog dann die röhrenartig die Knöchel umstehenden grauen Hosen über dem Knie herauf, räusperte sich und leerte sein Glas.

Der Kellner nahm den Schoppen, ohne zu fragen, füllte ihn von neuem und setzte ihn überschäumend auf den Tisch. Der Alte achtete gar nicht darauf, sondern starrte nur ins Leere.

Er mochte etwa zwei Stunden so gesessen haben, da

Digitized by Google

zog er einen gestrickten Geldbeutel, schob die Metallringe, die ihn geschlossen hielten, vor, nahm Geld heraus und legte die Bezahlung für fünf Glas, die er nun schon getrunken, auf die Tischecke, sorgsam zur Säule aufgehäuft. Dann erhob er sich schwer, schob den Wanst in die Höhe, Hosen und Weste herunter, nahm den breitrandigen, durchschwitzten riesigen Hut vom Haken, einen Stock mit elfenbeinerner Krücke in die Hand, und ging schwerfällig hinaus, ohne sich umzublicken, ohne zu sprechen, ohne zu grüßen, keuchend, als könne er die Last des Bauches nicht mehr tragen.

Er lag im Kreuz, während er ging. Draußen auf der Straße angelangt, räusperte er sich furchtbar, spuckte aus, schnaubte sich, indem er dabei stehen blieb und sich bei jedem Trompetenstoß leicht in den Knieen beugte. Dann schlürfte er langsam die Straße davon.

Er ging seinen ganz bestimmten Weg, den er täglich machte, täglich viermal, zweimal hin und zweimal zurück — zweimal nachmittags, zweimal abends. Der Weg war nicht einen Kilometer lang, aber er brauchte dazu über eine Stunde: also vier Stunden am Tag. Das genügte ihm. Er ging sonst nicht aus, wählte nie einen anderen Weg, und blieb an keiner anderen Stelle stehen, als wo er immer stehen blieb.

Er hatte gewisse Läden, an denen er verweilte, eine bestimmte Stelle, an der er abbog, einen Meter von der dritten Laterne entfernt, schräg über den Straßendamm, um anderthalben Meter von der fünften Laterne auf der anderen Seite den Bürgersteig zu erreichen. Wenn dort

Digitized by Google

Gras gewachſen wäre, hätte man einen Pfad ausgetreten geſehen, genau ſo breit, wie er ihn täglich zum Gehen brauchte.

An einer Ecke blieb er viermal des Tages ſtehen, ſchaute auf den Platz hinaus, ſchien zu beobachten und ſah doch eigentlich nichts. An einer anderen Stelle pflegte er zwiſchen den Häuſern hindurch nach dem blauen Himmel zu ſchauen, aber er merkte nicht, gab es Regen oder Sonnenſchein.

Und als man dort im Frühjahr noch ein Stockwerk aufſetzte, und damit die Lücke geſchloſſen wurde, ſah er mit demſelben Gleichmut zu den Manſardenfenſtern empor, wie er früher in den Himmel geſtarrt.

Mit dem Himmel hatte er eigentlich nichts zu thun. Er ſtand feſt auf beiden Beinen auf dieſer Erde, die ihm alles bot, was er brauchte: eine Wohnung auf der einen Seite, ein Wirtshaus auf der anderen und einen Weg dazwiſchen. Wie er nun ſeine Straße ging, kam er allmählich ſeiner Behauſung näher, nachdem er die verſchiedenen Haltepunkte überwunden. Schlag neun Uhr, wie jeden Abend, trat er bei ſich ein.

Eine alte Aufwartefrau, die in dem Hinterzimmer mit ihrer Nichte wohnte, wachte auf. Er ſagte nicht guten Abend, ſie verlor kein Wort, ſchloß, ging in ihr Zimmer zurück; er trat in ſeines, fand dort die Pfeife vor, die Hausſchuhe, entledigte ſich keuchend ſeiner Stiefel, ſchlüpfte in die grünen Babuſchen, auf deren Spitze je ein weißer Hund geſtickt war, ging dann im Zimmer auf und ab, ſetzte ſich ſchwerfällig, die Kniee auseinandergebogen, ſchnaubte

Digitized by Google

ſich, wiſchte den Schnurrbart, ſteckte die Pfeife an und begann zu rauchen, indem er genau ſo dabei vor ſich hin an die Wand ſtarrte, wie er es im Wirtshaus gethan.

Das Mobiliar des Zimmers war einfach — Urväterhausrat. Es war ein Normalraum mit alten Normalmöbeln aus der Biedermeierzeit, in dem nichts von der Regel abwich als vielleicht der Umſtand, daß die Wände mit Bildern bedeckt waren von oben bis unten. Man ſah kaum die Tapete dahinter.

Die Bilder: Photographieen, Stahlſtiche, Lithographieen, Daguerreotypieen, unbeholfene Malereien oder Zeichnungen ſtellten ſeine Andenken dar, enthielten die Geſchichte ſeines nun über ſiebzigjährigen Lebens.

Aber ſie reichten alle bloß bis zu einer gewiſſen Epoche, die doch ſchon gegen ein Vierteljahrhundert zurücklag. Von da ab war es wie abgebrochen, als habe von dieſem Augenblick an ſeine Erinnerung aufgehört, als reiche ſie nur von ſeiner Jugend bis zum fünfzigſten Jahr.

Er kümmerte ſich nicht um die Bilder. Die Wände hätten ebenſogut leer ſein können, er blickte doch nicht hin, die ganze Vergangenheit lag abgeſtorben und verſunken hinter ihm.

Er hatte eine Vergangenheit gehabt. Er war nicht immer der pumplige, dicke, alte Mann geweſen, der von der Wohnung zum Wirtshaus lief und vom Wirtshaus zur Wohnung.

Auch ihm hatte einſt der Mai des Lebens gelacht, auch er war jung geweſen wie alle Menſchen, voller Hoffnungen und Erwartungen, einer, der auch einmal ge-

Digitized by Google

meint, die Welt einreißen zu können. Und alle Bilder seiner vergangenen Lebensfahrt hingen, wie ein Kalvarienberg mit seinen Stationen, dort an der Wand.

Ein Lebensgang, der mit dem Ende aller Pläne und Hoffnungen, mit der Einsamkeit des alten Junggesellen abgeschlossen.

Da hing ein Bildchen — ein kleines Pastell. Einen blonden Lockenkopf zeigte es mit braunen Augen: so sah der Knabe aus.

Er ward zum Mann. Die Locken blieben, das Gesicht war glattrasiert. In langem Gehrock, an der Taille eng zusammengeschnürt, stand er da, den Stock in der Hand, den Cylinder mit der riesigen Krempe auf dem Haupt, prall saßen die gelben Nankinghosen mit den Stegen, hoch stieg der Kragen hinauf, und die schwarze Binde wand sich empor um den Hals, als wollte sie ihn zuschnüren.

Es gab ein Gegenstück dazu: ein junges Mädchen mit der Wespentaille, langen, braunen Ringellocken, die ihr rechts und links in Spiralen niederhingen, ein schmales, süßes Oval umschließend, aus dem nußbraune Augen lachten, und in dem ein kleiner, winziger, rosiger Mund saß und ein zierliches Näschen.

Der Hals war lang, die Ärmel weit, die Taille lief spitz herab, ein riesiger Rock umrauschte die Sylphidengestalt.

Ein paar Worte standen darunter, Namen und Jahreszahl, und man konnte deutlich, wenn auch etwas verblaßt, immer noch lesen: „Treu bis in den Tod."

Auf einem anderen Bilde wuchs dem jungen Ehemann

Digitized by Google

der Bart, gelockt wie das Haar. Die Gestalt war stärker und kräftiger, voller geworden. Daneben hing eine Gruppe: eine junge Mutter saß auf einem niedrigen Stuhl, ein Kindchen, wieder mit langen, braunen Ringellocken, auf dem Schoß; auf der anderen Seite stand ein Knabe in Sammetanzug und kurzen Höschen, bloßen Knieen, der jämmerlich verlegen dreinschaute mit trüben Augen, als wollte er weinen. Und hinter der Gruppe stand der Vater, elegant, schlank, die Beine übereinandergeschlagen, die linke Hand auf der Schulter seiner Frau, mit der rechten den blanken Cylinder in die Hüfte gestemmt, wie ein Violinspieler seine Geige.

Er trug Lackstiefel, die glänzten, waren eng und spitz mit hohen Absätzen. Man sollte sie sehen, es lag Absicht darin: der Träger freute sich über seinen Fuß, über die Spitze, über den Glanz, freute sich darüber wie über die geblümte Weste und die sorgfältig gebundene Krawatte, der man ansah, daß sie nicht der erste beste trug.

Dann gab es Schulbilder der Kinder. Der Knabe wuchs heran. Sein Auge blickte etwas trüb, der verlegene Ausdruck auf den Photographieen blieb, und doch hatte er etwas von Vater und Mutter.

Des Mädchens Ringellocken sanken auf die Schultern nieder, auf ein Kleid mit kurzen Ärmeln und viereckigem Ausschnitt auf der Brust, aus dem eine seltsame, vergangene Mode zurückrufende Spitzenkrause wuchs. Zu viel Spitzen und zu grob. Sie zeigten die eckigen Formen des Backfisches, der auf dem nächsten Bilde, das eine Jahreszahl trug zwei Jahr später — ganz verändert schien.

Digitized by Google

Das Mädchen war voller geworden, runder, hatte Schultern in ſchön geſchwungenen Linien, dieſelben nußbraunen Augen, aber das Haar war gerafft, friſiert, die Locken nur noch ſchüchtern auf der Stirn, am Hinterkopf ein Netz, in dem die Flut gefangen lag.

Aus dem Knaben war ein junger Offizier geworden. Alles prall und eng, ein hoher Kragen, die Ärmel eng zum Platzen, kleine, kurze Aufſchläge, feſt an den Handgelenken, der Schnurrbart ſchon zu ſehen, das Haar auffallend lang, der hohe, lächerlich hohe Helm mit der Rieſenſpitze auf einem Tiſch daneben.

Wieder waren Mann und Frau auf einem Bilde vereinigt. Diesmal ſaß er, ſie ſtand dahinter mit rieſiger Krinoline. Sie war ſtark geworden, immer noch dieſelben prachtvollen Augen, aber nicht mehr die ſchöne Figur. Auch er war kaum zu erkennen, denn er trug plötzlich einen Vollbart. Aber die ſchlanke Geſtalt war ihm geblieben, und die Lage ſeiner Hand auf dem Knie hatte etwas Zierliches, faſt Geſpreiztes. Am vierten Finger blitzten ihm ein paar Ringe, der Kragen war niedrig geworden, die Krawatte, in einer kunſtvollen Schleife gebunden, fiel maleriſch herab, ein Ende hing über den Rockaufſchlag, als wäre es beſonders vor der Aufnahme ſo zurechtgezogen worden.

Dann kam ein abgeriſſenes Blatt, auf Pappe geklebt, ein liegender Kopf mit geſchloſſenen Augen, etwas eingeſunken, der Mund gepreßt, die Naſenflügel eingefallen, flaumartiger Bart um das Geſicht, der Uniformkragen geöffnet, unter dem Kopf die Andeutung eines Kiſſens: der Torniſter, an dem der Mantel hing: ein Toter. Und in

Digitized by Google

der Ecke die Worte mit einem ſorgſam gemalten Kreuz: „Bionville. Ernſt. Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben.“

Unter den Bildern die Wand hinab fehlte lange Zeit das Mädchen. Das Ehepaar kam wieder. Er, das Kinn durchraſiert, den Backenbart ſorgfältig rechts und links gebürſtet, daß man ihm eifrige Pflege anſah, ſie, mit einem Mal viel älter. Das Haar ſchien grau zu werden, man ſah es deutlich auf der Photographie, und die Züge hatten etwas Müdes. Der Mund war noch klein und reizend, aber es zog rechts und links von ihm eine ſcharfe Falte hinab, und die ſchönen, nußbraunen Augen blickten halb zu Boden, als würde es ihnen ſchwer, ſich ganz aufzuthun.

Endlich kam wieder die Tochter. Eine Gruppe, ganz ähnlich wie die der Eltern. Ein junger Mann ſtand hinter ihr, legte ihr zärtlich die Hand auf die Schulter, während ſie niederblickte zu einem Kind auf den Knieen.

Aber die junge Mutter ſah müde aus, entſetzlich mager, mit eingefallenen Wangen. Ihr halbes Lächeln hatte etwas Gequältes, etwas, worin der Photograph, ohne es zu wollen, eine ganze Geſchichte hatte wiedergeben müſſen, — eine Geſchichte, die da erzählte von Sorge und Leid, von Kummer und Aufregung, eine Geſchichte, die ſich ſelbſt erzählte aus den langen, ſchmalen, nervöſen Fingern, den eingefallenen Wangen, dem leiſe gekniffenen Mund, eine Geſchichte von dem Kinde, das die arme, junge Mutter auf den Knieen hielt. Denn das Kind, das kaum die junge Sonne gegrüßt, war ſchwächlich, zart, ihm fehlte die Rundung ſolcher

Digitized by Google

Kleinen. Es hatte einen alten Ausdruck und ein Auge, das zu ſagen ſchien: Laßt mich wieder gehen!

Und nun ſah man auch unter dem Bild von derſelben Hand etwas zittrig geſchrieben: „Die arme kleine Eliſabeth iſt geſtorben am 16. März 1874.“

An einer anderen Wand, näher der Thür, als ginge der Lebenslauf der Familie rund um das Zimmer und neigte ſich nun bald ſeinem Ende zu, waren noch einmal Mutter und Tochter zu ſehen, ein Bruchſtück, koloriert. Die Mutter ganz grau, ſehr müde, abgehärmt, krank. Sie hielt mit der Hand, an der man über dem Trauring einen ſilbernen ſah, den Kopf der Tochter an die Bruſt gepreßt. Die Finger waren lang und zart, ganz dünn. Darunter ſtand in einer anderen Schrift auf einem loſen Blatt, das erſt ſpäter unter das Glas eingefügt worden:

„Dem guten Vater ſeine einzigen beiden Lieben.“

Und die Hand, die auf allen Bildern zu verfolgen war von den jüngſten Mannesjahren ab, hatte dazu, noch zu erkennen, doch ſehr verändert, die Worte gefügt:

„Letzte Aufnahme meiner lieben Frau.“

Dann kamen hinter dem Thürrahmen noch zwei Bilder, eines ſchon ganz gelb geworden, durch die Sonne verblichen, offenbar eine Momentaufnahme, vielleicht ſchlecht fixiert, mit der Unterſchrift, kaum leſerlich, da die Tinte in das Papier ausgelaufen:

„Meine Tochter ſtarb am 19. Juni 1880 am Typhus. Ihr Mann brachte es übers Herz, im Januar ſich wieder zu verheiraten. Dies mag jedermann leſen. — Nun bin ich ganz allein.“

Digitized by Google

Das letzte Bild zeigte den, der als Knabe im lockigen Blondhaar begonnen, der als Jüngling vielleicht einst hatte die Welt umstoßen wollen, der jung die Lebensgefährtin gefunden, der überglücklich gewesen als Mann, als Vater, — der Sohn und Tochter und Enkelkinder zu Grabe getragen, der von sich selbst geschrieben als Schluß seines Lebens: „Nun bin ich ganz allein!“

Es zeigte einen Mann, dessen Figur sich jäh verändert, dessen Haar spärlich geworden, dessen Züge schwammig schienen und gedunsen, der auf seine Kleidung und sein Äußeres keinen Wert mehr legte, dessen Leben abgeschlossen war, ehe es wirklich zu Ende gegangen.

Es war das letzte Bild. An der Thür war kein Platz mehr. Für die zwanzig Jahre, die seitdem vergangen, schien kein Zeichner, kein Maler, kein Photograph mehr nötig. Diese zwanzig Jahre waren die Zuthat eines ungeschickten Zufalls, sie erweiterten ein Menschenleben nicht mehr, ein Menschenleben, das Jubel und Glück, höchste Erdenlust, Pläne, Zukunft, Liebe, Ehe, Familie, Kinder, Kindeskinder — kurz, alles enthalten, das uns gegeben ist.

Alles schien ein Aufwand, unnütz verthan, eine Geschichte, jäh abgebrochen, die Sackgasse eines Daseins, eine Zwecklosigkeit der Natur.

Und doch saß der Mann noch dort drüben, dessen Lebensgang in seinem Gedächtnis zurückzuliegen schien, als wäre das in fernster Vergangenheit in der Jugend geschehen, eine Geschichte, die er wohl einmal der Aufwartung zu erzählen pflegte, etwas, das ihn heute nicht mehr interessierte.

Digitized by Google

Wie lange war es her? War es wirklich ſo köſtlich geweſen? Hatte ihn das Leid wirklich getroffen? Hatte er einſt in Glück und Jugend und Liebe aufgejubelt? Hatte er wahrhaftig einmal anderen Ehrgeiz gehabt als heute, wo er vom Haus ins Wirtshaus ging und vom Wirtshaus nach Haus, täglich viermal immer den gleichen Weg zur ſelben Zeit?

Wunderliches Menſchenleben!

Digitized by Google

Die Wand

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberhalb Faltersbach lag ein riesiges Trümmerfeld, mit gewaltigen Blöcken übersät, hoch aufgeschüttet gleich einer Mur, bewachsen mit Unterholz, Latschen und Föhren an einzelnen feuchten, schattigen Stellen, wo im Frühjahr ein Bach niederbrauste und im Sommer ein Wässerlein sickerte. Höher hinauf wuchsen dichte Büsche von Alpenrosen, unten wucherten Heidelbeeren. Es war ein reicher Fundort von Pilzen aller Art. Aber die giftigen machten sich breit, als sei dieser Ort dem Menschen verderblich, wie er ihm Verderben gebracht vor nun bald zweitausend Jahren.

Da war ein Bergsturz erfolgt. Die Sage erzählte, unter den Trümmern läge ein blühendes Alpendorf begraben.

In den Chroniken stand nichts davon, die Bücher in der Propstei wiesen es nicht nach, — nur die mündliche Überlieferung hatte es bis auf den lebenden Tag getragen. Und die war so stark, daß die Leute in Faltersbach sich fürchteten vor dem Trümmerfeld und die Mütter den Kindern erzählten, unter jenem großen Block läge die Schule, unter dem da die Mühle begraben; an der Stelle, wo der viele Enzian wuchs, hätte einst das Wirtshaus gestanden.

Digitized by Google

Über dem Dorf ragte der Kreuzkofel empor, zerspalten, verwittert. Vier Grate zogen hinauf in vier einzelnen Wänden, seltsam geformt, an der Basis ganz schmal, als drohten sie täglich umzustürzen, und standen doch so seit tausend und tausend Jahren.

Gerade über dem Trümmerfeld höhlte sich oben am Berg eine riesige Mulde, deren Gestein noch heute heller war als das der übrigen Felsen. Von dort mochte der Bergsturz herabgekommen sein.

Aber es wußte niemand — es war nur Sage.

Faltersbach lag gerade unter der Südwand. Der alte Bergführer Rohracher Lois pflegte den Touristen, die er auf den Kreuzkofel führte, zu sagen:

— Wann wir schon hinunterfallen, bleiben wir gleich auf dem Kirchhof liegen. Das ischt bequem, dann haben wir's nimmer weit!

Keiner in Faltersbach kannte den Kreuzkofel als der Lois. Die Leute hielten das Bergsteigen für unnütze Gefahr und Zeitverschwendung. Keiner wußte, wie zerschründet und zersplittert der Berg war, wie die Wand oberhalb Faltersbach abstand, als gehörte sie nimmer dazu, wie unterwaschen sie war, wie schmal ihre Basis, wie groß ihre Höhe, wie gewaltig ihr Gewicht.

Und die Leute hatten immer gelacht, wenn der Lois zu ihnen sagte:

— Wann die Wand umfallt, sind wir alle hin.

Sie fiel aber nicht um. Diese Riesenwand, — ebensogut wie die fiel, stürzten schließlich Kirche und Häuser ein. Da gab es keine Gefahr!

Digitized by Google

Aber in diesem Sommer regnete es, regnete ununterbrochen, tagelang, wochenlang. Der Himmel zeigte sich nicht mehr, eine schwere, graue Decke lag über dem Thal, daß man die Bäume nur bis zur Hälfte ihrer Höhe unterscheiden konnte. Es war, als säßen die Wolken auf den Dächern auf und bildeten Pfeiler, die das Himmelsgewölbe trugen. Der Regen fiel Tag und Nacht in langen, dünnen Strähnen, die der Wind zur Seite blies, daß sie aussahen wie ein schräges Gitter. In den Höfen sammelten sich die Lachen. Die Knechte mußten an den Stallthüren Erde aufschütten, damit es nicht hineinliefe. Abzugsgräben und Kanäle wurden gekratzt. Im Dorf hatten sich Rinnsale gebildet, ein ganzes Flußsystem, das von allen Seiten in Bächen gebraust kam, sich zu Flüßchen zu vereinigen schien, um schließlich die Dorfstraße hinab einen großen Strom zu bilden, der sich in die nahe Ache ergoß.

Die Leute waren verzweifelt. Die Sommerfrischler blieben aus, während sonst um diese Zeit schon eine Menge Wohnungen vermietet gewesen.

Dreimal hatten die Faltersbacher bereits einen Bittgang gemacht nach dem nahen Mariatiefen. Doch die Gottesmutter that ihnen den Gefallen nicht: es regnete und regnete ununterbrochen.

Ein paar Leute im Orte wurden schon aufsässig, und es fielen böse Worte, so daß der Pfarrer genötigt war, es ihnen zu verweisen, daß sie der heiligen Jungfrau zürnten, während doch wahrscheinlich die Mutter Gottes ihnen böse war, denn die Sünden der Faltersbacher waren groß.

Digitized by Google

In der Poſt ſaßen die Leute lange beim Wein, immer länger von Tag zu Tag, denn die Feldarbeit ruhte. Die Erde war von den Äckern, die lehnauf lagen, herabgeſpült worden, und es lohnte nicht anzufangen, all den Schaden zu verbeſſern, denn am nächſten Morgen wäre das Werk wieder vernichtet geweſen.

So ging denn in der Poſt das Licht nicht vor den Morgenſtunden aus. Der eine ſaß am Tiſch und trank in der Verzweiflung: ſeine Ernte war hin, ſeine Felder auf Jahre verwüſtet; der andere mußte eine Beſchäftigung haben, er konnte ja nicht hinaus, ſeinem Handel nachzugehen.

Der einzige, dem das Wetter zum Vorteile gereichte, war der Kirſchenreuter — der Poſtwirt.

Der Zubringer Hans war längſt mit der Oberwieſer Marie verſprochen. Doch ſo durfte eine junge Ehe nicht beginnen. Er heiratete zu in ihren Hof, und wie der jetzt ausſah, konnte er das junge Paar nicht aufnehmen. Erſt hätte eine Trockenmauer gemacht werden müſſen am Stall, der unterſpült war und einzufallen drohte, erſt mußten die Äcker am Zellwege gerichtet werden, — vielleicht war an heiraten dieſes Jahr überhaupt nicht zu denken.

Beim Rainer Sepp, dem Schmied, ſtockte die Arbeit. Unthätig ſtand er in der Thür, rauchte ſeine Pfeife und blickte zum grauen Himmel auf, von dem unabläſſig das Waſſer niederrann.

Die Bauern blieben aus, Wagen und Pflüge und Handwerkszeug beſchlagen zu laſſen, zu ſtellen und zu richten.

Der Kaufmann Hieſer ſaß vor ſeinen Büchern, blätterte

Digitized by Google

die vergangenen Jahre zurück. Die Saison fing nicht an, die Fremden blieben aus, die Einheimischen verschoben, was sie eben noch hatten kaufen wollen. Er klappte das Kontobuch zu und trat ans Fenster.

Aber es regnete — regnete — regnete ununterbrochen.

Beim Büchsenmacher Zendel knirschten die Feilen nicht mehr, kein Schlag auf den Amboß klang, die Feuersglut war erloschen. Keine Büchse wurde ihm gebracht. Wer sollte schießen bei dem Wetter, wo man nicht auf zwanzig Schritt weit sah! Solche Zeit hatte der Alte noch nie erlebt. Er war mißmutig, so daß er nicht einmal Patronen in Vorrat machte wie sonst immer, wenn er nichts zu thun hatte.

Beim Krambacher, dem größten Bauern, dem dicken, behäbigen Mann mit dem glattrasierten Gesicht und dem Riesenwanst, der aber trotzdem zugriff in der Wirtschaft von früh bis abends, war alles still, als hätte die ununterbrochene Regenzeit jede Thatkraft gelähmt.

In der Knechtstube schliefen der Sepp und der Lois. Die Köchin machte träumend Tiroler Knödel; auch das wollte nicht gehen, denn die Feuchtigkeit war in den Kamin gezogen, der Regen lag darauf. Wenn ein Windstoß kam, schlug die Flamme zurück. Am liebsten hätte sie die Glut gelöscht.

Die Franziska, die sonst den Knechten Disteln ins Bett legte, dem Sepp den Hammer versteckte und dem Lois die rote Sonntagskrawatte, stand schläfrig in der Stallthür, aus der das Grunzen eines Schweines klang und das Muhen der Kühe.

Digitized by Google

Sonſt ſchlug ihr wohl im Vorbeigehen der Hansl auf den Rücken, daß es knallte, dann warf ſie ihm einen der rieſigen Holzſchuhe nach, der ihn einmal am Schädel getroffen hatte, daß er gleich hinflog.

Heute kam der Hansl, Stiefel, Hoſen, Schürze, Hände ſchwarz, denn er hatte einen Abzugskanal für das Waſſer machen müſſen. Er ging an ihr vorbei und ſchaute ſie gar nicht an.

Gegenüber ſaß der Kundtner, der Uhrmacher, am Fenſter, die Hemdsärmel auf den Arbeitstiſch geſtützt, auf dem Schraubenzieher, Lupe, Uhren, Gläſer, Feilen, Räder, Sägen, Uhrfedern und Putzlappen herumlagen. Er baute ſeit dreißig Jahren ein Perpetuum mobile. Aber auch jetzt, trotz der unendlichen Zeit — denn die Bauern brachten keine Uhren — wurde es nicht fertig.

Sogar der Herr Pfarrer war ſchlechter Laune. Seine Wirtſchafterin, die Reſi, die keinen Zahn mehr im Munde hatte — ein Vorteil, denn ſie kochte deswegen alles weich — ſetzte ihm ein Stück Kaiſerfleiſch auf den Tiſch, das der gutmütige alte Herr trotz kräftigſten Appetits nicht zu bezwingen vermochte.

Er machte ihr einen ſanften Vorwurf, worauf die Reſi aber nur antwortete:

— Hochwürden, i hab' immer gut kocht. Wann's nit zufrieden ſein . . . .

In dieſem Augenblick erſcholl ein fürchterliches Getöſe, wie Böllerſchießen am hohen Feſttag, aber ein Böllerſchießen, als ob der ganze Kalvarienberg mit Batterieen beſpickt ſei.

Digitized by Google

Die Resi blickte den Herrn Pfarrer sprachlos an.

Der fuhr vom Essen auf, die Serviette, die er sich in den Hals gesteckt, rutschte herab. Messer und Gabel in der Hand, blieb er mit aufgerissenem Munde stehen.

Auch der Uhrmacher Kundtner horchte auf. Kaufmann Hieser war vom Fenster zurückgetreten, als fürchte er, der Blitz möchte einschlagen. Und der Rainer Sepp meinte nichts anderes, als sein großer Amboß wäre, vom Wasser unterspült, umgefallen.

Büchsenmacher Zendel trat vor sein Haus trotz des Regens, blickte sich um nach allen Seiten. Wurde geschossen und er war nicht dabei?

Beim Krambacher fuhren die Knechte aus dem Schlafe auf. Im Stall hörte man das Schleifen der Ketten von den Kühen. Die Franziska rief laut, indem sie sich beide Ohren entsetzt zuhielt:

— Jessas, was is denn g'schehn?

Der Krambacher aber, der zugleich Bürgermeister war, meinte, seine Würde wahren zu müssen, setzte schnell den Hut auf und lief zur Post.

Dort war alles von den Stühlen gesprungen. Der Postmeister hatte sein Viertel Roten umgeworfen. Der Tischler dachte sofort an den großen Haufen aufgestapelter Bretter hinter seinem Haus, als wären die etwa umgefallen und hätten den Lärm verursacht. Es war ein Fluchen und Schwören, Laufen und Ausfragen, alles rannte vor die Thür, sah sich um. Nur der alte, stocktaube Kupferschmied Hörhager blieb sitzen und lächelte in Gedanken vor sich hin.

Digitized by Google

Doch die draußen gewahrten nichts. Immer noch hingen die Wolken herab, als müßte sich das Himmelsgewölbe auf die Dächer stützen. Immer noch rieselte der Regen bandförmig nieder. Aus den Dachrinnen schüttete es, sie spieen weit hinaus auf die Straße, wo sich das Wasser längst tiefe Löcher gehöhlt. Ununterbrochen brauste in der Mitte der Strom vorbei, der seine Nahrung aus allen kleinen Rinnsalen, aus Wegen und Straßen und Gärten und Höfen gesaugt.

Die einzigen, die außer dem tauben Kupferschmied nichts von dem Donner gehört, waren der Zubringer Hans und die Oberwieser Marie. Denn die hatten die Stube abgeschlossen und lagen oben auf den Holzbrettern des riesigen Ofens.

Jetzt wurde in der Post „diskuriert", was der Donner zu bedeuten gehabt.

Jeder sagte seine Meinung. Der Schullehrer, ein kleiner, glattrasierter Mensch, der es gelernt hatte, in Tonfall und Bewegungen aufs genaueste den Herrn Pfarrer nachzuäffen, hob den Finger, und alles schwieg, um das gewichtige Wort zu hören:

— Das kann ein Meteor gewesen sein, der geplatzt ist! Oder vielmehr, das geplatzt ist.

Ein junger Bursch, der erst voriges Jahr ein Bauerngut am äußersten Ende von Faltersbach geerbt hatte und, seit er zu ungeahnter Wohlhabenheit gekommen, meinte, am Wirtstisch das große Wort führen zu müssen, rief:

— Das ischt Wetterschießen! G'wiß, ein Wetterschießen ischt's gewesen!

Digitized by Google

Jetzt begannen alle geſprächig zu werden. Man lachte ihn aus. Wer ſollte denn Wetter geſchoſſen haben, wenn nicht die Faltersbacher ſelbſt?

Der einzige, der nichts ſprach, war der Lois. Er wußte, was der Donner bedeutete. Das Meteor, das Wetterſchießen war nichts anderes geweſen, als ein ungeheurer Steinfall droben im Verwitterungsgebiet ſeines Lieblingsberges.

Aber ihn fragte niemand.

Am nächſten Tag ging er, ohne jemand ein Wort zu ſagen, trotz ſtrömenden Regens, den Pickel in der Hand, den Wettermantel um die Schultern, hinaus, ſtieg das Geröllfeld hinan über die Lahn den Felſen zu, beſpähte ſeinen Berg, kletterte herum, unterſuchte die rieſige Wand, die über Faltersbach ſtand. Und da fand er unten friſches Geröll und ſah eine gelbe, tief eingehöhlte, helle Abbruchſtelle. Dort war das Geſtein herabgekommen. Er ſah Rieſenblöcke, wie Häuſer ſo groß, liegen, die konnten ſchon gedonnert haben. Nun wunderte er ſich nicht mehr.

Wie er ſo an den Ausläufern des Grates ſtand, der vom Kreuzkofel herabzog, war es ihm, als habe ſich die Rieſenwand geneigt. Brummend ſtieg er wieder hinab.

Sollte er es den Leuten im Dorf ſagen? Er wußte ja, ſie lachten ihn bloß aus. Aber als er am nächſten Tag im Wirtshaus ſaß und es weiter regnete von früh bis abends ununterbrochen, warf er ſo hin:

— I mein, die Kreuzkofelwand hat ſich g'ſenkt. Wann's nur nit amal abiſtürzt!

Der Wirt ließ ein dröhnendes Lachen hören. Er er-

Digitized by Google

zählte es weiter, und die ganze Gesellschaft freute sich über die krause Idee des alten Führers.

Der aber stieg am nächsten Morgen wieder hinauf. Der kleine, dünne Wettermantel, den er nun an die zwanzig Jahre trug, schützte ihn nicht mehr. Die Nässe zog ihm durch den Hut, der einem schwammigen Pilz glich, ging ihm ins Haar, lief ihm herab auf das Hemd von dicker, hausgewebter Leinwand, zog durch die Poren des Lodenstoffes, daß er seinen ganzen Körper hätte auswringen können wie einen Schwamm, als er oben am Grat stand.

Nie war Wasser von dort herabgekommen. Jetzt plötzlich tobte ein Gießbach zwischen dem Hauptberg und der freistehenden, über neunhundert Meter hohen Wand. Es rann und rieselte von allen Seiten. Auf dem Moosgrund des Waldes ging es sich wie auf einem Moor; es quatschte und gab nach, Wasserlachen zeigten sich überall, die ebenen Stellen waren zu Teichen geworden, an den Lehnen sah man Sand, Steine, Schutt herabgespült, Wasseradern zeigten sich die Felsen hinauf, wohin man blickte, soweit man in dem Regengestiebe sah. Das ganze Gestein schien zu schwitzen. Es tropfte an allen Kanten und Ecken. Und der Gießbach brauste mit Getöse daher, hatte Bäume entwurzelt, ja, ganze Felsen herabgetragen, hatte Wälle aufgeführt, Löcher ausgefüllt, Unterholz verschüttet, hohe Lärchenstämme im Geröll vergraben.

Und wie der Lois hinaufsah zu seiner Wand, hörte er plötzlich leises Knirschen — dann war alles still.

Da lief er spornstreichs hinab, sprang über Blöcke, stolperte über Wurzeln, trat in Wasserpfützen, daß es

Digitized by Google

herumſpritzte, eilte ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen nach Faltersbach hinab.

Dem Bürgermeiſter mußte er ſeine Bedenken mitteilen.

Der ſonſt ruhige Mann erzählte mit malenden Handbewegungen und ganz verſtörtem Geſicht. Er blieb dabei, die Wand habe ſich geſenkt, ſie ſei ganz unterwaſchen, es ſtöhne und krache da oben, ſie werde niederſtürzen eines Tages, vielleicht morgen, vielleicht über Nacht, vielleicht heute.

Dabei blickte er zum Kreuzkofel hinauf, als erwarte er jeden Augenblick, daß die gewaltigen Steinmaſſen durch die Luft ſauſten.

Aber der Krambacher blieb behäbig und ruhig. Ja, er lachte den Lois geradezu aus, ſo daß der fortlief mit den Worten:

— G'ſagt hab i's, mehr kann i nit thun. I hab's g'ſagt.

Aber er beruhigte ſich nicht. Er ging weiter zum Lehrer. Der ließ ihn reden, ſah ihn an, machte ein ſchlaues Geſicht und meinte:

— Die Eroſion braucht lange Jahre, um eine ſolche Zerſtörung hervorzurufen, daß man von einer ernſtlichen Gefahr zu ſprechen berechtigt ſein könnte.

Bei dem hielt er ſich nicht lange auf. Kaufmann Hieſer war ein verſtändiger Mann, der einzige, der herumgekommen war und ein paar große Städte geſehen hatte. Zu dem ging er. Aber der Kaufmann ward ärgerlich. Das Geſchäft war ſeit Jahren nicht ſo ſchlecht gegangen. Er

Digitized by Google

hatte in seinem Haus mit ein paar hundert Gulden Kosten eine neue Sommerwohnung eingerichtet. Die war noch nicht vermietet. Und nun kam noch dieser Mensch und wollte ihn mit seinen Phantasieen ärgern, dieser Unglücksrabe und Schwarzseher.

Er wurde dem Lois einfach grob. Der antwortete gar nicht und lief weiter.

Beim Uhrmacher kam er vorüber:

— Kundtner, du bischt doch a verständiger Mann ...

Und erregt erzählte er dem seine Wahrnehmung. Der Uhrmacher sah ihn lächelnd an und behauptete, indem er eine dicke, große Bauernuhr in die Hand nahm:

— Weischt, Lois, die Uhr ischt zweihundert Jahr alt, wahrhaftig zweihundert Jahr, und geht heut' noch besser wie a neie. Und ischt a kloans Ding und nutzt sich nit ab. Was meinst, wie lang unsere Tiroler Berge halten?

Dabei klopfte er dem Lois auf die Schulter, als hätte er es mit einem armen Geistesschwachen zu thun.

Der Rainer Sepp aber, der Schmied, schlug auf den Amboß, daß der Hammer einen Fuß weit in die Höhe sprang:

— Teifel! Was kommt, kommt. Mei' Theres' ischt mit dem Pferd nach Mariatiefen, und i allein fürcht mi nit. Teifel!

Dann schlug er wieder auf den Amboß, und der Hammer prallte zurück wie ein Gummiball.

Der Lois gab es auf. Den Leuten war nicht zu helfen. Nur noch zum Herrn Pfarrer konnte er gehen. Das war der Rechte, auf den hörten sie.

Digitized by Google

Der Herr Pfarrer war trotz strömenden Regens ins Spital zu einem Kranken gegangen. Aber der Lois ließ sich nicht abweisen, setzte sich hin und wartete. Die alte Resi liebte das nicht. Sie mußte immer in der Nähe bleiben, denn sie hätte den Besuch nicht allein gelassen. Und wie der Lois nun von seinen Wahrnehmungen erzählte, daß die Wand herunterstürzen könnte und den Ort zermalmen, ward ihr ganz ängstlich zu Mute. Sie faltete die Hände und sagte:

— Wann bloß Hochwürden wiederkommen möcht'!

Da that sich die Thür auf, der Pfarrer trat ein, spannte seinen großen, baumwollenen Regenschirm zum Trocknen auf, schüttelte sich die Wasserperlen ab, daß es herumstiebte und sagte, nachdem er erst eine Weile seinem Zorn über den Regen Luft gemacht:

— Na, Lois, wo fehlt's denn?

Die Resi stand ängstlich dabei, während der alte Führer kurz, aber ernst erzählte.

Doch den Pfarrer verließ der lächelnde Ausdruck nicht, und er meinte, indem er die Hände faltete über dem Leib:

— Lois, wir stehen alle in Gottes Hand.

Die Resi nickte. Nun hatte sie Brief und Siegel und konnte beruhigt in die Küche gehen.

Niemand wollte etwas hören, sie glaubten ihm nicht.

Und in seiner Bergsteigerphantasie, die die größten Naturschauspiele gesehen, die in Lawinen und Steinfall die Gewalten der Natur kannte, malte Lois sich aus, daß der Ort verschüttet würde und niemand übrig blieb.

Digitized by Google

Er fürchtete ſich nicht. Er war tauſendmal bereit geweſen, mit ſeinem Herrn auf jäher Eisſchneide an mauerprallen Felſenwänden in den Tod zu gehen. Aber einen Menſchen wollte er retten: die Oberwieſer Marie, ſeiner Schweſter Kind. Und er ging an den Hof und ſah durch die regenbeſpritzten Scheiben. Doch es war ſchon zu dunkel, und er konnte nichts erkennen.

Er trat an die Thür, ſie war verſchloſſen.

Die Oberwieſer Marie ſchlief noch mit dem Zubringer Hans auf dem Ofen.

Da nahm der alte Führer einen Bleiſtift und aus ſeinem Führerbuch ein Stück Papier und ſchrieb darauf:

„Libe Maria, wannſt die Ahn in Schnals noch willſt beſuchen, is bald Zeit. Soll ſelbiger ſchlecht gehen.“

Darunter ſetzte er ſchneller, weil er die Buchſtaben gewohnt war:

„Alois Rohracher, Bergführer.“

*

Doch des Lois Beſorgnis ſchien umſonſt, denn ein Wunder geſchah: am nächſten Morgen lachte die Sonne. Alle Wolken waren verſchwunden, die Regengüſſe verſiegt, als hätte der Himmel vor Erſchöpfung beſchloſſen, es genug ſein zu laſſen. Nun blitzte und blinkte das Waſſer. An den Rinnen ſaßen große Tropfen, die zitternd niederfielen, und glänzten wie Brillanten im feurigen Sonnenlicht. Die Schindeln auf den Dächern begannen allmählich hellere Farben anzunehmen, trockneten. Einzelne Inſeln bildeten

Digitized by Google

ſich auf den Wegen; die Bezirke der Waſſerbäche und Ströme, die aus den Gärten, über Wieſen, die Straße herabgebrauſt waren, wurden kleiner und kleiner. Schließlich lief nur noch in der Mitte der eine Bach gleich einem ſchmalen, tiefeingeriſſenen Kanal.

Jetzt wachte alles auf. Der Kirſchenreuter, der Poſtwirt, trat vor die Thür und hielt die Hand über die Augen. Der Krambacher zog die großen Waſſerſtiefel an, ſetzte den Hut auf, nahm den Stock zur Hand, ſeinen Grund zu beſichtigen und mit Mut an die Arbeit zu gehen, all das Zerſtörungswerk wieder in Ordnung zu bringen. Beim Kaufmann Hieſer wurden die Läden geöffnet, daß die Sonne Eintritt fände in die neuen Räume für die Sommergäſte. Der Uhrmacher hatte plötzlich eine Idee, und ſtatt hinauszugehen in die allmählich wärmer werdende Luft und ſich von der Sonne beſcheinen zu laſſen, nahm er in fieberhaftem Arbeitsfleiß das Perpetuum mobile vor. Die Dorfſtraße, die verödet geweſen, wurde belebt. Alte, ſchrumplige Weiber ſaßen vor der Thür, um ſich letzte Lebenskraft von der Sonne zu holen; ein Greis mit tief gefurchtem Geſicht humpelte an ſeinem Stock zur Apotheke. Beim Büchſenmacher gingen die Burſchen ein und aus: morgen war Sonntag, da ſollten aber die Stutzen knallen! Aus der Schmiede tönten Hammerſchläge vom Amboß, und der Rainer Sepp lachte über das ganze Geſicht, denn drei Bauernwagen waren ſchon gekommen, an denen es galt, Hemmzeug und Felgenkranz zu richten.

Der Lehrer ſtand vor der Poſt. Er prophezeite ein paar Bauern Sonnenſchein auf ſechs Wochen. Beim

Digitized by Google

Krambacher kehrten die Knechte das Waſſer aus dem Hof, und als der Hansl die Franziska mit dem Beſenſtiel traf, gab ſie ihm einen Puff, daß er auf den Miſt fiel, klatſchend aufſchlug und es unter unauslöſchlichem Gelächter des Sepp, des Lois, des Tonerl und der Kati herumſpritzte gleich dickflüſſiger Tinte.

Der Herr Pfarrer freute ſich, denn der Bittgang hatte geholfen. Nun fand auch die alte Reſi ihre Küchenkünſte wieder. Der Herd zog, köſtlicher Duft wehte durch den Raum, daß ſie ſelber mit dem zahnloſen Mund ſchmatzte.

Alles war Lebensfreude, Erwachen und Thatkraft. Die Bauern ſahen nach ihren Feldern, die Handwerker fanden Arbeit bereit, beim Tiſchler flogen die Späne, beim Spengler bog ſich das Blech und knickte das geritzte Glas, der Drechsler ließ die Räder ſchnurren, beim Schuhmacher klang das Hämmern auf der Sohle, vor der Poſt ſtanden eben angekommene Wagen. Drinnen wurde gelacht und getrunken. Die Mühle unten am Bach klapperte laut.

Die böſe Zeit war vorbei — das Leben ſollte beginnen. Endlich lachte über Faltersbach wieder das Glück.

Am nächſten Morgen dröhnte die Orgel zur Dankmeſſe in der Kirche. Kein Menſch war daheim, alles im Gotteshaus. Während die Akkorde zum hohen, gotiſchen Gewölbe emporſtiegen, ſtand an der Thür der alte Lois und ſchickte aus demütiger Seele einen Dank zum Thron des Höchſten, daß Er die Wettersnot von ihnen genommen, ein Flehen zur heiligen Jungfrau, ſie möge ſchützend ihren Fuß ſtemmen gegen die Rieſenwand dort oben, die da Millionen Jahre ſtand und, wenn es im Plan des Himmels

Digitized by Google

lag, noch ſtehnbleiben würde, ſo lange wie das Thal in den Alpen.

Da begann es plötzlich oben am Kreuzkofel zu kniſtern, zu rauſchen, zu ſcharren, ſich zu regen. Es krachte. Der Lärm wuchs zu furchtbarem Getöſe, als brüllten alle Donner, als geſchehe eine entſetzliche Exploſion. Es war wie ein Erdbeben. Der Boden zitterte, die rieſigen Felsmaſſen wankten, der Stütze beraubt, die das Waſſer unterwühlt. Die hohe, Milliarden Centner Felsgeſtein enthaltende Wand, die neunhundert Meter über das Geröll noch in den Himmel hinauswuchs, begann zu ſchwanken, neigte ſich langſam, legte ſich um wie die Seite eines im Winde blätternden Rieſenbuches, die umſchlägt, ohne daß man die Kraft ſieht.

Es lief ein Schatten über den Ort. Die Sonne ward verfinſtert. Ein Schauer zuckte über das Thal, als würde es kalt mit einem Mal, als bräche vorzeitig die Nacht ein. Die Dunkelheit wuchs. Rieſenmaſſen kamen in immer ſchnellere Bewegung, überſchlugen ſich, barſten mit Geknirſch und Geheul und Gebrüll und Geſtöhn. Bäume knickten um wie Streichhölzer, Blöcke flogen durch die Luft, als hätte der Wind auf der Straße den Sand aufgerührt, die ganze Erde ſchien in Bewegung, als ob aus ihrem kreißenden Schoß etwas Neues geboren würde. Der Berg ſpaltete ſich. Waſſerſtröme ſtürzten herab, als wären Rieſenbecken aus der Lage gebracht und umgeſchüttet worden. Büſche, Latſchen, Moos, Felsplatten, gewaltige Würfel, entwurzelte Bäume ſauſten durch die Luft. Und die Felsmauer, hoch genug, des ganzen Thales Breite zu

Digitized by Google

überschatten, schloß sich wie der Riesendeckel eines Sarges über dem Ort.

Zuerst ward die Kirchturmspitze erreicht, in sich zusammengepreßt, als wäre sie eine gewaltige Spirale, die ein Riese mit dem Finger niederdrückte. Dann brach krachend der Dachstuhl zusammen, die Mauern folgten, die niedrigen Häuser wurden erreicht.

Die Erde zitterte und bebte. Es war ein Getöse, als sollte es die Ohren sprengen. Der Bach trat mit hoher Flutwelle aus, als würde mit letzter Anstrengung ein breiter Strahl aus der Feuerspritze getrieben.

Und plötzlich lag an der Stelle des blühenden Dorfes ein Stein- und Schuttwall von ungeheurer Höhe, in dem es noch lebte und splitterte und rauschte, tobte und donnerte.

Alles bewegte sich. Steine fielen nach. Wie eine Brücke war es über die Thalsenkung bis zu der andern Lehne geschlagen, eine Brücke aus Stein und Schutt, unter der begraben lag Haß und Neid, Kleinlichkeit und Großsinn, Güte und Gemeinheit, alles, was Menschenherz und Hirn bewegt: Mühe und Arbeit, Zorn und Liebe.

Nur zweier Menschen Leben blieb verschont.

Weit draußen im Thal fuhren im kleinen Bauernwägelchen die Oberwieser Marie mit dem Zubringer Hans zum Besuch der Ahn.

Sie hörten das Erdbeben, das Getöse, den Donner, der ihre Heimat vernichtet. Das Mädchen packte den Burschen bei der Hand, umklammerte ihn in furchtbarer Angst, schrie laut auf. Und wie sich beide umschauten,

Digitized by Google

ſahen ſie nichts als in weiter Ferne, dort, wo in lieblicher Mulde einſt Faltersbach gelegen, einen Rieſenſteinhaufen, der unausgeſetzt dampfte und rauchte: das Dorf, das verſchwunden war auf den Willen Gottes des Herrn, wie einſt der Garten Eden.

Und auf der einſamen Gebirgsſtraße, in dem furchtbaren Schweigen hielten ſich die beiden Liebesleute umklammert und ſtarrten nach dem entſchwundenen Heimatsort hinüber, ſprachlos, zitternd. Sie, die allein dem Untergang entronnen, als ſollten ſie auf einer neuen Erde beginnen, wie einſt das erſte Menſchenpaar.

Digitized by Google

Heimkehr

Digitized by Google

1.

Er hatte seine paar Habseligkeiten in ein Tuch eingeknotet und ging, mit einem derben Stock in der Hand, die Straße entlang. Er trug einfache Kleidung, aber alles funkelnagelneu. Ab und zu nahm er den Hut ab, hing die Krücke des Stockes über den linken Unterarm und wischte sich mit dem großen, gemusterten Taschentuch den Schweiß von der Stirn, vom Kopf mit dem kurzen Haar und vom glatt rasierten Gesicht.

Bei der Wärme ward ihm das Gehen sauer. Er war nun seit fast zehn Jahren keine Bewegung mehr gewöhnt. Seine Hautfarbe hatte auch etwas von der Luft eingeschlossener Räume.

Er folgte der langen, endlos langen Straße, die ab und zu von alten, hohen, windzerbrochenen, blitzzerschmetterten Pappeln eingesäumt war und dann wieder von Anpflanzungen junger Obstbäume.

Er kam durch Dörfer, aber nirgends hielt er sich auf; auch zur Mittagsrast blieb er nicht im Wirtshaus, sondern sprang über den Straßengraben, ging auf einem schmalen Feldrain zwischen dem wogenden Korn hin, das der Ernte

Digitized by Google

entgegenreifte. Am hügeligen Waldſaum ſuchte er ſich einen großen, trockenen Stein, der in der Sonne warm geworden, legte ihn vor einen Baum und ſetzte ſich darauf, indem er ſich gegen den Stamm lehnte.

Dann überſchaute er die weite Ebene über die gelben Felder hinweg, die ſich unter dem Windhauch niederlegten und aufrichteten wie das Meer.

Der Mann ſaß im Schatten, aber er tupfte ſich noch immer die Stirn. Er atmete ſchwer. Erſt allmählich ging er daran, ſein Tuch zu öffnen, dem er ein paar Butterſtullen entnahm. Er brockte ſie auseinander und begann langſam zu eſſen, die Füße angezogen, mit den Ellbogen auf die auseinandergeſpreizten Kniee geſtützt.

Er ſchnitt ſich mit dem neuen Taſchenmeſſer, einem Nickfänger, der nur eine große Klinge hatte, Stücke ab, hielt ſie mit dem Daumen an der Schneide feſt und ſchob ſie in den Mund.

Zuerſt hatte er heißhungrig gegeſſen, dann verlangſamten ſich ſeine Kaubewegungen, ſchließlich war er fertig. Er leckte die Butter, die kleben geblieben war von den Fingern, wiſchte die Hände am Graſe ab, that dasſelbe mit dem Meſſer und putzte es dann auf dem ſtraff geſpannten Beinkleid, bis es wieder ſpiegelblank war. Nun ließ er es im Licht ſpielen, klappte es ein paarmal auf und zu und ſchob es in die Taſche.

Dann blieb er ſitzen, die Kniee weit auseinander, die Füße beinahe zuſammen, die Ellbogen innen auf die Oberſchenkel geſtützt, die Hände gefaltet unter dem Kinn.

Immer lief der Wind über die gelben Felder, neigte

Digitized by Google

ſie in langen, breiten Wellen, wühlte an einzelnen Stellen das Korn auf, daß es gedreht ſtand wie der Haarwirbel auf einem Kopf. Die Landſtraße zog ſich dazwiſchen hin. Jetzt zur Mittagsſtunde war kein Fußgänger, kein Wagen zu ſehen. In der Ferne tauchten in den Feldern, von grünem Laubwerk eingefaßt, rote Ziegeldächer auf, jedesmal von einem ſchlanken, ſpitzen Kirchturm überragt.

Das war ſeine Heimat, die er nun faſt zehn Jahre nicht mehr geſehen. Er hatte nur kahle Mauern erblickt, einen Gefängnishof, die Treppe im Seitenflügel B, die Zelle 186, die Pritſche, den Strohſack, ein wenig Himmel durch die Gitterſtäbe, ſelten blau, meiſt grau, in der Nacht das Licht der Sterne.

Der Blick that ſeinen Augen wohl. Es war für ihn etwas wie eine Wiedergeburt. Er ward ganz weich und dabei müde vom ewigen Wogen des Korns, von der ungewohnten Anſtrengung des Gehens. Die Mittagsſonne kam dazu. So ließ er ſich am grünen Grashang ein Stück hinuntergleiten, ſchob ſich den Stein als Kopfkiſſen zurecht, auf den er ſeinen weichen Filzhut legte, zog die Jacke aus, hing ſie ſich über, legte ſich hin und bald darauf atmete er lang und gleichmäßig: er ſchlief.

Ein paar Krähen ſtrichen vorüber; eine blieb auf einem Grenzſtein ſitzen, wippte mit dem Schwanz, öffnete breit den Schnabel, als ob ſie gähnte. Dann rauſchte es in den Zweigen über dem Schläfer, wieder glitt unabläſſig die Welle über das Korn, ein wenig Kühlung bringend in der Mittagsglut. Und unausgeſetzt klang von allen Seiten die eintönige Muſik der Felder, das ewige Zirpen der

Digitized by Google

Grillen und ab und zu in langen Pauſen das kurz anſchlagende Quaken eines Froſches.

Der Mann mochte eine Stunde geſchlafen haben, da richtete er ſich auf, rieb ſich die Augen und blickte ganz erſtaunt um ſich, als könnte er es nicht faſſen, daß er frei war, daß er wieder draußen lag auf der Wieſe, daß die Vögel um ihn herum hüpften, die Grillen zirpten, das Korn wogte.

Er ſprang auf beide Beine und ging ein paar Schritte hin und her, als müſſe er ſich vergewiſſern, daß auch wirklich kein Wille über ihm ſtände.

Das Hutband hatte ſich auf der einen Wange abgedrückt, die ganz rot geworden war. Er zog den Rock wieder an, nahm den Stock in die eine Hand, das Bündel in die andre und ging weiter.

Er ſuchte nach einer Quelle. Und ein Stück entfernt, wo ein Bach leiſe ſickerte, faſt vertrocknet in der Sommerſonnenglut, beugte er ſich nieder und begann zu trinken.

Ach, that das gut! Er tupfte ſich Waſſer auf den kurz geſchorenen Kopf, ließ es abperlen, netzte die Lippen, die Stirn, und ſchließlich wuſch er ſich das Geſicht.

Dann ging er weiter. Aber nicht auf der großen Straße, ſondern querfeldein. Er kannte ja jeden Fußbreit Landes hier: im nächſten Augenblick mußte er Hainsdorf in der Senkung am Bach vor ſich liegen ſehen.

Er ging ſchneller und ſchneller. Und als er endlich aus den weißrindigen Stämmen trat mit ihren hellen, grünen, dünnen Kronen darüber, kam doch etwas wie Rührung über ihn: da war es. Abermals ſetzte er ſich hin,

Digitized by Google

aber verſteckt im Gebüſch, und blickte auf die Dächer. Dort lag der Pfarrhof neben der Kirche, da die Schule und hier der „Anker“, das Wirtshaus, wo der Rauch aus der Eſſe ſtieg.

Sein Auge lief die Straße hinab, auf der ein Bauernwägelchen fuhr, eine dünne Staubwolke hinter ſich laſſend, als hätte eine Lokomotive Dampf auf die Schienen gefaucht. Eben verſchwand es hinter einem großen Hof. Und auf dem blieb das Auge des Mannes haften.

Dort war er Knecht geweſen.

Der Mann horchte auf: Senſenſchwung traf ſein Ohr. Er lauſchte. Wieder klang in regelmäßigen Abſtänden das Ziehen und Rauſchen, das die Halme niederlegte, und dazwiſchen das leiſe Klirren, wenn das Eiſen über einen Stein fuhr.

Der Mann war erſchrocken. Auf der Wieſe nebenan mußte es ſein; die zog ſich über die Höhe hinweg und ſenkte ſich auf der andern Seite.

Er wollte unterſuchen, wer hier bei der Arbeit wäre, aber er durfte nicht geſehen werden. So kroch er auf allen Vieren der Bodenwölbung näher. Kurz ehe er die Höhe erreicht, nahm er den Hut ab und ſpähte über den Hang.

Da ſtand ein Mann, die Schürze umgebunden, über die braunen, hageren, ſehnigen Arme das Hemd aufgeſchlagen, den Schleifſtein am Hoſenbund, der in dem länglichen Holzbehälter ſteckte. Er drehte ihm den Rücken. Und langſam fortſchreitend, ſchlug er lange, halbmondförmige Bahnen in das hohe Gras.

Was machte der hier? Die Wiese gehörte doch nicht zum Hof?

Um Gotteswillen, das war ja er, Emil Korschatz, der mit ihm Knecht gewesen, der mit der Auguste Hilprich poussiert, der, gerade der, den er suchte.

Der Späher war so erregt über den Anblick, daß er im Gras liegen blieb, tief atmend, mit klopfendem Herzen.

Das war der Mensch, der ihn ins Zuchthaus gebracht. Dort stand er ruhig vor ihm, leicht zu erreichen mit zwei Sprüngen. Und er verrichtete seine Arbeit, als wäre er, Karl Lehmann, der auch mit der Auguste poussiert, nie seinetwegen zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Dem Schuft ging es gut, und er hatte sich das lockige Haar, auf das er stolz gewesen, abscheren lassen müssen und den Bart, der ihm so gut stand. Und den andern rührte das nicht? Wie konnte der Mensch so dastehen! Ahnte er denn nicht, daß er, Karl Lehmann, seit gestern kein Zuchthäusler mehr war? Wußte er denn nichts vom Gnadenerlaß bei der Thronbesteigung, der ihm die beiden letzten Jahre geschenkt? Wußte er nicht, daß Karl Lehmann frei war? Daß er hier zehn Schritt von ihm im Grase lag? Hatte er ihm nicht damals, als ihn die Geschichte ins Zuchthaus gebracht, versprochen, er würde es ihm heimzahlen?

Eine plötzliche Wut ergriff ihn bei dem Gedanken, der andre genösse beschaulich sein Dasein, während er doch geglaubt, ihm müßte sein ganzes Leben vergiftet sein, immer in der Furcht: sobald die Zeit um ist, kommt er wieder! Er mußte zittern, zittern! Die Angst sollte aus

Digitized by Google

ſeinen Augen ſprechen, daß der Rächer unterwegs war. Und der Menſch ſah aus wie das leibhaftige Leben!

Lehmann wußte nicht, ob ihn der andre geſehen hatte. Und er hob ſich auf den Armen und ſpähte über die Halme. Emil Korſchatz ſaß jetzt ruhig im Gras, die Senſe lag daneben, er drehte ihm den Rücken und aß bedächtig. Gegen den Himmel erkannte Lehmann, wie ſich ſeine Backen kauend bewegten. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, ſich auf ihn zu ſtürzen und zu thun, was er ihm zugeſchworen: ihn abzukehlen wie ein Schwein.

Aber nein, er wollte zuerſt wiſſen, wie es dem andern ging, was er trieb. Wie kam er auf dieſe Wieſe? Die gehörte nicht zum Hof. War er noch dort? Was machte die Auguſte?

Nachdem er den ruhig Daſitzenden lange betrachtet, ließ er ſich wieder nieder ſinken, ſtarrte vor ſich hin, riß einen Halm aus, ſteckte ihn ſich zwiſchen die Zähne, zog ihn kauend allmählich in den Mund ein und dachte wieder nach.

Nein, den Hund einfach ins Jenſeits befördern, dazu hatte er nicht zehn Jahre lang Tüten geklebt, — er, der den Pflug niederdrückte hinter den Ochſen einen Viertelmeter in die Erde hinein.

Dazu hatte er ſich nicht die ganze Zeit muſterhaft geführt, daß er vorgeſchlagen worden war zum Gnadenerlaß, man ihm Hausarbeiten als Vergünſtigung angewieſen, und ihm der Direktor als er ihm ſeine Papiere und das Geld gab, das er ſich verdient, zum Abſchied die Hand gereicht, weil er ſich gut geführt und durch

Digitized by Google

Reue bewieſen hatte, daß er bereit ſei, ein neues Leben zu beginnen.

Die ganze Komödie ſollte damit enden, daß er dem Lump da nur ſein Meſſer in den Leib ſtieß?

Wenn er zehn Jahre Theater geſpielt, würde er es wohl noch weiter können! Und er ſpuckte den grünlichen, zerkauten Halm in das Gras, richtete ſich auf, nahm Stock und Tuch, ſchob den Hut zurecht; und da der Wind ihm ſcharf über die Höhe entgegenblies, ward der Veſpernde nichts gewahr von dem andern, bis Lehmann neben ihm ſtand, auf den Stock geſtützt, und ſagte:

— Tag ooch!

Emil Korſchatz blickte mit langſamer, ſchwerfälliger Bauernbewegung auf, ſah den andern eine Sekunde an, hob ſchon die rechte Hand, um mit einem Finger kurz an den Hut zu fahren und ein „'n Abend“ zu ſagen, als er in die Höhe ſchnellte und ſich, als müſſe er eine Waffe haben, nach dem Senſenſtiel im Graſe bückte.

Aber Lehmann blieb ruhig ſtehen, und der andere ſchämte ſich ſeiner erſten Anwandlung von Schreck. Doch er ließ die Senſe nicht los und ſagte nur, während aus ſeinen Augen Staunen ſprach und Entſetzen:

— Du biſt hier?

— Ja, ich bin wieder da.

— Aber du . . .

Korſchatz beendigte nicht den Satz, denn Lehmann ſagte:

— Du haſt wohl gemeent, ich komme nie 'raus?

— O ja, in zwee Jahren.

Digitized by Google

Lehmann wollte höhnen, aber er beherrſchte ſich und antwortete, mit jedem Wort ruhiger:

— 's is nämlich Gnadenerlaß zur Thronbeſteigung.

Der andre ſtützte ſich auf die Senſe:

— Das weeß ich. Aber der Müller meente, das wäre nur für leichte Vergehen.

Es blitzte in Lehmanns Augen:

— Na ja. Un du meenſt, meins war zu dicke, als daß ſe ooch Erbarmen mit eenem haben kennten!

Der andre trat von einem Fuß auf den andern, aber immer, ohne die Senſe los zu laſſen:

— Nee, das meene ich nich. Ich habe überhaupt nich drieber nachgedacht. Un ich gönne dirs ja ooch.

Lehmann nickte:

— Kann man mir ooch gönnen. Zehn Jahre is lange genug.

Nun warf er einen lauernden Blick zum andern, ließ ſich plötzlich auf die friſch gemähte Wieſe nieder, warf Stock und Tuch neben ſich und ſagte ruhig vor ſich hin:

— Schließlich, ich wäre ooch noch länger geblieben, denn ſo e paar Jahr, die machen eenen kleen. Mir is nu ſchon allens eingal.

Der andre wußte nicht recht, was er ſagen ſollte. Er blickte ſich um: niemand war in der Nähe. Und nach einer Weile begann Lehmann wieder zu ſprechen, indem er ſich auf den einen Ellbogen ſtützte, während er einen neuen Grashalm ausriß und in den Mundwinkel ſteckte:

— Weeßte, zuerſcht bin ich ſchön fuchtig geweſen. Aber ſo mit der Zeit, man wird ooch älter, un das is

Digitized by Google

ſo 'n faules Leben, da wird's Blut ruhig. Wirklich, mir is allens eingal. Ich bin nu wiedergekommen, Arbeet wird mir eener hier geben, 'n Stück Geld hab' ich, abwarten kann ich's. Ich thu' niemand niſcht zuleide. Nur daß mir keener über mei Winterlogis un meine Sommerfriſche ſpricht. Da verſteh' ich keenen Spaß. Aber ſonſt — Strich drunter, ich thu' niemand niſcht zuleide.

Lehmann hatte immer gemütlicher geſprochen, indem er den Grashalm im Munde hin und her ſchob. Aber ſeine lauernden Blicke beobachteten den Eindruck auf den andern.

Der ſchien die Senſe ſchon weniger feſt zu umklammern. Die letzten Worte hatten ihm gefallen, und er war geneigt, ſie zu glauben.

Da ſtand Lehmann auf, nahm Stock und Tuch und ſagte:

— Du wirſcht's alſo den Leiten ſagen in Hainsdorf. Verſtehſte? Unter der Bedingung halte ich Frieden. Ich habe von der Penſionszeit genug. Du kannſt ganz ruhig ſein, ich fang' nich wieder an. Nur verſtehſte recht, ihr müßt eben 's Maul halten. Sag' nur den Leiten, wenn ſe ſo thun, als wäre niſcht geweſen, is gut. Ich thue meine Arbeit für zehne. Ich will von keenem was haben. Un das mit der Auguſte damals, daß de nur gleich meine Anſicht weeßt, um ſo 'n lappiges Weibsbild ſolche Geſchichten zu machen, das is 'ne ſcheene Dummheit geweſen. Man überlegt ſich das, man wird eben älter. Mir is die Geſchichte jetzt eingal.

Damit drehte er ſich herum und ging ganz langſam,

Digitized by Google

in den Knieen gebogen, die abschüssige Wiese nach Hainsdorf hinab. Allmählich wurden seine Tritte schneller, und er lief Trab, indem er mit dem Stock zu bremsen versuchte.

Es war glühend heiß. Immer zirpten die Grillen. Der Duft vom jungen Gras stieg rundum auf und erfüllte ihn ganz, daß, wie er dem Ort zutrollte, das Heimatsgefühl, das Freiheitsglück mächtiger und mächtiger in ihm ward und er sich sagte, die Abrechnung mit dem Emil habe noch Zeit. Einmal kam sie, kam bestimmt. Aber erst wollte er seine Freiheit genießen.

2.

Emil Korschatz stand noch immer auf der Wiese und blickte dem den Abhang Hinunterstürmenden nach. Er fühlte, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand; mit dem Handrücken und dem Unterarm wischte er ihn ab.

Zuerst hatte er gemeint, der leibhaftige Satan stünde vor ihm, und ihm war, als sollte ihn der Schlag rühren. Und doch fühlte er sich erleichtert. Der Augenblick war vorbei, vor dem er sich zehn Jahre lang gefürchtet, den er niemals ganz hatte überwinden können: der Augenblick, daß Karl Lehmanns Strafzeit abgelaufen war. Denn immer klangen ihm in den Ohren die Worte, die der Knecht gesprochen, als man ihn vom Gute abführte, um ihn dem Landgericht einzuliefern: „Wenn ich 'rauskomme, kehl' ich dich ab."

Digitized by Google

Und ſein Mitknecht war der Mann, Wort zu halten, das wußte jeder im Dorf.

Sie hatten auf dem Hof zuſammen gedient beim alten Hilprich, der nur die eine Tochter beſaß, die Auguſte. Es war bekannt: wer ſie kriegt, heiratet in den Hof.

Das ließen ſich die Burſchen nicht zweimal ſagen, und es begann ein wahres Wettlaufen um das Mädel. Aber die kümmerte ſich um niemand, und der alte Hilprich ließ auch keinen in den Hof. Da blieb denn eigentlich nur die Wahl zwiſchen den beiden Knechten, Emil Korſchatz und Karl Lehmann.

Der alte Bauer ſtand mehr auf Lehmanns Seite, denn der hatte Kraft für zehn. Wenn Gewitter drohte, ſchob er ſeinen Wagen ohne Pferd, ſo daß ſie immer die Ernte noch hereingebracht hatten, ehe der erſte Tropfen fiel.

Korſchatz war zwar ganz tüchtig, aber mit Lehmann nicht zu vergleichen. Die Kraft beſaß er nicht. Er hatte ſchon einmal am Rheumatismus gelegen, war nachdenklich, las gern im Kalender und politiſierte ab und zu.

Mit ſo was gab ſich Lehmann nicht ab, der arbeitete, aß, trank und ſchlief.

Doch das Mädchen neigte dem Emil zu, das wurde klarer von Tag zu Tag. Und da wuchs ein Haß zwiſchen den beiden Knechten.

Als nun der Vater geſtorben war, und das Mädchen die Trauerwochen wartete ſich zu entſcheiden, brach eines Nachts in der Knechtkammer über dem Stall Feuer aus. Das Hofgebäude brannte zur Hälfte nieder, und Korſchatz konnte ſich nur mit knapper Not retten. Der andere Knecht,

Digitized by Google

Karl Lehmann, war zu allgemeiner Verwunderung zur Zeit des Brandes überhaupt nicht auf dem Hof.

Korschatz aber konnte das Feuer nicht verschuldet haben, denn er nahm nie Licht mit hinauf in die Kammer. Es fanden sich die Treppe hinab Petroleumspuren. Der Schmied, der spät heimgekehrt, hatte den Knecht vor dem Stall gesehen, und kurze Zeit darauf hatte es begonnen zu brennen. Auch eine alte Gutsauszüglerin nebenan wußte zu bekunden, wie Lehmann um das Gehöft geschlichen sei, als schon die Rauchwolken aufstiegen.

Lehmann wurde festgenommen. Korschatz sagte zu seinen Ungunsten aus, daß eine Blechzündholzbüchse, die man auf der Treppe gefunden, dem anderen gehöre. Schließlich gestand Lehmann mit haßsprühenden Augen ein, daß er dem Korschatz ans Leben gewollt, der daran schuld wäre, daß er nicht den Hof bekam.

Und da waren die Drohworte gefallen.

Nachdem Lehmann zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden, hatte Emil Korschatz die Auguste Hilprich heimgeführt.

Aber trotz zweier gesunder Jungen, obgleich die Wirtschaft gut ging, schien das Glück nicht eingekehrt zu sein. Die Drohung klang dem jungen Bauern immer in den Ohren und vergiftete ihm das Dasein. Die Frau beruhigte ihn zwar, aber es half nichts, er dachte Tag und Nacht an den Augenblick, wenn die zwölf Jahre vorüber wären, die Zuchthausthür sich öffnete und der andere wieder erschiene. Die entsetzlichen Worte klangen ihm immer in den Ohren: „Dann kehle ich dich ab."

Digitized by Google

Und die zwölf Jahre kamen dem jungen Bauern vor wie eine Galgenfriſt, als wüßte er, ſein Leben dauerte nicht länger.

Wenn er mit der Frau darüber ſprach, lachte ſie, die derb und kräftig war, ihn aus. Aber es half nichts, der Gedanke ſetzte ſich bei ihm feſt: er hatte nur noch zwölf Jahre zu leben. Und er, der immer geleſen und ſpintiſiert, legte ſich einen Kalender an vom Tag ab, da man den Karl verurteilt und ſie Hochzeit gemacht, auf zwölfmal zweiundfünfzig Wochen.

Jeden Sonntag nach der Kirche kam die düſtere Stimmung über ihn, wenn er ſeinen Kalender hervorzog, um die abgelaufene Woche zu ſtreichen. Er fühlte ſein Leben ſchwinden, ſah es graphiſch vor ſich auf dem Papier, daß ſeine Tage gezählt waren, wie einer, dem der Arzt geſagt hat, er hätte nur noch eine beſtimmte Anzahl Jahre zu leben.

In der erſten Zeit ihrer Ehe ſteigerte ſich ſein Zuſtand dermaßen, daß auch die Frau in Unruhe geriet, weinte und klagte: wenn ſie das gewußt hätte, hätte ſie ihn nicht genommen. Dann ward er noch unglücklicher und machte ſie mit verrückt.

Das erreichte bei der Geburt des zweiten Kindes einen Höhepunkt. Dann ließ es nach, denn Korſchatz, der vorher freigeiſtige Anſichten gehabt und allerlei kirchenfeindliche Bücher und Schriften geleſen, wendete ſich mit einem Mal zur Religion und ſuchte darin Troſt und Beruhigung. Ein Wandel ging mit ihm vor. Die Angſt wich, er wurde ruhig. Er arbeitete, ſein Gut mehrte ſich, ſo daß er die

Digitized by Google

Wieſe, auf der er jetzt mit beiden Händen auf den Senſengriff gelehnt ſtand, dazu erwerben konnte.

Aber der Gedanke an die Rückkehr ſeines Mitknechtes war unverrückbar in ihm geblieben. Er hatte nur andre Form angenommen. Er klagte nicht, er zitterte nicht; er ergab ſich in ſein Schickſal. Und der Herr Pfarrer mochte ihm zehnmal ſagen, das Zuchthaus würde eine Wandlung in dem andern hervorbringen, er wußte, der andere kehrte zurück und — kehlte ihn ab.

Am vorigen Sonntag noch hatte er die übliche Woche im Kalender geſtrichen und ſich geſagt: jetzt haſt du alſo noch hundertfünf. Hundertfünfmal nahm er wieder das Blatt Papier vor, hundertfünfmal ſah er ſeine Lebensfriſt ſchwinden wie ein Schiffbrüchiger, der nur noch für eine beſtimmte Anzahl Tage Eſſen beſitzt und weiß, wenn es aufgezehrt iſt, geht er dem Hungertode entgegen. Denn nach dieſen hundertfünf Wochen that ſich die Zuchthausthür auf, und Karl Lehmann kam wieder.

Korſchatz wußte den Termin. Rot unterſtrichen ſtand er am Schluß des Kalenders wie der Tag ſeiner Hinrichtung. Er überlegte ſchon, was ſollte er dann thun? Sollte er ſich bewaffnen, ſich verbarrikadieren? Er bildete ſich ein, der andre müſſe mit Gewehr oder Revolver in der Hand wiederkehren. Und in düſteren Stunden malte ſich ſeine ſchwere und doch erregte Bauernphantaſie den Eintritt aus, des Feindes in den Hof.

Die alte Scheibenbüchſe des ſeligen Bauern hing über dem Schrank, die mußte er dann nehmen und laden und am Eckfenſter neben der Thür hinter dem geſchloſſenen

Digitized by Google

Laden im Anſchlag liegen. Dann richtete er den Lauf durch das ausgeſägte Herz, das durch das Holz Licht einfallen ließ, auf den Feind — und ſchoß.

Ja, er ſchoß! Und wenn es ihn zwölf Jahre ins Zuchthaus brachte.

Nun war plötzlich Lehmann da und trug nur ein Tuch in der Hand. Er kam ohne Gewehr, er hatte nicht mehr die rotbraune Farbe des Bauern, der den Tag über arbeitet in Sonne und Luft: käſig ſchaute er aus, wie ein Stubenhocker, ganz, ganz anders, als er ihn ſich ausgemalt. Er hatte ihm ſogar einen guten Tag geboten. Es fehlte nicht viel, ſo hätten ſie ſich die Hand gereicht.

Korſchatz begriff es nicht. Er hörte noch die letzten Worte, er wäre älter geworden. Er hatte geſagt: „Mir iſt die Geſchichte jetzt eingal.“ Das war der Rächer, vor dem er ſich gefürchtet?

Ein Schauer der Befriedigung glitt ihm über den Leib. Aber wieder ſtand ihm der Schweiß auf der Stirn, und abermals wiſchte er ihn mit Handrücken und Unterarm ab. Ihm zitterten die Kniee, und er mußte ſich ſetzen.

Er blickte den grünen Abhang hinunter, den ſein Gegner hinabgelaufen. Lehmann war nicht mehr zu ſehen. Es kam ihm vor wie ein wüſter Traum, daß er ſich fragen mußte, hatte er ſich denn nicht etwa geirrt? Er war vielleicht eingenickt im Sonnenbrande!

Doch als er ins Gras blickte, ſah er deutlich, wo der andere gegangen, niedergetretene Halme. Da richteten ſich mit einem Male ein paar geknickte Gräſer auf wie eine

Digitized by Google

zurückſpringende Feder, und der Bauer fuhr erſchrocken zuſammen.

War er ſo nervös? Wenn Lehmann ihm hätte etwas thun wollen, hier wäre doch die Gelegenheit geweſen, wo ſie beide allein waren.

Und etwas beruhigt ſchob der Bauer den alten Strohhut ins Geſicht. Er ſetzte die Senſe an zum Schwung, ließ ſie leiſe über das Gras huſchen; aber was ihm nie geſchah, die Spitze blieb in einem Maulwurfhaufen hängen. Mechaniſch hob er das Eiſen hoch, ſtemmte den Holzgriff auf den Boden, holte rückwärts den Schleifſtein aus dem Waſſer, und begann abwechſelnd rechts und links an dem blitzenden Meſſer hinzuſtreichen.

Doch immer kamen ihm die Worte wieder, als wären ſie eben erſt geſprochen: „Wenn ich 'rauskomme, kehle ich dich ab.“

Die Arbeit ging nicht vom Fleck. Er gab es auf, nahm ſeinen Rock, hing ihn über die Achſel, ſchulterte die Senſe und ſchritt langſam in andrer Richtung ſchräg den Berg hinab über die Wieſe ſeinem Hauſe zu. Und als er, da die Sonne hinter ihm ſtand, ſeinen Rieſenſchatten auf der grünen Fläche gehen ſah, fuhr er plötzlich zuſammen und blickte ſich jäh um, als hätte der Lehmann hinter ihm geſtanden. Aber die Sonne brannte ihm nur ins Geſicht, kein Menſch war zu ſehen weit und breit. Und er ſtieg langſam, beruhigter zu ſeinem Hofe nieder.

Digitized by Google

3.

Schon von weitem ſah Korſchatz die blonden Köpfe ſeiner beiden Jungen. Der kleine ſaß am Haus und ſcharrte mit einem Stück Holz in der Erde, der ältere half der Mutter Rettiche ziehen.

Als der Bauer bereits ganz nahe ſtand, richtete ſich die Frau auf.

Sie war in bloßen Füßen und hatte den Rock hoch aufgeſchürzt, daß er in einer Wulſt die Hüften umſtand. Sie war häßlich, mit eckigen, ſtarken Backenknochen, ſtrohblondem Haar. In einem Rattenzöpfchen war es hinten zuſammengebunden. Sie ſah viel älter aus als ihre Jahre, braun und mager, die Haut an den Armen gerunzelt wie bei einer alten Frau: vor der Zeit alt geworden durch Sonnenbrand, Graben und Hacken, Jäten und Waſchen, durch Mühe und Anſtrengung vom erſten Hahnenſchrei bis Sonnenuntergang.

Sie fragte ihren Mann halb erſtaunt, halb vorwurfsvoll:

— Du kannſt doch noch gar nich fertig ſein. Was kommſt du denne?

Er zeigte ſein verſtörtes Geſicht, blieb ſtehen und antwortete nur:

— Er is da.

— Was denn? Was meenſte denn?

Korſchatz verzog keine Miene, blickte ſie ſtarr an und wiederholte:

— Er is da. Karl is da, Karl Lehmann.

Digitized by Google

Sie machte mit dem Ellbogen eine abwehrende Bewegung:

— Du träumſt wohl!

Doch er wurde erregt:

— Wenn ich dir ſage, daß er da is! Ich habe doch eben mit ihm geredt.

Jetzt ſtemmte ſie die Hände in die Hüften:

— Herrjeſes! Du haſt mit ihm geredt?

Der blonde Junge ſtand daneben, die Rettiche in der Hand, mit offenem Maul, und ſtarrte ſeine Eltern an. Die Mutter aber fuhr ſofort herum:

— Mach, daß de 'reinkommſt. Kannſt die Rettiche glei waſchen.

Und als der Bengel nicht ſofort zugriff:

— Soll ich dir Beene machen?

Er nahm die Rettiche und lief davon. Und Korſchatz erzählte ſeiner Frau von der Begegnung. Sie ſchüttelte den Kopf, trat hin und her und ſagte endlich, indem ſie die Lippen aufwarf:

— Nu, da is doch weiter niſcht dabei.

Dann begann ſie ihm zuzureden, wie ſie es oft gethan, um ſeine Furcht zu bannen. Es wäre doch ganz gleich, was ſollte denn weiter geſchehen? Das wäre nun alles vergeſſen, — zehn Jahre, da krähte kein Hahn mehr danach.

Sie lachte ſogar und zeigte eine Reihe geſunder Zähne. Mit den Worten ſeiner Frau heiterte ſich auch ſein Geſicht auf, und er ließ ſich aufrichten, wie er es die ganzen Jahre gewohnt geweſen.

Digitized by Google

Dann beredeten sie, was zu thun sei. Die Frau meinte, wenn Karl Lehmann etwa käme, müßten sie thun, als wäre nichts geschehen. Zum Schluß sagte sie:

— Da giebt's doch nischt zu fürchten! Der soll nur kommen. Wenn der sich hier mausig macht, holen mir gleich den Schandarm.

Korschatz blieb zu Haus. Sein einstiger Mitknecht schien ja besänftigt zu sein, aber er wagte sich nicht aus dem Hof, denn die drei Knechte, die sie jetzt hatten, wo die Wirtschaft gut ging und ihr Anwesen sich vergrößert hatte, waren alle drei überm Wasser auf dem Felde.

Seiner Frau sagte er nicht, weshalb er zu Haus blieb. Sie, die im Haus der Herr war und ihn anstellte, wie die andern Leute auch, hätte ihn höchstens ausgelacht.

Nun saß er allein in der Wohnstube, schloß zweimal herum ab, stieg auf einen Stuhl, holte die alte Scheibenbüchse herab, lud sie, lehnte sie in die Ecke am Fenster und stellte ein Plättbrett davor, daß man nichts davon sehen konnte.

Dann lugte er hinaus nach allen Seiten, und fortwährend war es ihm, als erschiene irgendwo am Fensterladen Lehmanns Kopf. Er sah ihn vor sich, mit dem glattrasierten, bleichen Gesicht, wie er die Augen zusammenkniff und die Hände an die Schläfen hielt, um aus der Helligkeit draußen im Dunkel des Zimmers etwas zu erkennen.

Doch niemand erschien. Die Knechte kehrten heim, die zwei Mägde folgten. Und nun, während die Kühe

Digitized by Google

verſorgt wurden, griff auch der Bauer mit zu, und die Beängſtigung wich von ihm.

Seine Frau hatte das Abendeſſen bereitet und rief auf den Hof hinaus: es ſei fertig.

In der Küche ſtand der grobe, ſchwere Tiſch, deſſen Kante ausſah wie eine Säge, denn der alte Hilprich hatte die Gewohnheit gehabt, während er das große Wort führte, vom Feldzug erzählte, von ſeinen Jugendſtreichen, am Tiſch herumzuſchnitzeln.

Die Knechte gingen an den Brunnen, ſpülten ſich Arme und Hände ab; der eine, ein junger Burſch, hielt den Kopf unter den Waſſerſtrahl und ſtieß ein wohliges Grunzen aus, während ſich ſein Haar näßte und es ihm über Geſicht und Hals lief, bis in den Rücken hinein. Dann ſchüttelte er ſich, wiſchte ſich mit dem rechten, dann mit dem linken Ärmel ab, zog ſchließlich ein blaues Sacktuch und trocknete ſich die Augen. Dann ging er halb naß ins Haus, in dem die andern ſchon verſchwunden waren.

Die junge, dicke Magd ſaß bereits drin am Tiſch; ſie konnte das Eſſen immer nicht erwarten. Die alte, eine verſchrumpelte, runzlige Perſon, kam jetzt erſt aus dem Stall und wuſch ſich am Brunnen die Füße. Dann zog ſie bedächtig ein Paar verblichene, wollene Strümpfe an, fuhr in die Holzpantinen und ging langſam zur Küche. Sie hatte es nicht eilig; bei den wenigen Zähnen und der ewigen Magenverſtimmung aß ſie doch niemals viel.

Während ſie noch auf dem Weg zum Haus war, redete ſie plötzlich jemand an.

Digitized by Google

Karl Lehmann war eingetreten. Das Tuch mit ſeinen Habſeligkeiten hatte er im „Anker“ gelaſſen, er trug nur den Knotenſtock in der Hand.

— 'n Abend. Is der Bauer da?

Sie gab keine Antwort, ſondern deutete aufs Haus und ging in die Küche.

Er folgte. Er kannte ja jeden Schritt. Und als diente er noch auf dem Hof, bog er ſofort im Flur links ab und trat über die Schwelle:

— 'n Abend!

Die Knechte drehten ſich langſam um, ließen ſich aber im Kauen nicht ſtören und wendeten ihm wieder den Rücken. Die dicke Magd kicherte verlegen. Korſchatz aber fuhr plötzlich nervös auf, das Meſſer, mit dem er eben ein Stück Brot abgeſchnitten, in der Hand. Doch er ſetzte ſich gleich wieder, gewohnt, alles ſeiner Frau zu überlaſſen.

Die hatte keinen Augenblick die Faſſung verloren, ſondern rief über den Tiſch:

— Mir ſein noch beim Eſſen. Se können draußen warten!

Lehmann warf einen Blick auf die beiden ſtrohblonden Jungen, die ihn erſtaunt anglotzten, dann ging er hinaus zur Bank vor dem Haus, wo noch genau wie früher der Kalk abgeſtoßen war an der Wand von den Rücken, die hin und her geſcheuert, und vor der ein Loch ausgetreten war in der Erde. Er lehnte ſeinen Stock neben ſich und ſetzte ſich, wie er immer dort geſeſſen, indem er weit vorrutſchte, die Beine übereinander ſchlug, den linken Fuß einſtemmte, die Schultern an die ausgehöhlte Mauer drückte,

Digitized by Google

den Kopf hintenüber gelegt, die Hände über dem Leib gefaltet.

So blieb er unbeweglich.

Ein wohliges Gefühl kam über ihn; kein Ärger, daß die Frau geheiratet, kein Ärger, daß der andre da drin saß, kein Erstaunen über die beiden Bengel, die während seiner Pensionszeit, wie er die Zuchthausjahre genannt, auf die Welt gekommen waren. Er fühlte sich nur behaglich. Es war ihm, als sei er wieder zu Haus, hätte lange auf dem Felde gearbeitet, wäre müde und freute sich, bald schlafen zu gehen. Er hatte wieder eine Stelle, wo er sein Haupt niederlegen konnte, er war wieder ein ehrlicher Mann. Er wollte schon sein Brot verdienen. Nur 's Maul halten mußten die andern. Die zehn Jahre sollten nicht auf der Welt sein. Es ging niemand was an, wo er gewesen.

Aber zum Stall blinzelte er hinüber, zu dem Stall, dessen Dachstuhl durch seine Schuld einst niedergebrannt war. Man sah es schon, das war neu: frisches Holz; statt des Strohdaches Ziegel. Alles praktisch, dauerhaft, der Neuzeit entsprechend. Und wie er die Dachluke gewahrte, an der ein hölzernes Rad hing, darüber ein Strick lief mit einem Haken, freute er sich fast, daß man jetzt das Heu hinaufwinden konnte, als brauchte er es nicht mehr schweißtriefend auf dem Buckel die schmale Holztreppe hinaufzutragen.

Drinnen wurde kein Wort gesprochen. Das Klappern klang auf den Zinntellern. Frau Korschatz aß, als wäre nichts geschehen. Doch der Bauer rührte keinen Bissen an.

Digitized by Google

Er hatte sich an die Wand gelehnt, stemmte beide Fäuste gegen die zackige Tischkante und starrte vor sich hin.

Seine Frau sagte kauend:

— Emil, geh doch mal 'naus.

Er zuckte zusammen, sagte nichts, aber ging nicht fort. Auch die Frau schwieg. Da neigte sie sich zu ihm und flüsterte ihm zu:

— Weeßte Emil, nur nich schenieren, ee paar Worte reden, dann drückt er sich wieder. Mein Gott, Mitleid kann man doch ooch haben. Un was vorbei is, das is vorbei.

Damit stand sie auf, während er ihr nur zögernd folgte.

Als das Gesinde allein war, gab der junge Knecht der dicken Magd unter dem Tisch einen Stoß, daß sie wieder anfing zu grinsen. Die Alte aber meinte zu den Knechten ihr gegenüber:

— Wißt ihr, wer das is?

— Wer soll's denn groß sein?

Sie hielt die blau geäderte, verschrumpelte Hand an den Mund, während sie ihnen zuflüsterte, als sollten es die Kinder nicht hören:

— Das is der Gokelfritze, der Lehmann, der den Bauer hat verbrennen wollen.

Der eine Knecht meinte kopfschüttelnd, indem er sich im Kauen nicht stören ließ:

— So e Unsinn. Der brummt doch.

Aber die Alte fuhr fort:

— Ja, ja. Erscht haben se ihn nen Kopp kürzer

machen wollen, dann hat er 's Spinnhaus gekriegt fürsch Leben. Aber ich wer'n doch kennen. Ich hab'n doch noch als Junge gesehen. Ausgepietscht is er. Der macht mir nischt vor, wenn er sich ooch den Bart hat abnehmen lassen, daß'n keener kennen soll.

Als das Ehepaar hinaustrat, rührte sich Lehmann nicht vom Fleck. Und sie setzten sich neben ihm auf die Bank, zuerst die Frau, dann ein Stück entfernt der Mann.

Keiner wollte sprechen. Endlich sagte Lehmann, indem er mit dem Stock einen Kiesel fortschnellte:

— Ja, ja, ich bin nu wieder da.

Die Frau that ganz unbefangen:

— Na, Sie sehen ja soweit ganz wohl aus.

Er blickte sie von der Seite an:

— Ja, ja. 's scheint alles beim alten zu sein. Wie steht denn 's Korn?

Jetzt faßte sich der Bauer ein Herz:

— Nu, man kann nich klagen.

Lehmann sah zum Stallneubau und deutete mit dem Stock auf die Heuwinde:

— Das is gar nich dumm, das Ding.

Keiner gab eine Antwort.

Die Sonne war hinab, die Umrisse in der Ferne verwischten sich. Endlich sagte Lehmann:

— Is Sie's gut gegangen?

Die Frau antwortete:

— Na ja.

Und er wieder:

— Man kann nich klagen.

Digitized by Google

Dann wußte abermals keiner weiter. Der letzte rote Streifen am Himmel erloſch, als plötzlich Frau Korſchatz zu fragen begann:

— Nu, Sie machen wohl morgen weiter?

Lehmann fuhr erſtaunt herum:

— Wieſo denne?

— Na, Sie bleiben doch nich hier?

Es klang gereizt:

— Wer ſagt denn das? 's is doch meine Heimat.

Korſchatz übernahm für ſie die Antwort:

— Se meent ja bloß ſo . . .

Doch Lehmann wurde plötzlich erregt:

— Was ſoll denn das heeßen, möcht' ich bloß wiſſen? Ich weeß ſchon, Sie denken, ich kann nich hier bleiben. Gerade bleibe ich hier. Wo ſoll ich denn hin? Ich bin doch wo anders fremd. Hier is doch meine Heimat. Ee Schuft, wer niſcht uff ſeine Heimat hält.

Jetzt ſtimmte ihm plötzlich der Bauer eifrig bei. Doch ſeine Frau wendete ſich kurz entſchloſſen zum früheren Knecht:

— Na, Lehmann, ich mach Sie niſcht weiß, ſo bin ich nu eemal nich. Wie 's is, ſo is 's ooch, un Emil hat mir ja geſagt, daß Sie ſagen, Ihnen is allens egal.

Er unterbrach ſie, indem er mit einer Handbewegung die Luft durchſchnitt:

— Mir is allens eingal.

Die Frau fuhr fort:

— Nu ja, das wiſſen wir ja eben. Mich freut's, daß wir von den alten Geſchichten nich mehr reden. Aber

Digitized by Google

eens möchte ich doch ſagen — wirklich, ich meen's gut mit Sie —, hier in Hainsdorf ſollten Se nich bleiben.

Der andere wurde heftig:

— Nu, da möcht' ich doch wiſſen, warum nich?

Sie ſagte es ihm geradezu, es wären doch noch Erinnerungen von früher, er würde Schwierigkeiten haben, und es wäre beſſer, er ginge irgendwo hin, wo niemand von ihm wüßte.

Da ſprang Lehmann auf, pflanzte ſich vor die Bäuerin hin und, indem er den Handrücken ihr zuwendete, machte er bei jedem Wort eine Bewegung, als würfe er ihr die fünf Finger ins Geſicht:

— Das kann gut reden. Hier im weichen Neſt ſitzen, nich wahr, unangenehm is das nich! Un wenn eener aus der Penſion kommt, da is 's ſchon bequemer, er macht gleich weiter. Aber daraus wird niſcht! Ich muß meine Ehre rabiltieren. Gloobt ihr, ich loofe in der Welt als Schweinehund 'rum? Ich bin 'n anſtändiger Kerl. Ich hab' keene Kartoffeln nich un keen Stück Brot angerührt, was mir nich gehört hat. Das giebt's bei mir nich, da kann mir niemand niſcht nachſagen. Ich will mir hier rabiltieren, und dazu giebt's nur eene Manier: Emil, du biſt glücklicher geweſen wie ich, du haſt den Hof gekriegt, obgleich du genau ſo 'n armes Luder warſchſt wie ich. Alſo nu kannſt du dich ooch mal revangſchieren. Euretwegen hab' ich bloß die zehn Jahre weggemacht. Alſo wer ich mich hier bei euch als Knecht verdingen. Ihr macht keene ſchlechten Geſchäfte; ihr wißt, daß ich ſchuften kann.

Digitized by Google

Nun klemmte er plötzlich den Stock unter den Arm, ſpuckte ſich in beide Hände, ballte die Fäuſte und ſagte ſtolz:

— Wo ich anfaſſe, da braucht ihr keenen andern. Un die Krepierle da drin, die kennt ihr glei 'nausſchmeißen. Dann zahlt ihr nich drei, ſondern eenen. Und ich mach's für dasſelbe Geld wie frieher.

Er ſchlug ſich auf die Taſche, daß es klimperte, und fuhr fort:

— Geld hab' ich nich nötig, ich hab' ſchon 'n paar Kröten bei mir. Darum is 's mir nich. Rabiltieren will ich mir.

Der Bauer war aufgeſtanden. Die Bäuerin ſchüttelte den Kopf und ſagte, indem ſie den Vornamen wiederfand, als ſei er noch Knecht auf dem Hof:

— Karl, das wird nich gehen. Thut mir leid. Aber das fühlt doch der Blinde mit dem Stocke, daß das nich geht.

Lehmann meinte nur kurz:

— Das wern mir ja ſehen.

— Nee, das wern mir nich ſehen. Was nich is, is nich. Mir wünſchen dir alles Gute, aber das geht nu mal nich. Da giebt's niſcht zu ieberlegen weiter. Nich wahr, Emil?

Der Bauer wagte keine Antwort. Er machte nur ein nachdenkliches Geſicht. Lauernd blickte der Knecht die beiden an, dann ſagte er:

— Das heeßt alſo ſo viel wie 'rausgeſchmiſſen!

Frau Korſchatz zuckte die Achſeln. Nun begann der

Digitized by Google

Bauer, machte Redensarten, kein Mensch wolle ihm Böses thun, und sie wünschten alles Wohlergehen für ihn. Er möchte doch nur nicht grade das sich in den Kopf setzen.

Inzwischen waren die beiden älteren Knechte mit der alten Magd in die Thür getreten, während der junge bei der Dicken zurückblieb.

Die Kinder kamen zur Mutter, aber sie wies sie ab. Und die beiden Jungen setzten sich stumm auf die Bank, mit erstaunten Augen den Fremden musternd, von dem man nicht viel mehr sah als dunkle Umrisse.

Doch Lehmann blieb dabei. Er wollte sich rehabilitieren, und das konnte nur geschehen, wenn er auf demselben Hof eintrat, von dem er in Schmach und Schande weggeführt worden. Er wollte arbeiten von früh bis abends, wie drei, nur an die Vergangenheit sollte niemand rühren. Aber wie er das wiederholte, trat der eine Knecht dazu: sie wären Manns genug auf dem Hofe, sie brauchten niemand. Was denn das für eine Art sei: dann könnten sie wohl fortgehen. Sie hätten ihren Vertrag. Die Frau aber wurde heftig und schrie ihren Knecht an:

— Was is denn das nur für eene Tummheet? Wer red't denn davon? Ich habe von Anfang an gesagt, da giebt's nischt! Ich weeß ieberhaupt nich, wie der uf die Idee kommt. Die Sache is erledigt un abgethan!

Doch die alte Magd rief dazwischen, undeutlich aus dem zahnlosen Mund, indem sie den dürren Arm hob:

— Nu, das mechten Se ooch bereuen, wenn da was dran wäre! Da würde der ganze Hof abbrennen lichterloh!

Digitized by Google

Sie hatte kaum die letzte Silbe gesagt, als sich Lehmann auf sie stürzte und sie anbrüllte, daß die beiden Jungen erschrocken von der Bank flohen:

— Halt 's Maul, altes Aas! Halt 's Maul, sonst stopf' ich dirsch!

Und er hielt ihr den Stock dicht unter die Nase.

Einen Augenblick darauf war die Alte im Hausflur verschwunden. Lehmann aber ging auf den Bauer zu, der, als er kam, unwillkürlich einen Schritt zurückwich, trat ganz nahe an ihn heran, daß ihre Gesichter sich fast berührten, und sagte kurz:

— Emil, ich wer morgen meine Antwort holen. Überleg dirsch genau, sonst steh' ich für nischt.

Dann verließ er mit großen Schritten, ohne sich um die andern zu kümmern, den Hof und warf das Thor so heftig zu, daß es noch eine ganze Weile hin und her pendelte.

4.

Lehmann ging die Straße nach dem Dorf hinab; in der tiefen Dunkelheit sah man nur einen Schatten, hörte aber das taktmäßige Auftreffen der Stockzwinge auf dem Boden.

Nichts hatte sich verändert. Die Häuser standen noch wie sie einst gestanden. Das Wasser rauschte noch an der rechten Seite. Die kleine Bodenwelle vor dem Eintritt ins Dorf, die ganz unnötig schien, denn hinter ihr senkte sich

Digitized by Google

die Straße wieder, war noch immer nicht geebnet worden. Und er lenkte seine Schritte nach dem Wirtshaus, aus dessen vergitterten Fenstern heller Schein fiel auf die abgenagten Krippen mit ihren Haferresten längs der Mauer.

In der Wirtsstube war kein Mensch. Eine Bank lief rundum an der Wand, ein paar Eichentische standen davor, durch das Alter gebräunt. Er setzte sich in eine Ecke, legte Hut und Stock fort, stemmte die Ellbogen auf, faltete die Hände und starrte vor sich hin.

Ein Mädchen erschien. Er ließ sich einen Schnaps geben und schüttete ihn hinab. Dann blieb er wieder sitzen, ohne sich zu regen.

Er trank einen zweiten und einen dritten Schnaps. Ein alter Bauer kam herein, setzte sich, sog schlürfend einen Kümmel ein und leckte sich schmatzend die Lippen mit der Zunge. Keinen Blick warf er zu Lehmann hinüber, und nach einiger Zeit, nachdem er gezahlt, verließ er wieder die Stube.

Am Büffett lehnte die Kellnerin, besah ab und zu ihre gestickten Pantoffeln, krümmte die Zehen und streckte sie wieder, so daß in regelmäßigen Pausen die Sohle gegen den Fuß klappte.

Sie war erst seit einem Jahr im Ort. Von dem Mörder und Brandstifter hatte sie nie etwas gehört. Als niemand kam, fragte sie Lehmann, ob er weit her wäre. Und als sie keine Antwort erhielt, zog sie ein Gesicht und ging hinaus.

Lehmann saß allein, ohne sich zu rühren, während durch die Stille nur das Ticken der Kuckucksuhr klang,

Digitized by Google

an der jede Viertelſtunde die Klappe aufſprang und der kleine hölzerne Vogel rufend ſich verneigte, worauf mit einem jähen Ruck ſich die Klappe wieder ſchloß.

Da rollte draußen ein Wagen, eine Stimme tönte im Flur, die Thür ging auf und, den Hut auf dem Kopf, den Stock in der Hand, trat der Wirt ein; der Wirt, der ſeit zwanzig Jahren ſchon den „Anker“ beſaß.

Er war ein dicker Mann mit glattraſiertem bläulichem Geſicht und roter Naſe. Er blickte ſich um und ſagte: „Guten Abend!“ Dann ging er wieder hinaus und kehrte nach einiger Zeit ohne Hut und Stock mit ſeiner Frau zurück, ebenſo dick wie er. Sie ſchritt behäbig durch das Zimmer und ordnete die paar Zeitungen, die in Haltern eingeſpannt an Haken an der Wand hingen.

Lehmann rührte ſich nicht. Aber das Ehepaar begann plötzlich zu tuſcheln. Schließlich zog ſich die Frau in das anſtoßende Gaſtzimmer zurück, das nur bei beſonderen Gelegenheiten erleuchtet ward. Dort blieb ſie im Dunkel ſtehen, während ihr Mann einen Bogen um den Tiſch machte und Lehmann prüfend anſah.

Der merkte etwas davon, lehnte ſich in die Ecke, kreuzte die Arme und ſagte endlich, als ihm die Beobachtung unangenehm ward, zum Wirt:

— Herr Plenkner, noch 'nen Nordhäuſer.

Der Wirt rief die Kellnerin. Als das Mädchen kam, rief er laut:

— Zahlen!

Die Kellnerin öffnete die Ledertaſche, nahm eine Handvoll Geld heraus zum Wechſeln und fragte:

Digitized by Google

— Drei, nich wahr?

Doch Lehmann sah sie an:

— Ich will noch nich zahlen. Eenen Nordhäuser!

Das Mädchen wandte sich fragend zum Herrn. Der aber sagte:

— Rechnen Sie nur ab.

Und das Mädchen begann:

— Drei . . .

Da griff Lehmann in die Tasche, holte einen blanken Thaler heraus und schlug ihn mit der Faust auf den Tisch, daß es krachte. Dazu rief er:

— Herr Plenkner, ich versteh' schon, Sie meenen wohl, ich habe nischt.

Und hintereinander schlug er noch ein paar Thaler auf den Tisch:

— Un een Zimmer will ich für die Nacht. Ich loschier' mir hier ein. Aber een feines, — ich kann's zahlen. Ich will das Vorderzimmer im Flur rechts.

Das Mädchen stand unschlüssig da. Der dicke Wirt aber befahl:

— Rechnen Sie mit dem Herrn ab, und weiter geben Sie nichts mehr!

Lehmann sagte noch einmal:

— Ich verlange eenen Nordhäuser. Wird's bald?

Der Wirt trat näher:

— Sie thäten wohl, wenn Sie machten, daß Sie weiterkämen!

Lehmann sprang auf:

— Da schneiden Se sich. Ich bleibe hier. Das is

Digitized by Google

meine Heimat. Und ich werde jetzt eenen Nordhäuser trinken.

Inzwischen war die Thür aufgegangen, und ein paar Bauern traten ein. Sie sagten dem Wirt guten Abend und setzten sich in eine Ecke. Doch Lehmann war nicht zu beruhigen:

— Ich verlange eenen Nordhäuser un mei Zimmer. Ich zahle voraus. Was kostet's?

Dabei schob er die Thaler dem Wirt zu über den Tisch, als wollte er wechseln lassen.

Der aber war noch röter geworden. Wütend stieß er das Geld zurück, daß ein Geldstück herunterfiel und die Kellnerin es aufheben mußte:

— Ee Mann wie Sie bekommt keen Zimmer in meinem Hause. Ich kann uffnehmen, wen ich will. Und zu trinken bekommen Sie ooch nischt. Jetzt vorwärts, zahlen und 'naus!

Die Wirtin war aus dem Nebenzimmer getreten, blieb ein Stück hinter ihrem Mann stehen und zupfte ihn am Rock, daß er nicht heftig werden sollte. Der aber wendete sich um und rief seiner Frau zu:

— Meenst du, so eenen nehmen wir in unser Haus? Was sollen denn da die andern Gäste sagen!

Die Frau flüsterte ihm ängstlich bittend zu:

— Lass'n doch! Lass'n doch! Du wirst den doch nich reizen.

Doch der wütende Mann fuhr fort:

— Nich wahr, erst sollen wir'n Quartier geben, daß er uns hernachens den roten Hahn uffs Dach setzt. Wir

Digitized by Google

haben ja gesehen, daß er das kann. Nee, da giebt's nischt.

Und noch einmal rief er Lehmann an:

— Jetzt machen Sie, daß Sie 'nauskommen!

Der andere aber schob den Tisch beiseite, ging auf den Wirt zu, stellte sich dicht an ihn heran, während er ihn seitwärts über die Schulter ansah. Dann sagte er laut:

— Herr Plenkner, habe ich Sie was gethan? Wie kommen Sie zu so was? Sie müssen jeden Gast uffnehmen, und ich bin Gast hier. Ich lasse mich nich 'nausschmeißen.

Die Wirtin hielt sich vor Angst beide Hände an die Schläfen und jammerte:

— Mein Gott! Mein Gott!

Der Wirt aber wendete sich zu den Bauern in der Ecke, die schon unruhig herüberblickten:

— Kannst du dich besinnen, Schmidt? Du kennst ihn doch ooch, Ziegler? Sie ooch! Das is doch der Knecht vom Hilprich, der Karl Lehmann. Soll der sich mausig machen dürfen hier? Was sollen wir mit solchen Leuten in Hainsdorf! Der soll doch wo anders hingehen. Der müßte lieber rot werden, als daß er sich wieder hier zeigt.

Die Bauern standen auf: Gutsbesitzer Ziegler, ein großer starker Mann mit ergrauendem Haar, glattrasiertem Gesicht, dessen Stoppeln am Kinn weiß schimmerten, Schmidt, ein kleiner, grätiger Kerl mit krummen Beinen. Sie redeten durcheinander, berieten die Sache, und Ziegler stellte sich sofort auf Seite des Wirts:

— Man müßte gleich zum Vorstand schicken.

Digitized by Google

Alle ſahen ihren Hof ſchon in Flammen aufgehen, denn der Sträfling war losgelaſſen, der ſchon einmal Feuer angelegt und einem andern nach dem Leben getrachtet. Alle fühlten, daß es ihre Pflicht war, den gefährlichen Menſchen von der Gemeinde fern zu halten.

Und der kleine Schmidt, der freigebiger war als die andern Bauern, hatte ſchon in die Taſche gegriffen, denn er meinte, dem Hungerleider ſollten ſie einen Zehrpfennig mitgeben, um ihn in Güte loszuwerden.

Die Kellnerin hatte die drei Schnäpſe von einem Thaler abgezogen und das kleine Geld hingelegt. Alles wartete bloß darauf, daß Lehmann das Haus verlaſſen ſollte.

Der ſtand vor ſeinem Platz. Aber mit einem Male ſchwand ſeine Wut; das Gefühl der Heimatloſigkeit, daß niemand etwas von ihm wiſſen wollte, veränderte ſeinen Zorn zu Bitterkeit, zu Weichheit und ſchließlich zur Verachtung.

Er raffte das Geld vom Tiſch, ließ es in die Hoſentaſche gleiten, nahm ſein Taſchentuch mit den Habſeligkeiten, den Stock in die Hand, und dann rief er:

— Ich will eich was ſagen, ihr Luderſch! Ich gehe, jawohl, ich gehe. Aber ich gehe nur, weil ich mit ſo eener Geſellſchaft nich an eenem Tiſch ſitzen mag, und weil ich in ſo eener Kneipe keenen Augenblick länger bleibe. Deshalb geh' ich. Habt ihr's verſtanden? Ihr . . . ihr . . . alten . . .

Seine Lippen bebten. Er ſuchte nach etwas, das die andern träfe. Er fand es nicht. Endlich warf er ihnen ins Geſicht:

Digitized by Google

— Schiß habt ihr, ihr Kerle!

Dann riß er die Thür auf, ging hinaus, warf ſie krachend zu. Und als er vor dem Wirtshaus ſtand, hob er drohend den Stock, lachte ein paarmal laut auf und eilte nach irgend einer Richtung, er wußte nicht wohin, mit langen Schritten in die Dunkelheit hinaus.

5.

Er lief die Straße hinab, ohne zu wiſſen wohin. Außerhalb des Ortes bog er in einen Feldweg ein und rannte in blinder Wut ein Stück fort.

Dieſe ſatten Bürger, dieſe ehrbaren Bauern! Dieſe Schurken und Schufte dort unten in dem elenden Neſt! Und dieſer dicke Wirt mit der Kupfernaſe und dem feiſten Wanſt, der die Biergläſer nicht richtig vollgoß, um noch ein paar Pfennige abzuſtreichen, der die Bauern beluxte, wo er nur konnte. Dieſer Erzgauner, der hinter Schloß und Riegel gehörte, hatte gewagt, ihn hinaus-zuwerfen?

Was hatte er denn gethan? Er hatte Rache am Nebenbuhler genommen. Nicht geſtohlen, nicht die andern übervorteilt, ſondern ſein ganzes Leben hindurch für den Bauer gearbeitet, geſchuftet von früh bis abends.

Und dieſe Bande da, die die Gäule pfefferte, die den Milchertrag der Kühe falſch angab, die Sand ins Mehl that, daß es ſchwerer wäre, die das Brot zu klein buk und die Knochen mitwog, dieſe ehrſame Halsabſchneidergeſell-

Digitized by Google

ſchaft, die dem Bauer in Not das Geld borgte auf Wucher, die wollte ſich beſſer dünken als er?

Eine ſolche Erbitterung kam über ihn, daß er laut ſchimpfte und den Stock ſchwang. Einer dieſer Kerle ſollte ihm jetzt einmal begegnen, den Schädel ſchlüge er ihm ein, und wenn er gleich wieder in die Penſion müßte. So eine ſcheinheilige, gottvergeſſene Geſellſchaft!

Er war an der Seite des Weges gegangen, vor ſich hinredend wie ein Trunkener. So hatte er eine Egge nicht bemerkt, die halb auf dem Acker, halb auf dem Felde ſtand. Mit einem Male ſtieß er mit dem Schienbein daran und überſchlug ſich ſofort. Er raffte ſich auf. Sein Bein ſchmerzte, daß er kaum auftreten konnte. Er ſetzte ſich an den Wegesrand und befühlte es. Ein Dreieck war in die Hoſe geriſſen, und wie er hindurch faßte auf die nackte Haut, war ſie feucht und klebrig.

Aber das ſchien ihm ganz gleich. Er ſuchte den entfallenen Hut und ging weiter, langſamer, denn der Weg führte den Berg hinan.

Er überlegte, wo er die Nacht bleiben ſollte. Im Wirtshaus ward ihm die Unterkunft verweigert. Bei den andern betteln gehen um ein Unterkommen? Nein, — dazu war er zu ſtolz.

Zum nächſten Dorf war es zu weit und ſchon finſtere Nacht, und jetzt, wo es auf den Feldern zu thun gab, gingen die Bauern zeitig zu Bett. Er würde alles verſchloſſen finden.

Er mußte hier in der Nähe bleiben, denn er wollte ſchon zeitig auf dem Hof vorſprechen.

Digitized by Google

Er ſetzte ſich an den Feldrain und ſchob den Hut in den Nacken. Die Luft war lau, er konnte die Nacht gut im Freien verbringen.

Er wunderte ſich nur, daß kein Stern blinkte. Und nun blickte er aufmerkſam zum Himmel empor. Er meinte Wolken zu erblicken, die in dicken Ballen hinzogen, aber die Dunkelheit war zu groß.

Als er an der Hoſe herunterfuhr, fühlte er die Blutſpur bis an den Stiefel und ſagte ſich: „Verflucht nochmal, das iſt doch mehr als ich dachte.“ Und weil es im Schienbein ſtach und pulſierte, band er ſein Taſchentuch um die ſchmerzende Stelle.

Immer ſann er nach über die Behandlung, die ihm zu teil geworden war, und immer ſicherer ſtand es bei ihm feſt, es gab nur ein Mittel, ſeine Ehre wieder herzuſtellen: indem er beim Bauer auf dem Hof als Knecht angenommen ward. Dann ſollte der Wirt mal ſehen, der Lump! Und der krummbeinige Schmidt, der immer nur andre hatte für ſich ſchuften laſſen. Und der lange Ziegler, der das große Maul hatte. Gegen ſie war ſeine Wut größer, je länger er es ſich überlegte, als gegen Emil Korſchatz und Auguſte. Sie würden ihn morgen ſchon aufnehmen, das war immer der Schluß ſeines Gedankenganges.

Wie er ſo daſaß, drang die Feuchtigkeit der Erde ihm durch das Beinkleid. Der Wind fing über die Höhe an zu blaſen, und mit einem Male war es ihm, als wäre ſein Ärmel naß.

Er ſtreckte die Hand aus und blickte zum ſchwarzen Himmel auf, als könnte er den Regen erkennen, obwohl

Digitized by Google

man in der Finsternis nichts sah. Da fühlte er auf der Handfläche — ja, es regnete. Ganz dünn, ganz schwach. Er sprang auf. Eine Nacht im Freien, wie oft hatte er das durchgemacht als junger Bursch. Aber jetzt paßte ihm das nicht. Auch das noch dazu!

Er ging ein Stück weiter, um sich im Unterholz zu verkriechen. Er konnte nichts sehen. Diese verfluchte Finsternis! Da trat er plötzlich in ein Loch und fiel aufs Knie — natürlich auf das verletzte. Und wie er dann in den Busch griff, um sich aufzurichten, und ihn Dornen stachen, rief er ganz laut: — Verdammte Schweinerei! — Nun gab er es auf, eine bessere Stelle zu finden, verkroch sich unter einen Strauch und streckte sich der Länge nach aus. Er tastete, ob dichte Blätter ihn beschützten. War es eine Haselnußstaude? Nein, eine Weide. Er fühlte es an den glatten Zweigen und an der Form der Blätter.

Aber er war müde, legte sein Bündel, in das er ein Paar Strümpfe eingeknotet hatte und ein baumwollenes Tuch, unter den Kopf, klappte den Kragen hoch, steckte die Hände wie in einen Muff in beide Ärmel und versuchte zu schlafen.

Er schlief wie ein Tier, bis er fröstelnd aufwachte. Der Boden war lehmig, klitschig, der Regen rauschte, und der Wind blies. Er zog die Beine an. Aber es ging ihm durch und durch. Und nun fühlte er, daß sich gerade dort, wo er mit den Schultern lag, eine Lache gebildet hatte und sein Ärmel naß war wie ein Schwamm.

Er schreckte empor, als hätte ihn etwas gestochen. Dann blieb er unter dem Busch hocken und schimpfte wieder ganz laut:

Digitized by Google

— Verfluchte Schweinerei!

Der Regen ging weiter und weiter. Er ward ſtärker, der Wind trieb ihn ſchief, daß die Blätter gar keinen Schutz mehr boten. Und plötzlich brach ein Wolkenbruch los, daß es ihm vom Boden ins Geſicht ſpritzte.

Da ſtand er auf. Er ſchien keinen trockenen Faden mehr zu beſitzen, alles klebte, die Erde hing am Ellbogen, an der Hüfte, am Bein.

Es mußte ſchon gegen Morgen ſein, denn unten zeichnete ſich wie in einer Nebelmulde das Dorf ab.

Je heller es ward, deſto ſtärker ſetzte das Unwetter ein. Und Lehmann faßte einen Entſchluß: er ſprang durch das Unterholz, daß die Zweige knackten und er ein paarmal ſtrauchelte, um eine große Birke zu erreichen, neben der ein gewaltiger Buſch wuchs.

Dort fand er einigermaßen Schutz. Er blieb ſtehen, dicht an den Stamm gepreßt. Er hörte es plattern und rauſchen, er ſah den Regen vom rötlichen Lehmboden in die Höhe ſpritzen und fühlte, daß ihm das Waſſer bis auf die Knochen gegangen war.

Da fröſtelte ihn. Er mußte nieſen. Es biß ihm in den Augen, es krabbelte ihm in der Naſe, ein Schüttelfroſt überfiel ihn, er fror, daß er nur ſo klapperte. Und er ſagte ſich: „Da hat mir dieſer Lump dort unten glücklich einen Schnupfen beigebracht.“

Er dachte wieder daran, was ihm wohl früher eine ſolche Nacht gethan! Wie oft hatte er den ganzen Tag im Regen gearbeitet, was machte es ihm! Aber er überlegte: zehn Jahre ‚Penſion‘ immer regelmäßig zu Bett gehen,

Digitized by Google

immer ein Dach über dem Kopf und wohlgeſchloſſene Mauern, daß kein Zug hereinkam, und ein Strohſack und ein paar warme Decken!

Seltſam — einen Augenblick kam es ihm wie eine Sehnſucht nach ſeiner Zelle, Seitenflügel B, Nr. 186. Dort war es wenigſtens warm und trocken. Aber im nächſten Moment konnte er es kaum erwarten, bis es Zeit wäre, hinunterzugehen, anzuklopfen und zu fragen beim Bauer.

Jetzt krähte ſchon im Dorf ein Hahn. Es ward lichter und lichter. Nur der verfluchte Regen hörte nicht auf. Lehmann ſpießte den Stock in den Boden, hing ſein Tuch daran, ſein Tuch, das naß war wie ein großer Badeſchwamm, dann ſchlug er die Arme zuſammen, blies ſich in die Hände und ſchaute an ſeinen Beinen hinab. Es war hell genug, daß er jetzt ſehen konnte, wie ſeine Hoſe zerriſſen war. Das Tuch um die Wunde war ſchmutzig und blutig, am Beinkleid liefen rote, halb durch den Regen ausgewaſchene Spuren herab. Das Knie ſchmerzte ihm und war ganz ſteif geworden.

Wie er nun wartete und wartete, wie die Tropfen unerſchütterlich gleichmäßig niederſanken, ſich zum wahren Landregen entwickelnd, da packte ihn eine Verzweiflung, wie ſie Karl Lehmann noch nie in ſeinem Leben, nicht einmal am Tage der Verurteilung, gekannt.

Die unten wollten nichts von ihm wiſſen. Die ſcheinheilige Geſellſchaft war ſchuld geweſen, daß er ſeinen neuen Anzug zerriſſen und beſchmutzt hatte, daß er naß war und ausſah, als hätte er wie ein Trunkener im Graben gelegen.

Er beſaß nichts Trockenes mehr: ſein Tuch war durch-

Digitized by Google

weicht. Er hatte nichts genoſſen geſtern, als die paar Stücke Brot und die drei Gläſer Schnaps. Er fühlte ſich übel, übernächtig. Und ein brennendes Bedürfnis ſtieg in ihm auf nach friſchen Sachen, nach einem Dach über dem Kopf, nach einem Feuer, an dem er ſich wärmen könnte, nach einem warmen Trank, der die Erkältung fortbrächte, die der in der Zuchthausluft verkränkelte Körper ſich geholt.

Da konnte er es nicht mehr ertragen, länger zu warten. Die dort unten hatten in den Betten gelegen und ein gutes Abendeſſen gehabt, da mochten ſie nur beizeiten aufſtehen, ihm Rede und Antwort zu ſtehen.

Er nahm Stock und Tuch. Und wie er ſich auf den Weg machte und erſt einmal ging, kam neue Thatkraft über ihn.

Sein Bein war zwar ſteif, aber er trat vorſichtig auf. Trübe lag die Landſchaft da. Langgeſtreckte Dunſtſtreifen zogen ſich in einer Spirale an den Weiden am Bache hin. Es regnete und regnete in immer gleichmäßiger Dünne. Und wie er nach rechts abbog, dem Hof zu, ſah er das goldige Korn, das geſtern noch ſtolz aufrecht geſtanden und dem Druck des Windes nur nachgegeben, um ſich im nächſten Augenblick wieder aufzurichten, wie niedergemäht und zertreten am Boden, in ganzen Bahnen, die das Unwetter in den Feldern geriſſen den Abhang hinab. Im ſtillen freute er ſich. Er hatte eine böſe Nacht gehabt, das war die Rache. Die ſtolze Ernte war hin, der Hafer ſtand nicht wieder auf. Er kannte doch die Felder.

Er kletterte über den Graben, ging die Straße hinab,

Digitized by Google

ſtand vor dem Hof, klinkte an der Thür — ſie war verſchloſſen.

Nun lief er um den Stall herum, den Stall, den er einſt angezündet und der viel ſchöner geworden war als früher, ging um das Haus durch den Garten, wo die Bäuerin geſtern Rettiche gezogen, an den Fenſtern hin den alten Weg, als käme er eben von der Arbeit. Er packte den Thürgriff: es war nicht verſchloſſen, und er trat in die Küche.

Das Feuer brannte ſchon auf dem Herd, an dem Emil Korſchatz ſtand und von einem größeren Scheit Holz Späne ſchnitt.

Lehmann ſchloß hinter ſich die Thür und ſagte laut:

— Morgen, Emil!

Der andere, in Hemdärmeln, Holzſchuhe an den Füßen, fuhr herum, und als er Lehmann ſah mit dem verſtörten, übernächtigen Geſicht, dem zerriſſenen, beſchmutzten Anzug, blutbefleckt, erſchrak er ſo, daß ihm das Meſſer aus der Hand fiel und er rief:

— Was is denn los? Was is denn los?

— Ich hole die Antwort.

Doch der Bauer ſchrie ſofort laut:

— Guſte! Guſte! Guſte!

Aber Lehmann trat näher:

— Du fürchteſt dich wohl, mein Junge? Du kannſt wohl nich alleene entſcheiden? Du haſt wohl die Hoſen nich an uff dem Hof?

Man hörte Klappern auf der Treppe, und die Bäuerin erſchien. Auch ſie wich zuerſt erſchrocken zurück. Dann

Digitized by Google

trat ſie zu ihrem Mann, als wolle ſie ihm Kraft verleihen, und rief barſch:

— Was wollen Sie denn hier?

— Antwort holen!

Sie keifte los:

— Das is doch keene Manier zu nachtſchlafender Zeit. Alſo machen Se erſcht mal, daß Sie fortkommen. Dann können Sie wiederkommen zu Mittage. Aber nich frieh um finfe, man is kaum uffgeſtanden. Alſo gehen Se mal gleich weiter!

Die Wut ſtieg in Lehmann's Hirn:

— Hören Se mal, da ſein Sie an den Falſchen gekommen. Das giebt's nich bei mir. Mir is allens eingal. Aber meine Antwort will ich haben! Un jetzt nochmal in den Dreck 'nauslaufen und in den Regen, wo ich die ganze Nacht ſchon bei Mutter Grün geweſen bin, da ſind Se ſchief gewickelt!

Sie trat auf ihn zu und warf ihm ihre braune, knochige Hand entgegen:

— Wozu iſt denn das Wirtshaus da?

Er ward dunkelrot:

— Das Wirtshaus, wo ſe eenen 'rausſchmeißen, da ſoll ee anſtändiger Menſch noch hingehen, in ſo 'n verfluchtes Bumslokal? Ich will een Dach überm Kopp haben. Ich will ee Feuer haben, daß ich meine Sachen kann trocknen. Ich will eene Suppe haben oder eenen Kaffee, oder was Se wollen. Was Warmes in'n Magen, un 'nen Schnaps will ich haben! Und zahlen will ich Stück für Stück. Aber 'rausſchmeißen laſſ' ich mich nich!

Digitized by Google

Doch die Frau war nicht eingeſchüchtert:

— Hier is kee Wirtshaus!

— Was ſoll das heeßen?

— Daß Se machen ſollen, daß Se fortkommen.

Lehmanns Hals blähte ſich in Wut, während er den Stock hob und damit in der Luft herumfuchtelte:

— Alſo, da wollen mir mal anders fragen. Jetzt gebt mir Antwort, ihr beeden. Antwort ſofort: trete ich heite an oder nich?

Sie ſtarrten ihm ins Geſicht. Er drehte den Stock herum, nahm ihn bei der Zwinge und fuhr fort:

— Aber keen Wenn und Aber, ſondern ganz ruhig: ja oder nee. Un eens ſage ich eich, nehmt eich in acht, was ihr ſagt. Es kennte was paſſieren!

Korſchatz war hinter ſeiner Frau bis an die Wand zurückgewichen. Sie aber ging an Lehmann vorbei, ſtieß mit dem Fuß die Thür auf, daß ſie einen Holzſchuh dabei verlor, zeigte mit der ausgeſtreckten Hand hinaus und rief:

— Drohen! Hier in unſerm Haus? Naus! Naus! Un keenen Schritt ſetzen Se wieder ieber die Schwelle!

Aber als ſie ſeine funkelnden Augen ſah und den Ausdruck um ſeinen Mund, rief ſie, ſo laut ſie konnte, daß man es im Stall drüben hören ſollte:

— Winſche! Thiele! Anna! Winſche! Thiele! Anna!

Doch Lehmann kannte ſich nicht mehr. Die Behandlung in ſeinem Heimatort, das Scheitern aller Hoffnungen, die Nacht im Freien, der zerriſſene Anzug, die Wunde am Bein, der leere Magen, Schmerz, Dreck, Regen,

Digitized by Google

Erkältung, alles raubte ihm den Verstand. Er hob den Stock mit der dicken Krücke, und mit den Worten:

— Warte Luder, da hast de eens! — schlug er nach der Bäuerin breitem Schädel.

Er traf sie auf den Kopf. Das dünne Haar schwächte den Schlag nicht ab, und sie flog ohne einen Laut, wie vom Blitz getroffen, über die Schwelle hinaus, daß sie auf dem Flur liegen blieb und nur die bloßen Füße in die Küche hineinhingen. Dabei sauste der Holzschuh, den sie noch getragen, im Schwunge gegen das Fenster, daß es klirrend zerbrach.

Jetzt war des Bauern Feigheit überwunden. Nun gab es kein Zurück: er stand vor der Entscheidung, die ihn zehn Jahre lang bedroht. Er griff ein Scheit Holz auf, das neben dem Herde lag, hob es mit beiden Händen und führte damit nach Lehmann einen Schlag. Doch der sprang zur Seite, daß der wuchtige Hieb nur seinen linken Arm traf. Er stürzte sich auf den Bauer, packte ihn bei den Schultern und warf ihn hin. Dann holte er mit Blitzesschnelle seinen Nickfänger aus der Tasche und stieß ihn Korschatz, der betäubt war durch den Sturz, in den Hals.

Die Bäuerin aber schrie aus Leibeskräften:

— Hilfe! Hilfe!

Aus dem Stall drüben kamen die Knechte gelaufen, denen sie entgegenwimmerte:

— Hilfe! Hilfe! Er macht ihn tot!

Der junge Knecht war mit einem Satz in der Küche, der zweite folgte ihm, ein Beil in der Hand, der dritte,

Digitized by Google

alte, griff nach einem Pfahl, der im Flur lehnte, und die drei warfen ſich auf den Mörder.

Der aber wehrte ſich nicht, und während ihn die kräftigen Fäuſte packten, ſagte er nur:

— Ich hab's verſprochen, ich kehl ihn ab!

Digitized by Google

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.

Deutscher Adel um 1900

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Erster Teil

Sylvester von Geyer

Ein Menschenleben

Roman in 2 Bänden

geh. Mk. 10.—; geb. Mk. 12.—.

Professor Berthold Litzmann schließt eine ausführliche Besprechung des Werkes mit den Worten: Es ist so schlicht und ernst und dabei so wundervoll gesund und mutig und trotz des tragischen Schlußakkordes freudig, daß ich meine, es müßte, ebenso wie mir, jedem Leser willkommen sein und ihm die Seele erquicken. Es ist an erster Stelle für reife Menschen geschrieben, aber, ich glaube, auch für die heranwachsende Jugend; wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirken könnte und müßte.

Zweiter Teil

Eysen

Roman in 2 Bänden

geh. Mk. 10.—; geb. Mk. 12.—.

Hamburger Nachrichten: Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man diesen Roman Omptedas als das Beste bezeichnet, was wir zur Zeit an modernen Romanen überhaupt besitzen.

Leipziger Tageblatt: In all diesen Charakteristiken steckt der eminent kulturhistorische Wert der Arbeit, die noch vielen Generationen als Quelle für ihre Erforschungen der Edelsverhältnisse unseres Jahrhunderts dienen wird.

Literarisches Centralblatt: . . . es weht etwas von dem Geiste unserer größten Romandichter in diesem Werke.

Digitized by Google

Neue Badische Landeszeitung: Ein Werk, das für sich selbst spricht, das seinen Weg in die Häuser und in die Herzen finden wird, auch ohne besondere Empfehlung.

Neues Wiener Tageblatt: Eine künstlerische Leistung von kulturhistorischer Bedeutung, wie die deutsche Erzählungslitteratur nicht nur im letzten Jahre, sondern schon seit langer Zeit keine zweite aufzuweisen hat. —

Dritter Teil

Cäcilie von Sarryn

Roman in 2 Bänden

geh. Mk. 10.—; geb. Mk. 12.—.

Die Post: Es ist ein Buch der freudigen, lächelnden Entsagung; ein Buch zum Ruhm jener besten Frauen, von denen man wenig spricht, und die doch in ihren Familien stets die guten Engel in bösen Stunden gewesen sind. Es sollte vielen Frauen, die nur die Genußfreude und das rauschende Leben kennen wollen, in die Hand gegeben werden, damit es erzieherisch und auch tröstend wirke. Und gesunde junge Mädchen sollten es lesen, damit sie an der Hand eines klugen und gutherzigen Dichters eintreten in einen wunderreichen Wirkungskreis, den sich auch die auf Eheglück verzichtende Frau schaffen und erhalten kann.

Die Zeit: Das ist mit schlichter und innerlich ganz wahrhaftiger Kunst geschildert, gleichzeitig mit tiefer Liebe zu den geschaffenen Gestalten, gleichzeitig mit freier, künstlerischer Überlegenheit.

Prager Tageblatt: Man kann dies jüngste Werk Omptedas unbedenklich für ein Meisterwerk erklären und muß die Zartheit der Hand die es schrieb, aufrichtig bewundern.

Westermanns Monatshefte: Der tapfere Geist, der in dem Buch lebt, hat etwas von der gesunden, ungebrochenen Kernhaftigkeit Roseggers, ohne dessen Altertümlichkeiten zu teilen. „Cäcilie von Sarryn" ist ein Hohelied auf die stille, sonst so ruhmlose „Heldengröße des Weibes" — ein Hohelied und eine hohe Mahnung, ein Buch für das deutsche Haus, wie es bei uns alle Jahr nur ein- oder zweimal geschrieben wird.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Unentbehrlich

für jeden

Gebildeten

Probenummern kostenlos

Vierteljahrspreis:
Ladenpreis: Mk. 3.— = Kr. 3.60 = Fr. 4.—.
Bei direkter Zusendung:
Im Inland Mk. 3.75; im Ausland Mk. 4.—
Postzeitungspreisliste Nr. 4603

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W., Lützowstr. 2.

Digitized by Google

Unentbehrlich für jeden Gebildeten, der sich über die litterarische Bewegung des In- und Auslandes auf dem Laufenden halten will, ist

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: **Dr. Josef Ettlinger**

Sammel-Organ für alle litterarischen Interessen.

Essais, Biographien, Kritiken aus angesehenen Federn • Litteraturbriefe aus allen Kulturländern • Gedrängte Revue der in- und ausländischen Zeitschriften • Vollständige Bibliographie • Porträts • Proben aus neu erscheinenden Werken • Nachrichten.

„Unentbehrlich ist ein oft mißbrauchtes Wort, aber ich glaube hier doch sagen „zu dürfen, daß „Das litterarische Echo für den, der sich für die Litteratur „interessiert und mit ihr beschäftigt, wirklich **unentbehrlich** ist.

(Tägliche Rundschau.)

„ . . . . Das litterarische Echo, das sich in den zwei Jahren, die seit seiner „Gründung verflossen sind, eine feste Stellung erworben hat und in der That „bereits **unentbehrlich** genannt werden kann.

(Norddeutsche Allgem. Zeitung.)

„Namentlich für den Deutschen im Auslande geradezu **unentbehrlich**.

(Der ostasiatische Lloyd.)

* * *

Das litterarische Echo

das jetzt im 4. Jahrgang steht, darf als das reichhaltigste, verbreitetste und meistbeachtete deutsche Litteraturblatt gelten. Es giebt in leicht übersehbarer Form ein getreues und umfassendes Spiegelbild des gesamten Litteraturlebens im In- und Ausland. • Es steht im Dienste keiner litterarischen Richtung und bemüht sich, die Beschäftigung mit litterarischen Dingen auch dem gebildeten Laien zu erleichtern. • Es besitzt ca. 150 Mitarbeiter und eigene Korrespondenten in allen Kulturländern. • Es wurde von angesehenen Zeitschriften des Auslandes, in den Litteraturvorlesungen der pariser Sorbonne und anderwärts als das vorzüglichste Informations-Organ auf litterarischem Gebiete empfohlen.

Digitized by Google

Der Berner „Bund“

vom 6. November 1901

enthält den folgenden Artikel von Dr. J. V. Widmann:

Das litterarische Echo.

Wir bringen in unserem Blatte von Zeit zu Zeit unter der Rubrik „Zeitschriftenschau“ Mitteilungen über bemerkenswerte Arbeiten, die in Monatsheften wie „Deutsche Rundschau“, „Neue deutsche Rundschau“, „Westermann“, „Kunstwart“ u. s. w. u. s. w. sich befinden. Aber daß solche Hinweise sehr lückenhafte und fast nur zufällige sein können und sind, müssen wir selbst zugestehen.

Wer dagegen alle Monate zweimal erfahren will, was überhaupt in sämtlichen deutschen und auch in den wichtigsten ausländischen periodischen Schriften von litterarisch-wissenschaftlichem Gepräge erscheint, der findet dies nirgends besser als in der von Dr. Josef Ettlinger herausgegebenen und im Verlag F. Fontane u. Co. erscheinenden Halbmonatsschrift: „Das litterarische Echo“. Entsprechend dem Titel giebt dieses Organ jede auch nur einigermaßen interessante Schallwelle wieder, die auf den Gebieten der Belletristik, des Theaters, der Litteratur und Wissenschaft im weitesten Sinne eine wenn auch noch so kleine Tonstärke gewonnen hat. Die Redaktion des litterarischen Echos ist gewissermaßen die zentralste und am reichsten ausgestattete litterarische Telephonstation Europas, die überdies, ohne daß man anzuläuten braucht, antwortet. Hierzu ist auch zu bemerken, daß sie übrigens im ersten Hauptteil jeder Nummer immer auch eine Anzahl Originalaufsätze bringt, an welche sich dann erst dann das „Echo der Zeitungen“, das „Echo der Zeitschriften“, das „Echo des Auslandes“, das Echo der Bühnen“ und die kurzen Bücheranzeigen anschließen. Auch hat sie ihren Sprechsaal, in dem Mitarbeiter ihre Meinungen austauschen und sich dabei manchmal etwas ereifern, da Litteraten und Gelehrte meist nervös und temperamentvoll sind. Um so besser unterhält sich der beiseite stehende ruhige Zuhörer.

Dieses mit größter Umsicht geleitete Unternehmen hat jetzt im November seinen vierten Jahrgang begonnen. Dem 1. Novemberheft liegt ein Inhaltsverzeichnis der im ganzen Jahre behandelten Themata bei, bei dem es uns schwindelt. Wie wächst die papierene Welt fortwährend! Gottlob, daß auch da Saturn seine Kinder verschlingt und daß die bedruckten Blätter, wenn sie ihre

Digitized by Google

Schuldigkeit gethan haben, ebenso verschwinden wie die Blätter des Sommergrüns, die jetzt der Novemberwind von den Bäumen geblasen hat. Und das ist gewiß — ihrer Hunderte braucht man nicht anzusehen oder doch nur ausnahmsweise zur Hand zu nehmen, wenn man das „Litterarische Echo" besitzt, wo getreulich verzeichnet steht, was sie enthalten.

Es sei noch beigefügt, daß dieses wundersame litterarische Zentralorgan auch Illustrationen bringt — hauptsächlich Porträts von Schriftstellern und Schriftstellerinnen, je nach dem Tagesinteresse, zuweilen aber auch Proben aus künstlerisch schön ausgestatteten Werken.

Der einsamste Mensch kann also vermöge des „Litterarischen Echos" alle 14 Tage genau erfahren, was gerade in der litterarischen Welt vor sich geht. Das ist die Bedeutung dieser einzigartigen Halbmonatsschrift, die wir unseren Lesern hiermit warm empfehlen.

Einige weitere Urteile über

Das litterarische Echo

Als überaus stattlicher Foliant von rund 1600 Druckseiten liegt der gesammelte, erste Jahrgang dieser bei ihrem Erscheinen mit einmütigem Beifall begrüßten litterarischen Halbmonatsschrift jetzt vor. Durchblättert man die 24 Hefte noch einmal, die man im Einzelnen ja als gute alte Bekannte begrüßt, so muß man billig staunen, erstens über die Fülle und fast durchgängige Gediegenheit der Aufsätze und sodann darüber, daß von einem litterarischen Unternehmen von so großem und einleuchtendem Nutzen erst das letzte Jahr des alten Jahrhunderts den ersten Band uns brachte.

Berliner Tageblatt.

Everybody interested in German literature should subscribe to the new fortinigthly magazine. „Das litterarische Echo." It is an excellent literary magazine, erudite and popular at the same time.

Book Notes.

. . . . . Einen Widerhall finden alle diese litterarischen Bestrebungen und Kämpfe der Zeit um die Dichtung in der reichhaltigen Halbmonatsschrift „Das litterarische Echo," dessen erster Jahrg. 1898—99 mir vorliegt. Dieses umfassende Sammelorgan litterarischer Interessen ist die beste Ergänzung selbst der allerneuesten Litteraturgeschichten, da es in orientierenden Aufsätzen

Digitized by Google

und Charakteristiken, kurzen Berichten und Besprechungen in Proben und Stücken wie ein getreuer Spiegel eine Anschauung von den Erscheinungen der zeitgenössischen Litteratur giebt. Das bunte Gewimmel der Tagesschriftstellerei in ihren wichtigsten und wesentlichen Erzeugnissen findet in besonderen Rubriken sein Echo. Da Schriftsteller aller Arten und der verschiedensten Anschauungen zum Wort kommen und zu der reichen Fülle des wohl gruppierten Stoffes beitragen, darf diese Zeitschrift als die vollständigste in ihrer Art gelten. Zur Orientierung über alle litterarischen Ereignisse und Meinungen wüßte ich keine bessere zu nennen.

Deutsche Zeitung.

Nachdem das ehemals so berühmte „Magazin für Litteratur" als litterarisches Organ kaum noch in Betracht kommt, nachdem auch die „Internationalen Litteraturberichte" in Leipzig neuerdings ganz beträchtlich an Brauchbarkeit nachgelassen haben, steht das „Litterarische Echo" heute vollständig ohne Konkurrenz da. An Reichhaltigkeit übertraf es schon längst alle ähnlichen Organe und die Redaktion des Blattes ist eine mustergiltige. Hamburg. Fremdenblatt.

Te Berlijn verschijnt om de 14 dagen „Das litterarische Echo", een tijdschrift, waavan de vijf nummers, die men er ons van toezond, er goed nitzen. Groote verscheidenheit en veelzijdigheid van inhoud, fraaie portretten van auteurs.

Het Nieuws van den Dag.

La revue s'annonce comme devand dépasser de loin toutes ses concurrents.

Le Musée Belge.

Une revue de tout premier ordre.

Mercure de France.

„Jetzt, wo das Litterarische Echo kaum noch im Zeitschriften-Etat des Litteraturfreundes fehlen dürfte, fragt man sich immer wieder, wie es nur möglich war, daß ein solches Unternehmen nicht schon seit Jahrzehnten ins Leben gerufen wurde . . . Man kann es sich schon nach dreijährigem Bestehen überhaupt nicht mehr wegdenken." Rhein.-Westf. Ztg.

„Eine ausgezeichnete Zeitschrift . . . sehr feinsinnig und gewissenhaft geleitet . . ." Christliche Welt.

Der Nutzen, den die Zeitschrift so stiftet, ist demnach ein doppelter: sie vermittelt dem Schriftsteller das Interesse des Publikums und leitet letzteres zum reinen Genuß der litterarischen Produktion. Dadurch wird sie so äußerst sympathisch, fast wie ein Freund, und es ist eine einfache Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir durch diese Zeilen die Herrn Kollegen, denen das litterarische Echo noch nicht bekannt ist, auf seinen großen und bleibenden Wert aufmerksam machen. Südwestdeutsche Schulblätter.

Digitized by Google

„. . . Ich gestehe Ihnen offen, daß mir seit langer Zeit keine Litteraturzeitschrift so große Freude bereitet und so viel Nutzen gewährt hat, wie die von Ihnen begründete . . .“

Universitäts-Professor Dr. Ernst Elster.

„Das gesamte litterarische Leben unserer Nation wie in einem Spiegel zusammenzufassen und den Litteraturfreunden so die Möglichkeit zu verschaffen, dieses eigenartige und intime geistige Leben unseres Volkes zu überschauen und mit lebendigem Anteil zu verfolgen, ist der Zweck der vorliegenden neuen Zeitschrift. Daß eine solche Zeitschrift eine unbedingte Notwendigkeit für unsere Zeit ist, wird jeder zugestehen, der mit uns der Meinung ist, daß in unserem Zeitalter nur das Volk auf die Dauer lebens- und leistungsfähig bleibt, das durch das gemeinsame Bindemittel einer tiefgehenden litterarischen Bilduug fest zusammengekittet wird . . . darum ist es heute vielleicht unsere allerwichtigste Aufgabe, die Kreise der Gebildeten unseres Volkes für dessen Litteratur nachdrücklich zu interessieren und so unser Volk vor Verflachung und gigerlhafter Verblödung, die uns leider in den Straßen und Gesellschaftssälen unserer Hauptstädte schon vielfach entgegentritt, zu bewahren. Eines fehlt gerade den maßgebenden Kreisen unseres Volkes vielfach noch in großem Maße: die Fähigkeit, litterarisch zu genießen und die zu litterarischem Genuß drängende Eß- und Trinklust. Zu dieser muß unser Volk seinem größten Teile nach erst erzogen werden; die Aufgabe, eine solche Erziehung anzubahnen und in die rechten Formen zu leiten, will die vorliegende Zeitschrift zu lösen versuchen. Ich glaube, dieses Ziel ist so hoch und groß, daß alle, die unser Volk und sein geistiges Leben lieben, sich freudig in den Dienst dieses reinen Strebens stellen werden. Und jeder, der zur Verbeitung dieser Zeitschrift beiträgt, hilft an der Erreichung des weitgesteckten Zieles thatkräftig mitarbeiten. — Und diese Zeitschrift verdient es, daß sie die weiteste Verbreitung vor allem auch in Lehrer und Schulkreisen, den berufenen Erziehern unseres Volkes findet.“

Zeitschrift für deutschen Unterricht.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Bei Bedarf gefl. hier abzuschneiden und an die nächste Buchhandlung zu senden oder direkt an den Verlag
F. Fontane & Co., Berlin W.

Unterzeichneter wünscht

kostenfreie Zusendung eines **Probeheftes** der Halbmonatsschrift*)

„Das litterarische Echo"

ein Abonnement und regelmäßige Zusendung der Halbmonatsschrift*)

„Das litterarische Echo"

Abonnementspreis für ein Vierteljahr folgt gleichzeitig per Postanweisung — ist nachzunehmen.

*) Das Nichtgewünschte ist auszustreichen.

Ort und Datum:

Name:

Vierteljahrspreis:
Ladenpreis: Mk. 3,— = Kr. 3.60 = Fr. 4.—
Bei direkter Zusendung:
Im Inland Mk. 3.75; im Ausland Mk. 4.—
Postzeitungspreisliste Nr. 4603

Es wird gebeten, Name und genaue Adresse recht deutlich anzugeben.

Digitized by Google

Bücherzettel

An die Buchhandlung von

.....

.....

Princeton University Library
32101 069176277

Digitized by Google